



# DISSERTATION / DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation / Title of the Doctoral Thesis

**Migrationserfahrung als Ressource?**

**Soziale, kulturelle und migrationsbezogene  
Hintergründe, welche aus der Sicht älterer MigrantInnen  
in Wien für die Entwicklung einer positiven subjektiven  
Lebensqualität bedeutsam sind**

verfasst von / submitted by

**Mag.rer.soc.oec. Josepha Nell**

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
**Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)**

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on the student  
record sheet:

A 784 122

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt /  
field of study as it appears on the student record sheet:

Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht



**Ich handle nicht nur gemäß dem, was ich bin,  
sondern ich werde auch gemäß dem, wie ich handle.**

Viktor Frankl 2002: 97

**Für Friedrich**



In erster Linie möchte ich mich bei all meinen GesprächspartnerInnen bedanken, die sich nicht nur die Zeit nahmen, um mir ihre interessanten Lebensgeschichten zu erzählen, sondern mir auch ihr Vertrauen schenkten.

Ganz besonders herzlich möchte ich mich bei Professor Christoph Reinprecht bedanken, der mich im Zuge des Dissertationsprozesses immer unterstützte und sich Zeit für meine Fragen nahm. Selbst die Distanz Luxemburg–Wien konnte seiner guten und fundierten Betreuung nichts anhaben.

Meinen Eltern Verena und Wolfgang Stagl gilt ein besonders großer Dank. Sie förderten, begleiteten und motivierten mich mein ganzes Leben lang. Bei dieser Dissertation war ihre umfassende Unterstützung nicht nur in emotionaler, sondern auch in fachlicher Hinsicht wichtig. In ihnen fand ich immer interessierte Zuhörer und Feedbackgeber. Sie zweifelten auch nie an einer erfolgreichen Fertigstellung der Dissertation – ein sehr wichtiges und bestärkendes Gefühl während der Zeit des Verfassens.

Meine Großtante Marie Therese Prochnik (†31. Mai 2005) hat in mir schon früh das Interesse an Lebensgeschichten geweckt. Sie hat mir viel von ihrer schweren Jugend aufgrund ihrer jüdischen Herkunft in Naziösterreich erzählt. Ihr weiterer Lebensweg war ebenfalls von vielen Schicksalsschlägen geprägt. Sie zeigte mir, dass es möglich ist, trotz oder gerade wegen vieler Schicksalsschläge eine Resilienz zu entwickeln und diese bis ins Alter zu bewahren.

Bei meiner Tochter Philippa und bei meinem Sohn Wenzel möchte ich mich bedanken, da sie die beste sowie willkommenste Ablenkung und Zerstreuung von dem Dissertationsprojekt sind. Schön, dass es sie gibt!

Meine Freundinnen, meine Freunde, meine DissertantInnengruppe, meine Familie und meine Schwiegereltern Trudy Louise und Gerfried Nell haben mir durch ihr Zuhören, ihr Interesse, ihr Feedback, ihre Unterstützung und ihre Motivation in Zeiten des Zweifels immer sehr geholfen. Vielen Dank!

Meinem Mann Friedrich Nell gilt ebenfalls mein ganz besonderer Dank, da er mich unermüdlich in jeglicher Hinsicht unterstützte. Ohne ihn hätte ich diese Dissertation nicht schreiben können. Ihm ist diese Dissertation gewidmet.



<b>I. Einführung .....</b>	<b>9</b>
<b>1. Einleitung .....</b>	<b>9</b>
<b>2. Forschungsbedarf .....</b>	<b>12</b>
<b>3. Forschungsfragen und Erkenntnisinteresse .....</b>	<b>15</b>
<b>4. Gliederung der Dissertation .....</b>	<b>17</b>
<b>II. Theoretischer Rahmen .....</b>	<b>18</b>
<b>1. Migrationsprozesse aus einer soziologischen Perspektive .....</b>	<b>18</b>
1.1 Migration, eine Begriffsbestimmung .....	18
1.1.1 Migrationstheorien, ein Abriss .....	20
1.1.2 Neue Perspektiven in der Migrationssoziologie .....	23
1.1.3 Der phänomenologische Blick auf Migration .....	27
1.1.4 Transnationale Migration .....	31
1.2 Geschichte der „Migration“ in Österreich seit den 1950er-Jahren – ein Abriss .....	35
1.3 Ältere MigrantInnen: eine homogene Kategorie? .....	36
1.4 Versuch einer Definition .....	39
<b>2. Alter(n) in der heutigen Gesellschaft: Migrationshintergrund – eine Besonderheit? .....</b>	<b>41</b>
2.1 Alter(n), ein undefinierbarer Begriff? .....	41
2.2 Alter(n)sbilder und Alter(n)svorstellungen in der heutigen Gesellschaft .....	46
2.3 Lebenslagen im Alter(n) .....	49
2.4 Der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand .....	51
2.5 Erfahrung der Migration – ein Potenzial im Alter(n)? .....	53
<b>3. Salutogenese, Lebensqualität und Resilienz im Kontext älterer MigrantInnen .....</b>	<b>58</b>
3.1 Gesundheit: eine Annäherung an den Begriff .....	58
3.2 Salutogenese nach Aaron Antonovsky .....	61
3.2.1 Das Konzept des Kohärenzgefühls (SOC) .....	63
3.2.2 Kritik an und Modifizierung von Antonovskys Konzept des SOC .....	68
3.3 Gesundheit im Alter und in der Migration .....	73
3.3.1 Der „Healthy Migrant Effect“ .....	78
3.4 Lebensqualität .....	81
3.5 Resilienz und Coping-Strategien .....	86
3.6 Ressourcen im Alter und in der Migration .....	88
3.6.1 Soziale und personelle Ressourcen .....	90
3.6.2 Strukturelle und ökonomische Ressourcen .....	95
3.6.3 Kognitive und emotionale Ressourcen .....	96
3.6.4 Autonomie und Handlungsfreiheit .....	97
<b>4. Migration, Alter(n) und Lebensqualität: eine Positionierung im Forschungsfeld .....</b>	<b>99</b>
<b>III. Forschungsprozess und Darstellung der Ergebnisse .....</b>	<b>102</b>
<b>5. Forschungsprozess .....</b>	<b>102</b>
5.1 Methodologie .....	102
5.2 Biografische Interviews .....	104
5.2.1 Durchführung biografischer Interviews .....	106
5.2.2 Interpretation der biografischen Interviews .....	107
5.3 Überblickartige Darstellung des Forschungsprozesses .....	108
<b>6. Darstellung der Ergebnisse .....</b>	<b>112</b>
6.1 Vorstellung der GesprächspartnerInnen .....	113
6.2 Die Ausgangssituation vor der Migration nach Österreich .....	117
6.2.1 Zwischenfazit: Herkunftskontext .....	121
6.3 Die Ankunft in Österreich .....	123
6.3.1 Zwischenfazit: Ankunftskontext .....	127
6.4 Die Sichtweise auf die Lebensphase Alter und der Blick zurück auf die Biografie .....	128
6.4.1 Zwischenfazit: Reflexion der eigenen Biografie .....	133

6.5 Narrative des Migrationsprozesses .....	137
6.5.1 Soziale und personelle Ressourcen .....	138
6.5.2 Strukturelle und ökonomische Ressourcen .....	145
6.5.3 Kognitive und emotionale Ressourcen .....	154
6.5.4 Autonomie und Handlungsfreiheit .....	170
6.5.5 Zwischenfazit: Narrative des Migrationsprozesses .....	196

**IV. Zusammenfassende Reflexion, Diskussion der Ergebnisse und Ausblick .....** 204

**V. Literatur .....** 218

# I. Einführung

## 1. Einleitung

Ziel der Dissertation ist es, migrationsbezogene Gründe zu finden, die für eine positive subjektive Lebensqualität im Alter ausschlaggebend sind.

„Lebensqualität“ soziologisch zu definieren, ist herausfordernd, da es sich zum einen um einen sehr weit gefassten Begriff handelt und dieser zum anderen alltagssprachlich häufig gebraucht wird. Aus diesem Grund erfolgt in dieser Dissertation eine weitläufige Annäherung an diesen Begriff, und zwar über eine kritische Auseinandersetzung mit der Bedeutung von subjektiver Gesundheit. Lebensqualität wird dabei nicht nur über die zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen definiert, sondern auch – und hier liegt der Fokus dieser Arbeit – über die Handlungsfreiheit und Autonomie von Menschen, die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen im Alter umzusetzen (vgl. Capability-Ansatz nach Nussbaum, Sen 1997; Reinprecht 2006; Amann 2010).

Den theoretischen Ausgangspunkt dieser Dissertation bildet eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Salutogenese und des Kohärenzgefühls (SOC) nach Aaron Antonovsky (1997). In diesem wird nach positiven und Resilienz erzeugenden Ressourcen gesucht, die Gesundheit fördern bzw. aufrechterhalten. Einige Ansätze des salutogenetischen Gedankenkonstrukts müssen hinterfragt und modifiziert werden. Dennoch birgt es viel Potenzial in sich und kann als Rahmentheorie (vgl. Franke 1997; Faltermaier 2000) für wissenschaftliche Studien fungieren. Antonovsky (1997) lieferte zwar keine Definition des Gesundheitsbegriffs, er entwickelte aber ein Gesundheits-Krankheits-Kontinuum, dem jeder Mensch zuordenbar ist. Er rückte somit von einer dichotomen Betrachtung von Gesundheit und Krankheit ab. Zudem beschrieb er das Kohärenzgefühl als die Fähigkeit des Menschen, mit Stressoren und Spannungen umzugehen. Je höher dieses ist, desto eher kann ein Mensch Stressoren positiv verarbeiten. Entscheidend dabei ist, über welche Ressourcen das Individuum verfügt. Diese Widerstandsressourcen setzen sich aus unterschiedlichen Bereichen (körperliche, materielle, psychische und soziokulturelle Bereiche (vgl. Faltermaier et al. 1998)) zusammen. Antonovsky beschreibt in seiner Theorie keinen speziellen Coping-Stil bzw. kein spezielles Coping-Verhalten (vgl. Franke 1997), um mit Stressoren adäquat umgehen zu können. Diese sind aber für eine empirische Umsetzung der Forschungsfrage vonnöten. Deshalb fungiert das Konzept der Salutogenese als übergeordnete Theorie, die mit weiteren wissenschaftlichen Annahmen aus der Lebensqualitäts- sowie Resilienzforschung spezifiziert wird.

Die in dieser Dissertation untersuchte Zielgruppe sind ältere MigrantInnen, die im Laufe der 1960er- und 1970er-Jahre nach Österreich gekommen sind und bereits einen erheblichen Teil ihres Lebens in Österreich verbracht haben. Dabei ist der Prozess der Migration die Gemeinsamkeit, wobei eine phänomenologische Perspektive bei der Auseinandersetzung mit Migration eingenommen wird. Das heißt, es wird von dem Paradigma, dass Migration einem

zyklischen Stufenmodell folgt, bei dem eine Assimilationsebene die nächste bedingt (vgl. Esser 1980), Abstand genommen und der Einsicht, dass Migrationsprozesse offen, mehrdimensional und vielschichtig sind (Reinprecht 2006; 2012), Rechnung getragen. Wie Breckner postuliert, ist Migration „als Zusammenhang von Erfahrungen aus der Herkunfts- und der Ankunftsgesellschaft zu verstehen“ (Breckner 2009: 43). Das bedeutet, in dieser wissenschaftlichen Arbeit findet kein Aufklopfen von Kategorien statt. Im Gegenteil, Bewertungen und Kategorisierungen, wie die Migration klassifiziert wird, werden von der Migrantin/dem Migranten selbst vorgenommen. Breckner (2009) bringt dies auf den Punkt, indem sie schreibt: „Einfache Typisierungen von Verhaltensweisen werden zurückgewiesen mit dem Argument, dass deren Bedeutungen aus der Perspektive der Handelnden erst rekonstruiert werden müssen, bevor sie als Zuschreibungen bestimmten Erklärungsmustern oder gar Klischees zugeordnet werden“ (ebd.).

Neben der Gemeinsamkeit des Migrationshintergrunds weist die Zielgruppe ein Alter von zumindest 60 Jahren auf. Die Lebensphase „Alter“ zu definieren, stellt ein herausforderndes Unterfangen dar, da sie sozial konstruiert ist und jede Gesellschaft unterschiedliche Altersbilder aufweist (vgl. de Beauvoir 1970; Rosenmayr 2004; Amann, Kolland 2008). Zudem ist der Trend, dass sich Lebensläufe und Biografien ausdifferenzieren, auch in der Lebensphase „Alter“ zu beobachten. Das bedeutet, ehemals festgelegte Lebenszyklen (Ehe, Kinder, Pensionseintritt) verlieren ihre Beständigkeit und werden zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchlaufen (Backes 2004). Hierbei ist hervorzuheben, dass der Übergang von einem mittleren Lebensalter zu der Phase „Alter“ zum einen unscharf ist und sich zum anderen die letzte Lebensphase in den vergangenen Jahrzehnten zusehends ausgedehnt hat (Backes et al. 2010). Der Herausforderung, die Lebensphase „Alter“ zu kategorisieren oder zu definieren wird in der Dissertation begegnet, indem Altersbilder, die neben der Einstellung zum Alter auch die Sichtweise auf das Alter in unserer Gesellschaft beschreiben, aufgezeigt werden (Schmitt 2004). Neben Altersbildern kommt den Lebenslagen im Alter eine wichtige Bedeutung zu (Amann 2000; Clemens, Naegele 2004; Reinprecht 2006; Motel-Klingebiel et al. 2010), wobei kontrovers diskutiert wird, ob im Alter eine Manifestation, eine Angleichung oder eine Verschärfung von sozialer Ungleichheit stattfindet.

In Anlehnung an Wiesmann et al. (2004) wird in dieser Dissertation die Gruppe der 60- bis 80-Jährigen als „junge Alte“ bezeichnet, da diese im Schnitt vor relativ kurzer Zeit noch im Arbeitsleben standen, über eine verhältnismäßig gute Gesundheit verfügen und ein selbstständiges Leben führen können. Fragen, die sich mit der Zukunft – z. B. im Falle von Pflegebedarf – beschäftigen und ein Resümieren über das bisherige Leben sind in diesem Lebensabschnitt jedoch bereits relevant (Wiesmann et al. 2004, Rosenmayr 2004). Mit dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben und dem Erreichen eines gewissen Alters korrespondiert auch ein Bilanzieren der eigenen Biografie. Der Migrationsprozess wird kritisch hinterfragt

und bewertet (Reinprecht 2006). Aus diesen Gründen ist es sinnvoll, in dieser Phase des Lebens die biografischen Interviews anzusetzen.

Studien, die sich mit Migration im Alter befassen, fokussieren primär auf Personen, die als sogenannte Gastarbeiter nach Österreich kamen. In dieser Dissertation wird die Zielgruppe bewusst weiter gefasst. Dies führt zu einem weiteren wichtigen Aspekt, den es zu beschreiben gilt: Die Gruppe der älteren Personen mit Migrationshintergrund zeichnet sich durch eine enorme Heterogenität aus (vgl. ebd.; Baykara-Krumme et al. 2012; Dietzel-Papakyriakou 2012). Studien müssen dieser Tatsache Rechnung tragen, indem sie einerseits die Heterogenität beschreiben und sich andererseits mit Vereinheitlichungen zurückhalten. In dieser Dissertation wird der großen Heterogenität der Untersuchungsgruppe mit einer Kontrastierung der Fälle begegnet, es werden also bewusst InterviewpartnerInnen gewählt, die sich neben dem Migrationsgrund in Geschlecht, Ethnie, Bildungs-, Lebens- und Einkommenslage unterscheiden (Lamnek 1995: 149; Holloway, Wheeler 1998: 92). Die Herausforderung und das Spannende an Studien zu dieser Zielgruppe ist, bei all der Heterogenität und der Differenziertheit auch die Gemeinsamkeit, nämlich die Erfahrung der Migration (als Prozess) und ihre spezifischen Einflüsse auf das Leben im Alter zu untersuchen (Baykara-Krumme et al. 2012). Die Gruppe der älteren MigrantInnen sollte dabei nicht isoliert und losgelöst von einem größeren gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden. Vielmehr steht sie in einem Zusammenhang mit allgemeinen gesellschaftlichen Tendenzen, nämlich dem Auftreten einer größeren Heterogenität von Biografien und einer Differenziertheit von Lebensphasen und -entwürfen. Dieser Wandel führt zwar zu einer größeren Unsicherheit und Ungleichheit in der Gesellschaft, er eröffnet aber auch einen Zuwachs an Gestaltungsoptionen im Alter (Reinprecht 2006).

Dietzel-Papakyriakou (2012) sieht gerade in der Verknüpfung der beiden Forschungsdisziplinen Alter und Migration ein großes Potenzial: „So führt die gerontologisch motivierte Frage nach im Lebenslauf entstandenen Lebensstilen, Kompetenzen und Ressourcen zu der Frage nach den besonderen Arrangements, die Migrantinnen und Migranten unter den spezifischen Bedingungen der Migration entwickelt haben, und zu der Frage, welche von diesen Arrangements ihnen im Alter als Ressourcen dienen könnten“ (Dietzel-Papakyriakou 2012: 444). Genau an diese Frage möchte diese Dissertation anknüpfen, indem sie nach den Ressourcen sucht, die durch bzw. in der Migration entstanden sind. Der Blick zurück auf das eigene Leben und die damit verbundene Rekonstruktion der Autobiografie im Alter sollen als ein Ausgangspunkt für diese Studie dienen und einen wertvollen Beitrag zur Antwortfindung leisten.

## 2. Forschungsbedarf

In wissenschaftlichen Studien werden MigrantInnen oft in eine Rolle – als Problemgruppe, die viele Defizite aufweist – gedrängt, der sie nicht entsprechen und die sie gesellschaftlich stigmatisiert (Reinprecht 2006: 178). Dem Alter wird eine ähnliche Position zugeschrieben; mit diesem werden ebenfalls Defizite und Probleme assoziiert. Dabei wird übersehen, dass sowohl das Alter als auch die Migration viele Potenziale in sich bergen. Zudem können weder alte Menschen noch Personen mit Migrationshintergrund als isolierte gesellschaftliche Randgruppen betrachtet werden. Der demografische Wandel und der damit verbundene zunehmende Anteil an älteren Menschen können nicht von allgemeinen gesellschaftlichen Prozessen losgelöst betrachtet werden (Backes 2004). Selbiges gilt für ältere MigrantInnen, denn sie sind mittlerweile Teil eines gesamtgesellschaftlichen Bildes geworden (Reinprecht 2006). Das bedeutet, Altern in der Migration muss in einem größeren gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden. Um nicht Gefahr zu laufen, dies aus einer normzentrierten mittelständischen Perspektive zu tun, in der jegliche Abweichung als Defizit und Problem wahrgenommen wird (ebd.: 38ff.), ist eine Studie, welche die betroffene Personengruppe selbst zu Wort kommen lässt, besonders wichtig. Brockmann beschreibt die Dringlichkeit einer solchen Studie: „Without research into the views of older ethnic minority migrants themselves on what they regard as important in their lives – research that has yet to be undertaken in many European countries – the field will lack the appropriate conceptual foundations“ (Brockmann 2002: 303).

Studien zu älteren MigrantInnen sind bis dato rar, und dieses Forschungsfeld kann als nicht etabliert bezeichnet werden. Beide Themenkomplexe (Migration und Alter) stellen jedoch einen zentralen Schnittpunkt des gesellschaftlichen Wandels im 21. Jahrhundert dar. Zudem können beide Forschungsfelder voneinander profitieren, indem sie eine Perspektivenerweiterung ermöglichen. Welche Besonderheiten das Alter unter Berücksichtigung der Migration hat und umgekehrt, stellt daher ein großes und relevantes Forschungsfeld dar, das bis her noch kaum Eingang in die Soziologie gefunden hat (Baykara-Krumme et al. 2012: 11; Dietzel-Papakyriakou 2012: 444). Studien, die sich mit diesem Nischenthema befassen, sind daher von großem wissenschaftlichem Interesse.

Ältere MigrantInnen sind eine sehr heterogene Gruppe, die unterschiedliche Bedürfnisse und Lebensstile aufweist. Dieser Differenziertheit müssen sowohl Theorien als auch empirische Erhebungen gerecht werden (Reinprecht 2006). Baykara-Krumme et al. (2012) betonen die Relevanz von Studien, die das Verbindende der Erfahrung von Migration im Alter untersuchen und gleichzeitig den Blick für das Heterogene der Zielgruppe vor Augen haben: „Es ist alternswissenschaftlich trivial, festzustellen, dass sich jüngere von älteren Personen in vielfacher Hinsicht unterscheiden – dennoch bleibt es derzeit noch ein Ziel, dieses gerontologische und lebenslaufsoziologische Grundwissen in die migrationswissenschaftliche Analyse einfließen zu lassen“ (Baykara-Krumme et al. 2012: 36). MigrantInnen sind nicht zuletzt

deshalb so heterogen, weil sie aus verschiedenen Motiven migrieren und sehr differenzierten sozialen Schichten angehören. Selbst die Gruppe der ArbeitsmigrantInnen weist sehr viele heterogene Untergruppen auf (Dietzel-Papakyriakou 2012: 443). Bei all der Heterogenität dieser Gruppe gilt es jedoch die Gemeinsamkeiten, welche auf das Phänomen der Migration zurückzuführen sind, im Blick zu behalten (ebd.).

Wie bereits dargelegt, wurden in der Vergangenheit Studien über MigrantInnen verfasst, die diese Gruppe als defizitär und problembeladen darstellen (Dietzel-Papakyriakou 1993). Eine Arbeit, die von diesem Paradigma abkommt und die Vielfältigkeit von MigrantInnen und insbesondere deren Potenziale herausarbeitet, ist in diesem Bereich von großem Nutzen und kann ein Vorstoß in eine neue Denkrichtung (weg vom Opferansatz hin zum Selbsthilfeansatz) sein. Biografische Interviews stellen einen adäquaten Erhebungsansatz dar, da sie die Sicht der MigrantInnen selbst offenbaren. In den Interviews können die Energien und Potenziale benannt werden, die ein gutes Leben ermöglichen (Kontos 1999; Rosenthal 1999; Dietzel-Papakyriakou 2012). Reinprecht schreibt in diesem Zusammenhang Folgendes: „Die Frage nach dem Einfluss von Migration (als Prozess, nicht als Ereignis) auf die Erzeugung von Lebensqualität erscheint also nicht zuletzt deshalb bedeutsam, weil sie den Blick öffnet für die Komplexität migrantischer Lebensrealitäten, Befindlichkeiten und Entscheidungslagen“ (Reinprecht 2012: 355).

Antonovskys Salutogenesemodell passt genau in diesen Denkansatz, da in diesem die Entstehung und Aufrechterhaltung von Gesundheit im Mittelpunkt steht. Es wird also mit der fatalistischen Herangehensweise, Gesundheit als einen unveränderbaren, aufoktroierten Zustand zu sehen (Reinprecht 2006: 179) gebrochen. Die Biografie eines Menschen ist für Antonovskys Konzept der Salutogenese deshalb so wichtig, weil Ressourcen, die sich das Individuum im Lauf seines Lebens angeeignet hat, nur über eine Betrachtung der Lebensgeschichte herauskristallisiert werden können (Bengel et al. 2001: 27).

Reinprecht (2006) bemängelt, dass das Konzept der Salutogenese noch kaum Eingang in wissenschaftliche Erhebungen im Zusammenhang mit Alter und Migration gefunden hat: „Das Konzept der Salutogenese, das exakt übersetzt Gesund-Werdung durch Heil-Werdung meint, also am Gedanken der aktiven Sorge um das eigene Wohlergehen ansetzt, findet sich in der Literatur zu Altern und Migration hingegen nur selten, was darauf hindeutet, dass in diesem Bereich noch der herkömmliche defizitorientierte Blick auf die Arbeitsmigration vorzuherrschen scheint“ (Reinprecht 2006: 179). Die vorliegende Dissertation möchte einen wichtigen Beitrag dazu leisten diese Forschungslücke zu beheben. Die durch die Erfahrung der Migration entwickelten positiven sozialen Faktoren, die es ermöglichen, im Alter eine positive subjektive Gesundheit und somit Lebensqualität aufrechtzuerhalten, sollen herausgearbeitet werden.

Antonovsky überprüfte seine Hypothesen mittels quantitativer Methoden, nicht ohne zu betonen, dass eine phänomenologische Herangehensweise eine wichtige Bereicherung für die salutogenetische Forschung und daher stark in seinem Sinne ist (Antonovsky 1997: 71). Kanon wissenschaftlicher Studien zu dem Konzept der Salutogenese ist, dass es wichtig ist, Grundlagenforschung in diesem Bereich zu forcieren, insbesondere die Genese und die damit verbundene Stabilität des SOC betreffend (Geyer 2000). Wie Faltermaier betont, ist qualitative Forschung in diesem Zusammenhang wichtig: „Die stärkere Einbeziehung qualitativer Forschungsansätze würde beispielsweise gerade in der Salutogeneseforschung den Spielraum beträchtlich erweitern, komplexe subjektive Erfahrungen, ihre Zusammenhänge und Prozessverläufe zu rekonstruieren und damit zur Theorieentwicklung beizutragen“ (Faltermaier 2000: 189).

Eine qualitative Studie – wie die vorliegende Dissertation – kann daher einen wichtigen Beitrag für die sozialwissenschaftliche Forschung leisten, da zum einen die salutogenetische Fragestellung perspektivisch erweitert behandelt wird und zum anderen die Potenziale älterer MigrantInnen herausgearbeitet werden, ohne in Pauschalisierungen abzudriften.

### 3. Forschungsfragen und Erkenntnisinteresse

Ziel der Dissertation ist es, die Auswirkungen der Migration (als Prozess) auf das subjektive Lebensqualitätsempfinden von MigrantInnen im Alter zu untersuchen. Um dieses Forschungsvorhaben realisieren zu können, gilt es, Theoriekonzepte zu den jeweiligen Themenbereichen zu sichten, einander gegenüberzustellen und auf das eigene Forschungsvorhaben umzusetzen. Der theoretische Teil dieser Dissertation gibt einen Überblick über die bisherigen Theorien und Forschungsansätze zu diesem Themenfeld. Dabei wird ein Perspektivenwechsel, der die Potenziale des Alters und der Migration hervorhebt und negative Stereotype konterkariert, Eingang in die Dissertation finden. Die Besonderheiten, mit denen MigrantInnen im Alter konfrontiert sind (Rückkehrillusion, Sprachprobleme, Barrieren usw.) und wie diesen begegnet wird (Bezug zu Primärfamilie, soziale Netzwerke usw.), wird ebenfalls dargestellt.

Aufbauend auf den theoretischen Überlegungen und Konzeptionen wird in der Dissertation folgende Forschungsfrage untersucht:

- ★ Welche Bedeutung hat die Erfahrung der Migration für die Entwicklung einer positiven subjektiven Lebensqualität im Alter?

Der subjektiven Komponente von Gesundheit wird in der Dissertation mit dem Lebensqualitätskonzept begegnet, wobei Lebensqualität nicht nur über die zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen definiert wird, sondern auch über die Handlungsfreiheit und Autonomie von Menschen (vgl. Nussbaum 1997; Sen 1997; Reinprecht 2006; Amann 2010; Allardt 1997) im Alter. Die Forschungsfrage impliziert demnach, dass durch die Erfahrung der Migration Ressourcen entstehen, die im Alter für eine Aufrechterhaltung von Lebensqualität mitverantwortlich sein könnten. Diese Ressourcen gilt es zu benennen.

In den Sozialwissenschaften wird die Fähigkeit, Ressourcen zu aktivieren und dadurch mit Stress adäquat umgehen zu können, in der Resilienzforschung behandelt. Resilienz bedeutet in diesem Zusammenhang wie Mergenthaler postuliert „das Phänomen einer positiven Anpassung oder Entwicklung angesichts widriger Lebensbedingungen oder -ereignisse“ (Mergenthaler 2012: 62). Coping-Strategien ermöglichen es dem Individuum, die notwendigen Ressourcen zu aktivieren, um mit Stress umgehen zu können (vgl. Schneider 2000). Da Antonovsky in seinen Theorien keine Coping- und Resilienzkonzepte nennt, werden diese aus der Coping-, Resilienz- und Invulnerabilitätsforschung (Endreß, Rampp 2015; Bengel et al. 2001; Schneider 2000; Staudinger et al. 2001) entliehen. Aus der Forschungsfrage ergeben sich daher zwei weitere Unterfragen:

- ★ Welche Resilienzfaktoren sind im Alter auf die Migration zurückzuführen?
- ★ Welche Coping-Strategien werden durch die Erfahrung der Migration entwickelt?

Migration wird in dieser Studie als ein Prozess verstanden, der bereits vor der Wanderung in ein anderes Land seinen Anfang nimmt und bis ins Alter fort dauert. Da diese Studie dem

phänomenologischen Paradigma folgt, werden mittels biografischer Interviews die subjektiven Sinnkonstruktionen der migrierten Personen im Alter erhoben. Es wird also der Frage nachgegangen, welche Faktoren die MigrantInnen selbst benennen, die ihnen durch die Erfahrung der Migration zur Entwicklung eines starken Kohärenzgefühls im Alter verhalfen.

## 4. Gliederung der Dissertation

Die Dissertation ist in die vier Bereiche (I) *Einführung*, (II) *Theoretischer Rahmen*, (III) *Forschungsprozess und Darstellung der Ergebnisse* und (IV) *Zusammenfassende Reflexion, Diskussion der Ergebnisse und Ausblick* gegliedert.

Im ersten Teil werden Theorien, Konzepte und Modifikationen zu den Themenbereichen (1) *Migration*, (2) *Alter(n)* sowie (3) *subjektive Gesundheit und Lebensqualität* vorgestellt. In diesen Kapiteln wird erläutert, welchen theoretischen und methodologischen Pfaden gefolgt wird, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass es neben diesen Alternativen gibt. Im Kapitel 3.6 *Ressourcen im Alter und in der Migration* werden Theorien nach den entwickelten Ressourcenkategorien strukturiert. In dem letzten Kapitel des theoretischen Teils wird durch eine Positionierung im Forschungsfeld der Weg für die eigene empirische Forschungsarbeit geebnet.

Der empirische Teil der Dissertation ist in zwei Bereiche gegliedert. Im Kapitel *Forschungsprozess* werden die Methodologie der Forschung sowie das Erhebungsinstrument, das biografische Interview, erläutert. Der Weg zur Ergebnisgenerierung soll hier schlüssig dargestellt werden. Dabei wird neben einer Beschreibung zur Durchführung der biografischen Interviews die interpretative Vorgehensweise veranschaulicht. Im Kapitel *Darstellung der Ergebnisse* werden die Forschungsergebnisse präsentiert. Da die Resultate der eigenen Studie dargestellt werden, handelt es sich hierbei um das Kernstück der Dissertation.

In dem letzten Teil der Dissertation soll der Bogen von den theoretischen Grundannahmen über die Erhebungsmethode zu den Resultaten gespannt werden. Es findet eine finale Reflexion der eigenen Ergebnisse statt. Zudem werden diese mit bisherigen Theorien und Studien abgeglichen sowie in einen Zusammenhang gebracht. Es wird das Innovative der Forschungsarbeit erläutert und welchen Beitrag sie in der Migrationsforschung leistet. Dieser Teil endet mit einem Ausblick auf mögliche Folgestudien in der Soziologie.

## II. Theoretischer Rahmen

### 1. Migrationsprozesse aus einer soziologischen Perspektive

*„Migration ist ein zu komplexes Phänomen,  
um es mit einem einzigen Begriff adäquat zu fassen.“  
(Perchinig 2010: 17)*

Die Erfahrung der Migration ist neben der Lebensphase Alter ein verbindendes Element der Zielgruppe. Da untersucht wird, welche Bedeutung der Migrationshintergrund für die Generierung einer positiven Lebensqualität im Alter hat, ist eine Definition und Eingrenzung des Migrationsbegriffs notwendig. In diesem Kapitel wird ein verkürzter Überblick über die Geschichte der „Migration“ seit den 1950er-Jahren gegeben. Aufgrund des relevanten Zeitbezugs der Untersuchungsgruppe finden Wanderungsbewegungen nach Österreich vor dieser Zeitperiode nicht Eingang in die Darstellung. Die letzten beiden Unterkapitel befassen sich konkret mit der Zielgruppe. In einem ersten Schritt wird auf die starke Heterogenität von älteren MigrantInnen in Österreich hingewiesen, und in einem zweiten Schritt wird die Zielgruppe exakt definiert.

#### 1.1 Migration, eine Begriffsbestimmung

Das soziale Phänomen Migration gab und gibt es bereits seit Jahrtausenden (Treibel 1999). Eine wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit diesem Themengebiet erfolgte in Amerika in den 1920er-Jahren des letzten Jahrhunderts insbesondere an der University of Chicago (Han 2010: 5). Im deutschsprachigen Raum etablierte sich die Migrationssoziologie seit den 1990er-Jahren und erlebte seitdem eine starke Konjunktur (Kneer 1996: 32; Baldaszi 2006: 862). Von Anfang an wurde der Fokus der deutschsprachigen Migrationssoziologie auf Wanderungsprozesse von Personen gelegt, die ursprünglich als geplante „Gastarbeiter“ kamen und in den Aufnahmeländern geblieben sind (Reinprecht et al. 2012: 19).

Treibel definiert Migration folgendermaßen: „Migration ist der auf Dauer angelegte bzw. dauerhaft werdende Wechsel in eine andere Gesellschaft bzw. in eine andere Region von einzelnen oder mehreren Menschen“ (Treibel 1999: 21). Reinprecht und Weiss (2012) spezifizieren die Definition, indem sie auf den Wechsel von einem kulturellen und sozialen Bezugssystem in ein anderes, der mit einer Migration einhergeht, verweisen (Reinprecht, Weiss 2012: 15). Die weit gefasste Definition von Migration spiegelt die Facettenhaftigkeit des Begriffs wider und weist auf die Schwierigkeiten hin, zwischen Migrationsmotiven klar zu differenzieren.

Eine Grenze zwischen Arbeits- und Fluchtmigration zu ziehen, ist in vielen Fällen schwierig, dasselbe trifft auf eine erzwungene oder freiwillige Wanderung zu (Han 2010: 7). Unter den Begriff „Migration“ fallen gleichfalls Individual-, Gruppen- oder Massenwanderungen, die sich in ihren Erscheinungsformen stark voneinander unterscheiden. Treibel schreibt dazu: „So verstandene Migration setzt erwerbs-, familienbedingte, politische oder biographisch bedingte Wanderungsmotive und einen relativ dauerhaften Aufenthalt in der neuen Region oder Gesellschaft voraus; er schließt den mehr oder weniger kurzfristigen Aufenthalt zu touristischen Zwecken aus“ (Treibel 1999: 21).

An dieser Stelle soll eine weitere begriffliche Differenzierung vorgenommen werden. Der Begriff der Migrantin/des Migranten unterscheidet sich von dem der Ausländerin/des Ausländers. Kinder von MigrantInnen, die eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzen und in Österreich geboren wurden, können nicht als Migranten (im besten Fall als Migranten der zweiten Generation) bezeichnet werden. Dennoch sind sowohl MigrantInnen als auch deren Kinder bzw. Enkelkinder von Wanderbewegungen betroffen (Lebhart et al. 2007: 165). Solche Spitzfindigkeiten zeigen, dass der Begriff Migration sehr schwer zu definieren ist. Das zeigt sich auch an weiteren Beispielen: Kinder, die in einem Land geboren wurden, das nicht dem Herkunftsland ihrer Eltern entspricht, und im Kleinkindalter in das Geburtsland ihrer Eltern ziehen, werden je nach Migrationsdefinition als MigrantInnen oder Einheimische bezeichnet. Personen, die bis zu politischen Umbrüchen keine MigrantInnen waren, werden durch Verschiebungen und Veränderungen von Nationalstaaten zu solchen (Perchinig 2010: 13). Es ist zudem wichtig zu sehen, dass aus nationalstaatlicher Perspektive mit dem Erwerb der Staatsbürgerschaft Unterschiede zwischen MigrantInnen und der autochthonen Bevölkerung nivelliert werden. In der Realität ist dies allerdings nicht der Fall, denn Diskriminierung und soziale Benachteiligung werden durch den Erwerb der Staatsbürgerschaft nicht beseitigt (Reinprecht 2009; Reinprecht 2010: 45).

Migrationsbewegungen beeinflussen nicht nur Individuen, sondern auch das Herkunfts- bzw. das Aufnahmeland. Für Ersteres bedeuten starke Wanderbewegungen einen Verlust von Humankapital, für Letzteres eine Zunahme desselben (Han 2010: 29).

Das Motiv für eine Migration ist in den meisten Fällen die Verbesserung der aktuellen Lebenssituation. Das sogenannte *Push-pull-Modell*<sup>1</sup> versucht, diese Motive zu systematisieren, und fungiert als Basis zahlreicher Migrationstheorien. In aktuelleren wissenschaftlichen Theorien wird dieses Modell jedoch zusehends hinterfragt (Kneer 1996: 37; Haug 2000; Breckner 2009; Han 2010). Bei dem Push-pull-Modell werden zwei Faktoren einander gegenübergestellt. Die Push-Faktoren sind jene, die Menschen aus ihrer Herkunftsregion vertreiben, also Druckfaktoren (Han 2010: 12). Die Pull-Faktoren, auch Sogfaktoren (ebd.: 13) genannt, lassen die Ankunftsregion attraktiver erscheinen. Ein zentraler Pull-Faktor ist die

---

<sup>1</sup> Das Push-pull-Modell geht ursprünglich auf Everett S. Lee (1972) zurück und hat seitdem einige Modifikationen und Variationen erfahren (Breckner 2009; Treibel 1990).

Arbeitssituation in einem anderen Land, in dem Arbeitsmöglichkeiten zum einen vorhanden sind und zum anderen besser entlohnt werden. Die von Verwandten, Bekannten und Freunden zur Verfügung gestellten Informationen über Arbeits- und Lebensbedingungen im Aufnahme-land stellen ebenfalls einen wichtigen Pull-Faktor dar (vgl. Haug 2000: 3). Breckner (2009) kritisiert an diesem Modell, dass es nicht erklärt, aus welchen Gründen Menschen unter den gleichen Bedingungen migrieren oder in ihrem Land bleiben (Breckner 2009: 31). Han (2010) untermauert diese Kritik und stellt fest, dass dieses Modell in jedem Einzelfall zu überprüfen ist, da Menschen oft nicht aus logisch-rationalen Gründen, sondern aufgrund von emotionalen, familiären Motiven migrieren (Han 2010: 13). Wie Treibel schreibt, gilt es jedenfalls festzuhalten, dass weder Arbeits- noch Fluchtmigration rein ökonomisch, politisch, ethnisch, militärisch oder religiös motiviert, „sondern auf ein Bündel von Ursachen, Beweggründen und Konstellationen zurückzuführen“ (Treibel 1999: 44) ist.

### **1.1.1 Migrationstheorien, ein Abriss**

Die Universität von Chicago wird als das „Geburtshaus der US-Soziologie“ (Treibel 1999: 83) bezeichnet und prägte die Migrationssoziologie nachhaltig. Die Chicagoer Schule wurde von „Robert Ezra Park (1864–1944) und William I. Thomas (1863–1947) begründet; zusammen mit ihren Mitarbeitern und Schülern Burgess, Znaniecki und Wirth entwickelten sie eine Soziologie, die sozialphilosophische Spekulationen durch empirische Sozialforschung ersetzen sollte“ (ebd.: 84). Neben der Monografie von Park, Burgess und McKenzie „The City“ (1925) ist die Studie „The Polish Peasant in Europe and America“ (1974) von Thomas und Znaniecki besonders hervorzuheben (ebd.: 85). Wie Breckner (2009) postuliert, wird in dieser der Versuch unternommen, „die Erfahrungswelt der Handelnden zum Gegenstand einer soziologisch-sozialtheoretischen Untersuchung zu machen“ (Breckner 2009: 29).

Park und die von ihm geprägten Wissenschaftler benennen in ihren Studien einen Assimilationsbegriff, der zum einen wünschenswert und zum anderen unabwendbar ist. Park versteht unter Assimilation „die unvermeidliche Endstufe einer Abfolge von Interaktionen zwischen Aufnahmegesellschaft und ‚rassischen‘ bzw. ethnischen Gruppen, in deren Verlauf sich ausschließlich diese Gruppen verändern“ (Treibel 1999: 92). Der Migrant durchläuft – gemäß diesem Ansatz – ein Stufenmodell, das von einer Loslösung aus der Herkunftsgesellschaft über eine Marginalisierung in der Mehrheitsgesellschaft zu einer Inkorporation seitens der Aufnahmegesellschaft führt (Reinprecht 2012: 356). Mit anderen Worten: Der Zyklus der Migration hat seinen Endpunkt in der „Absorption“ (Eisenstadt 1954, zit. nach Treibel 1999: 96) durch die Mehrheitsgesellschaft. Für diesen Prozess sollte zwar die Aufnahmegesellschaft entsprechende Strukturen zur Verfügung stellen, die Assimilations- und Integrationsarbeit wurde allerdings als Holschuld der MigrantInnen klassifiziert (Treibel 1999: 137). Dieses ursprüngliche Verständnis von Migrationsverläufen differenzierte sich zusehends aus, und Assimilationsprozesse wurden nicht mehr als unabwendbare Tatsache angenommen.

Im deutschsprachigen Raum fanden insbesondere Hoffmann-Nowotnys (1970) und Essers (1980) Theorien Eingang in migrationssoziologische Arbeiten (vgl. ebd.; Breckner 2009; Han 2010), aus diesem Grund werden sie im Folgenden überblicksartig skizziert. In Hoffmann-Nowotnys (1970) Theorie werden Migrationsprozesse in einen Kontext mit strukturellen und anomischen Spannungen gestellt: „Die Theorie struktureller und anomischer Spannungen geht unter anderem von den Postulaten aus, dass Macht und Prestige als die zentralen Dimensionen sozietales Systeme differentiell zugänglich, ungleich und ungleichgewichtig verteilt sind, und dass in sozietales Systemen ein Konsens über die zentralen Werte sowie eine Tendenz zu Angleichung von Macht und Prestige besteht“ (vgl. Hoffmann-Nowotny 1970: 35, zit. nach Han 2010: 51). Durch eine starke Ungleichverteilung von Prestige und Macht innerhalb einer Gesellschaft kann es zu anomischen Spannungen kommen, die in Form von Migration in ein anderes sozietales System abgebaut werden können (Han 2010). Breckner (2009) fasst Hoffmann-Nowotnys Theorie wie folgt zusammen: „Stehen Akteuren zu wenig Machtmittel zur Verfügung, um ihren Anspruch auf Teilhabe an einem Gesellschaftssystem (also ihr Prestige) auch durchzusetzen, und verfestigt sich dieses Defizit an Macht bzw. der Überschuss an Prestige, entstehen strukturelle Spannungen. Können diese Spannungen nicht abgebaut werden, entstehen wiederum anomische Spannungen, die Hoffmann-Nowotny als Auslöser von Wanderungsentscheidungen ausmacht“ (Breckner 2009: 32). Auswanderer, die in ein neues sozietales System migrieren, versuchen sich in diesem zu etablieren. Hoffmann-Nowotny unterscheidet zwischen Integration als Partizipieren an der gesellschaftlichen Statusstruktur und Assimilation als kulturelle Angleichung an diese (Perchinig 2010: 17). Da MigrantInnen oft in den untersten Segmenten des Arbeitsmarkts beschäftigt sind, profitiert die Aufnahmegesellschaft davon. Es findet ein Unterschichtungsprozess statt, durch den die autochthone Bevölkerung in besser bezahlte Arbeitsverhältnisse aufsteigen (Stichwort: Fahrstuhleffekt) kann (Breckner 2009: 33; Reinprecht et al. 2012).

Breckner (2009) hebt bei Hoffmann-Nowotnys Ansatz zwei Aspekte positiv hervor: Zum einen wird die Dynamik und Komplexität zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland berücksichtigt, und zum anderen werden die Spannungen, die innerhalb einer Gesellschaft durch Prestige- und Machtprozesse entstehen und einen direkten Einfluss auf das Individuum ausüben, dargestellt. Sie übt Kritik, dass dieses Modell weder die Handlungs- noch die Erfahrungsebene eines Menschen berücksichtigt: „Aus dieser Perspektive wäre dann zu fragen, in welcher Weise diese Spannungen von den Handelnden wahrgenommen und artikuliert werden und vor allem: welcher Umgang damit jeweils gefunden wird und in welcher Weise dieser die gesamte Migrationsdynamik mitbestimmt“ (Breckner 2009: 33).

Esser (1980; 2003; 2006) legt den Fokus seiner Theorie auf Entscheidungsverläufe von Individuen (Breckner 2009: 33). Er betont das Rationale des menschlichen Handelns: „Alle sozialen Prozesse, Systemerfordernisse und Funktionen sind danach auf das Empfinden,

interessensgeleitete Handeln und Lernen von Individuen zurückzuführen“ (vgl. Esser 1980: 14, zit. nach Han 2010: 55). Dieser Zugang bildet die Grundlage seines Theoriekonstrukts. Esser unterscheidet in Zusammenhang mit Migrationsverläufen zwischen *Akkulturation* und *Assimilation*. Treibel erläutert die Begriffe folgendermaßen: „Akkulturation und Assimilation beziehen sich beide auf die Angleichung (bisher: Assimilation) der Zuwanderer an die Aufnahmegesellschaft, wobei mit Akkulturation der Prozeß und mit Assimilation das ‚Ergebnis‘ (Zustand) der Angleichung gemeint“ (Treibel 1999: 138) ist. Han definiert den Begriff detaillierter, indem er schreibt, Assimilation wird als ein „Zustand der Ähnlichkeit“ in Handlungsweisen, Orientierungen und interaktiven Verflechtungen zum Aufnahmesystem“ (Han 2010: 56) verstanden. An dieser Stelle soll erwähnt werden, dass in vielen wissenschaftlichen Arbeiten, die sich auf Essers Theorie beziehen, die Begriffe Assimilation und Integration synonym verwendet werden.

Der Assimilationsbegriff nach Esser wird in die Teilbereiche kognitive, identifikative, soziale und strukturelle Assimilation (Treibel 1999: 139) weiter ausdifferenziert, wodurch auch nur eine teilweise Assimilation mit der Aufnahmegesellschaft möglich wird (Han 2010: 56). Treibel geht davon aus, dass eine Assimilationsebene die nächste in folgender Reihenfolge bedingt: „der *kognitiven Assimilation* (Wissen und Kenntnisse über die neue Umwelt, insbesondere Sprachkenntnisse) (folgt die) *strukturelle Assimilation* (insbesondere berufliche Eingliederung), (die) *soziale Assimilation* (über interethnische Kontakte) und (die) *identifikative Assimilation* (gefühlsmäßige Assimilation, Identitätswandel)“ (ebd.: 141). Die kognitive Assimilation, also der Spracherwerb ist eine Voraussetzung für das Erreichen der weiteren Assimilationsstufen (ebd.). Ein Integrationserfolg ist demnach anhand einer gelungenen Assimilation sichtbar, die in der nachhaltigen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Einbindung in die neue Gesellschaft ihren Ausdruck findet (Reinprecht 2010: 44).

Breckner kritisiert an Essers Ansatz, dass dieser nicht die Situation im Herkunftsland sowie den Erfahrungshorizont vor dem Migrationsprozess miteinbezieht (Breckner 2009: 36ff.). Positiv bewertet Breckner an Essers Modell, dass er die Entscheidungsprozesse der MigrantInnen berücksichtigt (ebd.: 36). Esser selbst setzt sich zu einem späteren Zeitpunkt (vgl. Esser 2003; 2004) selbstkritisch mit seinem Theoriekonstrukt auseinander und kommt zu dem Schluss, dass dieses nicht an Relevanz eingebüßt hat. Den Grund für eine missglückte Integration, die beispielsweise durch ethnische Schichtung, ethnische Spaltung und ethnischen Feudalismus zum Ausdruck kommt, sieht er in einer fehlgeschlagenen strukturellen Assimilation (der Erwerb von Bildungsqualifikationen und die Teilhabe am Arbeitsmarkt) (Esser 2003: 18/19).

Zusammenfassend wird festgehalten, dass das Gros der klassischen Migrationstheorien davon ausgeht, dass Nationalstaaten natürlich abgrenzbare Einheiten sind und eine Migration den Wechsel von einem Nationalstaat in einen anderen bedeutet (Reinprecht 2010). Zudem postuliert die frühe Migrationsforschung, dass sich der entwurzelte Migrant weder der

Herkunfts- noch der Aufnahmegesellschaft zugehörig fühlt und eine marginalisierte Stellung in der Aufnahmegesellschaft innehat (Treibel 1999: 108; Schütz 2002). Darüber hinaus gehen die klassischen Ansätze von einer Modernitäts-Differenz-Hypothese aus, die, wie Breckner ausführt, besagt „dass die jeweiligen Migrationsprozesse sowohl hinsichtlich der ‚Ursachen‘ der Migration im Abfahrtskontext als auch hinsichtlich der Integration im Ankunfts-kontext von Modernitätsdifferenzen (etwa bezüglich der Bildung, aber auch Familien- und Identitätsstrukturen) bestimmt seien“ (Breckner 2009: 36). Mit anderen Worten: Es besteht ein Entwicklungs- und Fortschrittsgefälle zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland, welches in einem Bildungsdefizit seitens der MigrantInnen zum Ausdruck kommt (vgl. Ates, Reinprecht 2013 und 2015). Zudem wird Integration als ein unidirektoraler, linearer Prozess wahrgenommen, dessen Endziel die Identifikation mit der Mehrheitsbevölkerung bedeutet (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 6).

In neueren wissenschaftlichen migrationssoziologischen Ansätzen wurde dieses Bild als überholt und als nicht mehr haltbar klassifiziert (Breckner 2009: 37; Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Perchinig 2010). Im folgenden Kapitel werden die aktuelleren Perspektiven der Migrationssoziologie beschrieben.

### **1.1.2 Neue Perspektiven in der Migrationssoziologie**

Wie bereits dargestellt, wurde lange Zeit der Fokus von Migrationsstudien auf die Integrierfähigkeit von MigrantInnen gelegt, wobei manche Herkunftskulturen als integrierbarer wahrgenommen wurden als andere. Die erste Generation (jene, die migrierte) wurde als eine „verlorene Generation“ (Lutz 1999: 165) stigmatisiert, und von der zweiten Generation (den Kindern der MigrantInnen) wurde erwartet, dass sie sich ohne viel Aufhebens in die Aufnahmegesellschaft einfügt. Das leitende Paradigma von Migrationsstudien war lange Zeit die Modernitäts-Differenz-Hypothese, die von unterentwickelten Herkunftskulturen und passiven MigrantInnen ausging (Breckner 2009). Der Opferansatz, bei dem MigrantInnen als eine defizitäre, vormoderne Gruppe wahrgenommen wurden, fand nicht selten in der Welt der Wissenschaft seine Zementierung (Reinprecht 2006; Breckner 2009: 37; Perchinig 2010).

In den Sozialwissenschaften ist in der letzten Dekade ein Umdenkprozess zu beobachten, da Migration zusehends aus einer multidimensionalen Perspektive untersucht wird (vgl. Reinprecht et al. 2012: 26). Dieser Paradigmenwechsel vollzieht sich allerdings zögerlich, da in gesellschaftspolitischen Diskussionen nach wie vor das Bedürfnis besteht, zu ordnen und zu kategorisieren. Reinprecht (2006) postuliert, „dass der ‚ordnende Blick‘ des Nationalstaates und das ihm verpflichtete Integrations-Assimilationsparadigma lange Zeit die Sicht sowohl auf Vielschichtigkeit, Pluralität und Offenheit der Migrationsprozesse als auch auf die Bedeutung der Mobilitätserfahrung für die Einwanderer selbst verstellt“ (Reinprecht 2006: 43) haben. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, von einem Integrations- und Assimilationsdis-

kurs abzukommen und den Blick auf die Handlungs- und Autonomieoptionen von MigrantInnen zu richten (Perchinig 2010: 25). Perchinig (2010) bezieht sich auf das Lebensqualitätskonzept von Sen (1999) und Nussbaum (2006) (siehe auch Kapitel 3.4 *Lebensqualität*), indem er Autonomie als die Möglichkeit, ein aktives Leben führen und Potenziale ausschöpfen zu können, beschreibt. Neben den individuellen Fähigkeiten, eine Handlungsautonomie zu erwerben, werden auch politische und rechtliche Rahmenbedingungen miteinbezogen. Dabei handelt es sich weder um eine Bring- oder Holschuld der MigrantInnen bzw. Nationalstaaten, sondern um zwei gleichberechtigte AkteurInnen, die auf Augenhöhe einen neuen gesellschaftlichen Rahmen der Vielfalt entwickeln (ebd.: 26).

Der starke nationalstaatliche Bezug wird auch durch den Fokus von Studien auf das Leben von MigrantInnen im Aufnahmeland offensichtlich. Die Bedingungen und die Lebenssituation im Herkunftsland werden nur selten untersucht, ebenso welche Perspektiven die Migrantin/der Migrant auf ihren/seinen Herkunftskontext hat (ebd.: 15). Diese sind aber zentral, da sie neue Blickwinkel auf und wissenschaftliche Zugänge zu diesem Themenfeld offenbaren. Dies zeigt sich insbesondere dann, wenn die Herausforderungen, einen adäquaten Platz in der Mehrheitsgesellschaft zu finden, beleuchtet werden (Lutz 1999: 165). Breckner schreibt in diesem Zusammenhang: „Die modernisierungstheoretische Grundorientierung ist zu evolutionär und linear angelegt und impliziert eine eurozentristische Schiefelage, und zwar sowohl im Blick auf die Herkunftskontexte der untersuchten MigrantInnengruppen als auch bezüglich ethnischer Identifikationsprozesse im Ankunftskontext“ (Breckner 2009: 37). Durch den überholten migrationstheoretischen Zugang werden Klischees reproduziert und der Blick auf neue, erst im Aufnahmeland entwickelte Tendenzen verdeckt (ebd.; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 5).

Rezenter wissenschaftliche Studien zeigen, dass keine lineare Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft stattfinden muss, sondern auch die Möglichkeit, mehrere Identitäten parallel zu entwickeln, besteht. Zudem ist für eine wirtschaftliche Etablierung im Aufnahmeland nicht notwendigerweise eine soziale bzw. identifikative Integration vonnöten (Reinprecht 2010: 45). Die Struktur des Aufnahmelandes ist jedoch selten kompatibel mit dieser neu entstandenen Heterogenität. Eine Segregation am Arbeits- und Wohnungsmarkt sowie die Undurchlässigkeit der Mittelschicht bewirken einen Prozess der Ethnisierung, der ein erfolgreiches Ausleben verschiedener Identitäten erschwert (Reinprecht 2006: 42). Hieraus kann geschlossen werden, dass eine ethnische Zugehörigkeit selten bewusst gewählt wird; vielmehr unterliegt sie gesellschaftlichen Zuschreibungs- und persönlichen Aushandlungsprozessen. Apitzsch schreibt in diesem Zusammenhang: „Ethnic belongings (...) are imposed on individuals by ethnic politics, and the individuals have to live through different ethnic regimes in order to reorganize their and their families' biographies through biographical work and through coping with different group identifications throughout their lives“ (Apitzsch et al. 2012: 85). Migration und Identität zeichnen sich durch ein starkes

Spannungsverhältnis aus, so steht Erstere für Grenzüberschreitung und Letztere für Grenzziehung (Reinprecht 2006: 108).

Der Fokus rezenterer Migrationstheorien richtet sich auf die Facettenhaftigkeit von Zugehörigkeitsgefühlen im Migrationskontext. In Anlehnung an das Modell der vier Akkulturationsstrategien von Berry und Kim (1988) formuliert Reinprecht (2006) eine „Typologie von Zugehörigkeiten zur Aufnahme- und Herkunftsgesellschaft“ (Reinprecht 2006: 115), in der er vier „Bindungstypen“ (ebd.) benennt. *Doppelzugehörigkeit* bedeutet ein positives Zugehörigkeitsempfinden sowohl zum Aufnahme- als auch zum Herkunftsland. Krumme spricht in diesem Zusammenhang von einem „dualen transnationalen Zugehörigkeitsgefühl“ (Krumme 2004: 149). Eine *assimilatorische Zugehörigkeit* meint eine positive Bindung an die Aufnahmegesellschaft, bei einer fehlenden Identifikation mit der Herkunftsgesellschaft. Die *herkunftsorientierte Zugehörigkeit* stellt genau das Gegenteil dar, es existiert eine starke Bindung an das Herkunftsland und keine Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft. Unter *Unzugehörigkeit* wird weder eine Bindung an das Herkunfts- noch das Aufnahmeland verstanden (Reinprecht 2006: 115). In der von Reinprecht geleiteten Senior-Plus-Studie (1999) wurden 39 Prozent der MigrantInnen der Doppelzugehörigkeit, 22 Prozent der assimilatorischen, 30 Prozent der herkunftsorientierten Zugehörigkeit und zehn Prozent der Unzugehörigkeit zugeschrieben (ebd.: 116). Zentral für eine erfolgreiche Identifikation mit dem Aufnahmeland ist der Zugang zu *kulturellen, sozialen, ökonomischen und sozialökologischen Ressourcen* (ebd.: 117). Interessant ist, dass mit der Pensionierung und dem damit einhergehenden Ausscheiden aus dem Arbeitsleben der Anteil an Personen mit einer Doppelzugehörigkeit (auf 31 Prozent) abnimmt und jener mit einer herkunftsorientierten Zugehörigkeit (auf 39 Prozent) zunimmt. Dieses Ergebnis untermauert die These, dass mit der Pensionierung tendenziell ein ethnischer Rückzug stattfindet (ebd.: 123). Es ist dennoch wichtig hervorzuheben, dass die Doppelzugehörigkeit von älteren MigrantInnen laut Reinprecht (2012) keine Ausnahme, sondern eher eine normale Realität darstellt (Reinprecht 2012: 358), die zudem nicht als Identitätsproblem, sondern im Gegenteil als eine positive Bereicherung wahrgenommen wird (Reinprecht 2010: 46). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011). Sie befassen sich in ihrer Studie mit der subjektiven Bewertung des Migrationsprojekts anhand der biografischen Selbstdarstellung älterer MigrantInnen. Sie heben hervor, dass ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer *In-group* oder *Out-group* Prozessen unterliegt, die nicht statisch sind, sondern permanent sozial ausverhandelt werden. Die Autorinnen schreiben diesbezüglich: „Grenzziehungen sind folglich soziale Prozesse, die in unterschiedlichem Ausmaß von Uneindeutigkeit, Veränderbarkeit und Durchlässigkeit bestimmt sind und durch den öffentlichen Diskurs, Medien und Politik strukturiert werden“ (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 6). Das heißt, weder Identität noch Ethnizität sind statische Konstrukte, sondern prozesshaft und situativ abhängig. Die Autorinnen arbeiteten in ihrer Studie drei Identifikationsmuster heraus und definieren sie wie folgt: „1) überwiegende Identifikation mit dem Herkunftsland; 2) ‚identifikatorisches

Dilemma‘, das die Ambivalenz sowohl gegenüber Bezugspunkten im Herkunftsland als auch im Einwanderungsland zum Ausdruck bringt und negativ konnotiert; 3) mehrfache Identifikation, welche emotionale Bindungen sowohl an das Herkunfts- als auch an das Einwanderungsland impliziert und positiv konnotiert“ (ebd.: 16). Die Autorinnen differenzieren zudem zwischen vier Komponenten, die je nach Individuum in der Biografie unterschiedlich evaluiert werden. Sie nennen eine *ökonomische Komponente*, eine *rechtlich-politische Komponente* sowie die *soziale Mobilität* und als letzte Komponente *Zugehörigkeiten, Identifikationen, emotionale Bindungen*. Zudem unterteilen sie die Aufenthaltsdauer und Lebenszyklen in die drei Phasen der „Gastarbeit“, der „Niederlassung“ und der „Nacherwerbsphase“ (ebd.: 19). Sie betonen, mit ihrem Modell der Dynamik von Migrationsprozessen gerecht zu werden, die keine lineare Abfolge oder Kausalität haben.

Der Gender-Aspekt etablierte sich erst vor Kurzem in der Migrationsforschung (Lutz 2010). Wie generell in der Ungleichheitsforschung wurden Frauen lange nicht in soziologische Studien integriert. Das ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass der Fokus von Studien auf einer bezahlten Arbeitsgesellschaft (Kreckel 1983: 4) lag und Frauen oft in einem unbezahlten informellen Sektor (wie beispielsweise Hausfrau) tätig sind. Zudem wurden Frauen lange Zeit als passiv ihren Männern widerstandslos in die Migration folgend wahrgenommen. Werden die Migrationsprozesse der jüngeren Geschichte nochmals evaluiert, fällt auf, dass bereits im 19. Jahrhundert die Hälfte der MigrantInnen Frauen waren (Lutz 2010: 1648). Diesen kann weder Passivität noch Inaktivität zugeschrieben werden. Lutz (2010) nennt vier Erklärungsansätze als möglichen Grund für die Vernachlässigung des Genderaspekts in Migrationsstudien:

*Erstens* bestand kein Interesse, Frauen als relevante Gruppe zu untersuchen, da der wissenschaftliche Fokus auf männlichen MigrantInnen lag.

*Zweitens* waren kaum weibliche WissenschaftlerInnen an der Theoriegenerierung zu dem Thema Migration beteiligt. Dieser Punkt spiegelt die Annahme wider, dass empirische Studien nicht von der Person und dem Geschlecht der WissenschaftlerInnen losgelöst werden können.

*Drittens* wurden Frauen, die sich an Massmigration beteiligen, in ihrem Verhalten als männlich wahrgenommen bzw. als passiv den Männern folgend.

Der *vierte Erklärungsansatz* bezieht sich auf die These, dass Arbeiten, wie Frauen sie in der Migration meist verrichten (Haushalt, Kinderpflege usw.), als nicht produktive Arbeit klassifiziert wurden und werden. Das heißt, Migrantinnen, die Arbeiten im privaten Bereich und nicht in Firmen verrichten – wie die meisten männlichen MigrantInnen –, werden oft in Migrationsstudien übersehen. Lutz dazu: „The assumption that migrant women’s work was simply overlooked because of its location in the private sphere and its characterisation as

„family work“ when simultaneously the „real work“ was considered to be performed in factories is still open to study and confirmation by historians“ (ebd.: 1649).

Rezentere Migrationsstudien gehen auf die speziellen Gegebenheiten ein, mit denen Frauen im Migrationsprozess konfrontiert sind, und versuchen so, das lang anhaltende Negieren von Frauen in wissenschaftlichen Untersuchungen zu kompensieren (ebd.). Neben vielen anderen Aspekten zeigen Migrationsstudien, die einen Gender-Fokus haben, dass Frauen, die in ein anderes Land migrieren und ihre Kinder in der Obhut von Verwandten, Großeltern und Einrichtungen zurücklassen, wesentlich negativer stigmatisiert werden als Männer, die aufgrund von Migration ihre Familien verlassen (ebd.: 1657). Frauen verrichten, wie bereits erwähnt, primär Arbeiten im informellen, privaten Dienstleistungsbereich (wie Putzfrau, Haushälterin, Au-pair usw.). Neben der besonders schlechten beruflichen Absicherung ist die Entlohnung äußerst gering (ebd.: 29ff.). Um die letzte Jahrhundertwende war die soziale Schicht der Frauen das ausschlaggebende Kriterium für ein Dienstmädchen-ähnliches Arbeitsverhältnis; in der Gegenwart ist es die Ethnie, also das Land, aus dem die Frauen migrieren (ebd.: 33). Die betroffenen Frauen sind in ihrer Tätigkeit selbstständig und in der Praxis ohne eine vertragliche sozialversicherungsrechtliche Absicherung. Wie Apitzsch und Kontos (2003) pointiert ausdrücken, werden Frauen mit Migrationshintergrund in zweifacher Weise benachteiligt: „The result of migrant self-employment is the perpetuation of social inequality and social exclusion“ (Apitzsch, Kontos 2003: 71).

### **1.1.3 Der phänomenologische Blick auf Migration**

Die phänomenologische Soziologie, die in Deutschland entstand, versuchte sich von einer positivistischen Perspektive abzugrenzen, wurde stark von Husserl, Heidegger, Scheler und Schütz (Weiss 1993) geprägt und von Luckmann mit amerikanischen Ansätzen verbunden sowie erweitert (Hitzler et al. 2009: 109). Sie legt ihren Fokus auf das subjektive Erleben und Wahrnehmen des Individuums in seiner Alltagswelt (Weiss 1993: 93). Das bedeutet, der soziologischen Phänomenologie liegt die Annahme zugrunde, dass eine gesellschaftliche Realität erst durch soziale Interaktionen entsteht und nicht rein äußerlich vorhanden ist (Kneer 1996: 34; Kolland, Meyer-Schweizer 2012: 591). Die Wissenschaftlerin/der Wissenschaftler kann nicht losgelöst von sich selbst Studien betreiben und ist daher auch immer Ausgangspunkt seiner/ihrer Analysen. Mit anderen Worten: Die Subjektivität der Wissenschaftlerin/des Wissenschaftlers ist gemäß dem phänomenologischen Ansatz nicht objektivierbar. Merleau-Ponty (1966) formuliert dies wie folgt: „Was immer ich – sei es auch durch die Wissenschaft – weiß von der Welt, weiß ich aus einer Sicht, die die meine ist, bzw. aus einer Welterfahrung, ohne die auch alle Symbole der Wissenschaft nichtssagend blieben oder vielmehr wären. (...) so gilt es allen voran, auf jene Welterfahrungen zurückzugehen, deren bloßer sekundärer Ausdruck die Wissenschaft bleibt“ (Merleau-Ponty 1966: 3, zit. nach Schaufler 2010: 331). Neben der Subjektivität der Wissenschaftlerin/des Wissenschaftlers

spielt auch die Subjektivität der Erzählerin (Befragten)/des Erzählers eine wichtige Rolle, wie Hitzler und Eberle (2009) betonen: „Soziale Phänomene aus den Handlungen der beteiligten Individuen zu erklären, muss daher heißen, auf den subjektiven Sinn zu rekurren, den diese Handlungen für die Handelnden selbst haben“ (Hitzler, Eberle 2009: 112).

Wie Kneer (1996) argumentiert, zeigen Wanderungsprozesse unter einer phänomenologischen Perspektive, dass Migrationsprozesse „sozialen Konstitutions- und Konstruktionsbedingungen“ (Kneer 1996: 35) unterliegen. Das bedeutet, Migration wird je nach Perspektive differenziert bewertet und klassifiziert. Dabei wird Migration, wie Breckner schreibt, „als Zusammenhang von Erfahrungen aus der Herkunfts- und der Ankunftsgesellschaft“ (Breckner 2009: 43) verstanden. Kneer betont die Ausdifferenziertheit heutiger Gesellschaften, der auch rezente Migrationstheorien gerecht werden müssen: „Unter einem gesellschaftstheoretischen Blickwinkel betrachtet, ergibt sich vielmehr die Einsicht, daß sich in der modernen, dezentralen Gesellschaft eine Vielzahl von Beobachtungspositionen ausmachen läßt, die die gesellschaftliche Wirklichkeit – und damit: Migrationsvorgänge – unterschiedlich beobachten, konstruieren, klassifizieren“ (Kneer 1996: 36). Die Prozesshaftigkeit der Migration wird hervorgehoben, und dies führt wiederum dazu, dass eine Migration von Menschen nicht auf einfache Kategorisierungen reduziert werden kann. Breckner schreibt dazu: „Einfache Typisierungen von Verhaltensweisen werden zurückgewiesen mit dem Argument, dass deren Bedeutungen aus der Perspektive der Handelnden erst rekonstruiert werden müssen, bevor sie als Zuschreibungen bestimmten Erklärungsmustern oder gar Klischees zugeordnet werden“ (Breckner 2009: 43).

In der Migrationssoziologie wurde für interpretative Theorien das Thema „Fremdheits- erfahrung in der Migration“ mit einem besonderen Augenmerk bedacht. Neben Simmels Aufsatz „Exkurs über den Fremden“ (1908) prägte auch Schütz' Essay „Der Fremde“ (1944) die frühe Migrationssoziologie. Dieser implizierte bereits die Vorstellung eines Einwanderers im klassischen Sinn und betonte zudem, dass die Situation des Fremdseins auch auf andere soziale Settings übertragbar ist (Treibel 1999: 103ff.; Breckner 2009). Für migrations- spezifische, biografisch geleitete Studien stellen Schütz' Überlegungen einen wichtigen Ausgangspunkt dar, da Schütz, wie Breckner feststellt, „mit seiner Analyse zur typischen Erfahrung des Fremden ein Forschungsfeld, an das Fragen nach der biographischen Bedeutung von Migrationserfahrungen anschließen können“ (Breckner 2009: 76), öffnet. Aus diesem Grund wird im Folgenden Schütz' Ansatz näher erläutert.

Schütz stellt die „Situation der Annäherung (approaching)“ (Schütz 2002: 74) des Fremden an eine neue soziale Gruppe, von der er akzeptiert werden möchte, in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Individuen, die innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen Systems sozialisiert wurden und dadurch der *In-group* (ebd.: 78) dieser Gesellschaft zuordenbar sind, teilen ein Wissenssystem und können daher in den meisten Fällen unmissverständlich miteinander kommunizieren. Dieses „Denken-wie-üblich“ (ebd.: 79) gibt Menschen einer

sozialen Gruppe das Gefühl der Kohärenz und Verstehbarkeit ihrer sozialen Wirklichkeit. Wenn die Annahmen des „Denken-wie-üblich“ nicht mehr auf das soziale Leben übertragbar sind, dann kommen das Gleichgewicht und das Gefühl der Konsistenz ins Wanken, und eine „Krisis-Erfahrung“ (ebd.: 80) ist die Folge. In so einer Situation befindet sich der Fremde. Er ist der, „der fast alles, was den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, unfraglich erscheint, in Frage stellt“ (ebd.). Der Fremde teilt mit der neuen sozialen Gruppe weder dieselben Zivilisations- noch dieselben Kulturmuster. Er wurde in dieser Gesellschaft nicht sozialisiert, das heißt, sein biografischer Verlauf fand in einem anderen Kultursystem statt. Schütz schreibt diesbezüglich: „Die Entdeckung, dass die Dinge in einer neuen Umgebung ganz anders aussehen, als man dies sich noch zu Hause vorgestellt hatte, ist häufig die erste Erschütterung des Vertrauens des Fremden in die Gültigkeit seines habituellen Denkens-wie-üblich“ (ebd.: 83). Hinzu kommt, dass der Fremde noch keinen Status in der neuen Gruppe hat und daher sich selbst nicht in dem neuen sozialen System verorten kann. Er fühlt sich verunsichert, da er nicht auf die ihm vertrauten Handlungsmuster zurückgreifen kann, die Folge daraus ist, dass soziale Interaktionen zu einer Herausforderung werden. Schütz beschreibt diese Situation folgendermaßen: „Mit anderen Worten, die Kultur- und Zivilisationsmuster der Gruppe, welcher sich der Fremde nähert, sind für ihn kein Schutz, sondern ein Feld des Abenteuers, keine Selbstverständlichkeit, sondern ein fragwürdiges Untersuchungsthema, kein Mittel, um problematische Situationen zu analysieren, sondern eine problematische Situation selbst und eine, die hart zu meistern ist“ (ebd.: 89). Mit der Zeit eignet sich der Fremde die sozialen Muster der *In-group* an, und so wird das zunächst Fremde mit der Zeit vertraut. Schütz dazu: „Dann werden diese Muster und Elemente für den Neuankömmling eine Selbstverständlichkeit, ein unbefragter Lebensstil, Obdach und Schutz. Aber dann ist der Fremde kein Fremder mehr, und seine besonderen Probleme wurden gelöst“ (ebd.: 92). Der Heimkehrer sieht sich wiederum mit einer neuen Situation konfrontiert: Er kehrt nach Jahren in die alte Heimat zurück und bemerkt, dass das ehemals Vertraute nicht mehr den früheren Vorstellungen entspricht. Schütz verweist darauf, dass Heimat ein emotional stark aufgeladener Begriff ist, der unterschiedlich definiert und wahrgenommen wird: „Deshalb bedeutet Heim für den Menschen, der niemals seine Heimat verlassen hat, etwas anderes als für den, der weit weg wohnt, und wieder etwas anderes für den, der zurückkehrt“ (ebd.: 96).

In seinen Überlegungen stellt Schütz zwei unterschiedliche Zivilisationsmuster einander gegenüber und geht davon aus, dass bei einem Wechsel von einer sozialen Gruppe in eine andere Krisis-Erfahrungen gemacht werden, da das Individuum nicht die gleichen biografischen Erfahrungen und Traditionen mit der *In-group* teilt (Breckner 2009: 67). Eine der Konsequenzen aus dieser Krisis-Erfahrung ist die Anpassung des Fremden an die neue soziale Gruppe. Hierdurch entsteht ein Paradoxon, denn die in der Vergangenheit erworbenen Wir-Erfahrungen kann der Fremde nicht mehr nachholen. Breckner schreibt in diesem Zusammenhang: „Diese widersprüchliche Konstruktion, die möglicherweise eine real erlebte Paradoxie

beschreibt, verweist zum einen auf ein theoretisch ungelöstes Problem, nämlich die Frage, inwieweit die Konstitution von Wir-Entitäten vornehmlich auf geteilten kulturellen Erfahrungen der Vergangenheit aufruht oder aber inwieweit sie Produkt gegenwärtiger Aushandlungsprozesse oder gar zukünftiger Erwartungen sind“ (ebd.: 75).

Breckner (2009) unternimmt reflexive Überlegungen bezüglich Schütz' Theorie, die bei der Betrachtung von modernen Migrationsverläufen berücksichtigt werden sollten: Zum einen geht Schütz – um eine *In-group*-Identität zu ermöglichen – von klar abgrenzbaren Kultur- und Zivilisationsmustern, die in sich kohärent sowie konsistent sind, aus. Dieser Gedanke folgt einem nationalstaatlichen Empfinden, welches davon ausgeht, dass ein Nationalstaat durch seine Geschichte bestimmt wird und gegenüber anderen Nationalstaaten klar abgrenzbar ist (ebd.). Gesellschaften stellen keine klar voneinander abgrenzbaren Einheiten dar, da sie miteinander verbunden und verflochten sind. Menschen, die demselben Zivilisationsmuster angehören, weisen mitunter stärkere kulturelle Unterschiede auf als Personen, die aus verschiedenen Nationalstaaten stammen (ebd.).

Zum anderen geht Schütz von dem totalen Wechsel von einer Kultur in eine andere aus. Dies trifft aber nur auf einen Teil der MigrantInnen zu, nämlich jenen, der keine Verbindungen zum Herkunftsland hat. MigrantInnen, die ihr Land verlassen und einen regelmäßigen Kontakt mit dem Ursprungsland haben, erleben daher die von Schütz beschriebene Krisis-Erfahrung wesentlich schwächer (ebd.: 76). Apitzsch sieht in Schütz' Konstruktion des Fremden durch die Aufnahmegesellschaft einen zentralen Aspekt seiner Theorie (Apitzsch 1999: 8). Durch soziale Interaktion zwischen dem Fremden und der autochthonen Gesellschaft finden Zuschreibungsprozesse statt, die den Fremden als solchen kategorisieren und konstruieren. Wie Treibel feststellt, nimmt hier der Begriff „Konstruktion“ eine zentrale Bedeutung ein. „Danach gibt es nicht den Fremden an sich, sondern die Festlegung dessen, wer als Fremder gilt, ist von bestimmten Konstellationen, Interessen und politischen Bedingungen abhängig“ (Treibel 1999: 105). Dass heißt, es geht nicht um das Empfinden des Fremden selbst, einer Gruppe nicht anzugehören, sondern um die Mehrheitsgesellschaft, die den Fremden als solchen kategorisiert (ebd.: 106). Diese ethnischen Zuschreibungsprozesse werden vom Fremden nicht selten selbst akzeptiert und übernommen (Apitzsch 1999: 8). Apitzsch interpretiert die Überlegungen Schütz' dahingehend, dass der Fremde durch eine Traditionsbildung im neuen gesellschaftlichen Kontext den Versuch einer sozialen Festigung innerhalb der Mehrheitsgesellschaft unternimmt. Sie schreibt in diesem Zusammenhang: Es „lehren die Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und Arbeitsmigration, daß die Suche nach sozialer und kultureller Zugehörigkeit in der neuen Aufnahmegesellschaft in einem großen Maße verbunden ist mit biographischer Anstrengung, die sich auf die Wiederherstellung eines symbolischen Raumes von Traditionalität bezieht, auf deren Hintergrund erst die Möglichkeit entsteht, als MigrantIn den eigenen Platz in der neuen Gesellschaft zu bestimmen“ (ebd.: 11).

Rosenthal (1999), die sich mit Biografien von jüdischen Emigrantinnen, die aufgrund von Vertreibung aus Nazideutschland nach Israel auswanderten, auseinandersetzt, geht der Frage nach, welches Identitätskonzept sich unter diesen Umständen entwickelt. Die jüdische Identität wurde den betroffenen Personen in Deutschland aufoktroziert. In Israel, das eine stark multikulturelle Gesellschaft aufweist, gehörten sie der Mehrheitsbevölkerung an. Rosenthal nimmt in ihren Theorien Abstand von einem Identitätskonzept und wendet sich dem Konzept der Biografie zu: „Ich vertrete jedoch die Position, daß wir mit dem Konzept der Biographie etliche der Probleme des Identitätskonzeptes umgehen und auch empirisch leichter in eine prozessuale Analyse umsetzen können“ (Rosenthal 1999: 22). Sie vertritt die These, dass eine durch Nationalstaaten geprägte Identitätssuche überholt ist. Menschen, die einen Migrationshintergrund aufweisen, entwickeln aufgrund ihrer Biografie ein Selbstverständnis, das für sie konsistent und nicht zerrissen oder kontrovers ist. „Die Analyse biographischer Verläufe von Migrationsprozessen kann uns dagegen verdeutlichen, inwieweit die biographische Bearbeitung der wechselnden Lebensverhältnisse eben nicht Identitätsproblematiken bzw. -diffusionen hervorbringt, sondern vielmehr zur Herausbildung einer multikulturellen Handlungspraxis und einer Selbstgewißheit, unabhängig von makro-sozialen Zugehörigkeitsfragen, führt“ (ebd.: 23). Die Frage nach einer Zugehörigkeit wird erst durch den Prozess der Migration relevant (ebd.: 28) und kann sich im Lauf des Migrationsprozesses ändern bzw. variieren. Das bedeutet, der jeweilige Kontext ist für das Zugehörigkeitsempfinden relevant und kann durchaus variieren. Apitzsch schreibt dazu: „That means also that elements of personal cultural identity can get a different relevance in a different societal context“ (Apitzsch et al. 2012: 90).

### **1.1.4 Transnationale Migration**

Der Begriff „transnationale Migration“ meint Verbindungen von Nationalstaaten, die durch Migrationsprozesse entstehen (Han 2005: 61). Das Phänomen der transnationalen Migration ist ein Argument gegen die Unidirektionalität und Linearität von Migrations- und Integrationsprozessen, da die vielseitigen Verknüpfungen zwischen dem Herkunfts- und Aufnahmekontext in die Analysen miteinbezogen werden (Han 2010: 71; Haug 2000: 16/17; Esser 2003). Laubenthal und Pries heben den multidimensionalen Aspekt des transnationalen Ansatzes hervor, der in einem Widerspruch zu eindimensionalen Migrationstheorien steht: „Gegenüber einer Perspektive, die Wanderungsprozesse als unidirektionale Ortswechsel konzipierte und in erster Linie auf das Problemfeld Integration von Migrantinnen und Migranten im Ankunftsland fokussierte, hat das Transnationalismus-Konzept den Blick dafür geschärft, dass in den letzten zwei Jahrzehnten im Zusammenhang mit Migration soziale, politische, kulturelle und ökonomische Wirklichkeiten entstanden sind, die sich als ein ‚qualitatives Drittes‘ auf einer Ebene oberhalb bzw. jenseits der Ankunftsländer und der Herkunftsländer gebildet haben“ (Laubenthal, Pries 2012: 387).

Das Phänomen der transnationalen Migration ist nicht neu und in zahlreichen historischen Kontexten verankert (Apitzsch 2003: 66ff.; Krumme 2004), allerdings legte die bisherige Migrationsforschung den Fokus ihrer Untersuchungen primär auf die Aufnahmeländer. Wird von dieser nationalstaatlichen Perspektive Abstand genommen und Migration in einem größeren Zusammenhang gesehen, dann ist offensichtlich, dass Migration kein abgrenzbarer Wechsel von einem Nationalstaat in einen anderen ist, sondern ein komplexes Phänomen, das sich in den einzelnen Migrationsbiografien niederschlägt (Perchinig 2010: 15). Für Apitzsch umfasst transnationale Migration wesentlich mehr als nur eine Gebundenheit an mehrere geografische Orte, es handelt sich dabei vielmehr um „unsichtbare Strukturen vielfach vernetzter staatlicher, rechtlicher und kultureller Übergänge, an denen die Individuen sich biographisch orientieren und in die sie zugleich als Erfahrungskollektiv verstrickt sind“ (Apitzsch 2003: 69).

Pries (2015) differenziert zwischen einer Mikroebene, einer Mesoebene und einer Makroebene des Transnationalismus.

Mit der *Mikroebene* des Transnationalismus ist der familiäre Austausch von MigrantInnenfamilien gemeint, der sich über Landesgrenzen hinweg erstreckt. Dieser kommt beispielsweise durch Geldüberweisungen, regelmäßige Telefonate und Besuche zwischen den Ländern zum Ausdruck. Diese Netzwerke befinden sich jenseits einer globalen oder nationalen Ebene (Pries 2015: 14).

Auf der *Mesoebene* erstrecken sich transnationale Netzwerke über Profit- und Non-Profit-Organisationen, die in unterschiedlichen Ländern tätig sind. Nationale und staatliche Strukturen üben zwar durch ihre Arbeitsregeln, Steuerbestimmungen sowie Potenziale einen Einfluss aus, doch agieren die Organisationen länderübergreifend und selbstbestimmt (ebd.).

Die *Makroebene* meint Institutionen, die grenzüberschreitend agieren und sich dennoch auf Nationalstaaten beziehen. Pries nennt hier als Beispiele die NATO und die UNO.

In dieser Dissertation steht die *Mikroebene von Transnationalismus* im Fokus, da die Biografien der GesprächspartnerInnen und somit die Lebenswelt und die transnationalen Räume der/des Einzelnen betrachtet werden.

Das Phänomen der transnationalen Migration kann gerade deshalb durch qualitative Biografieforschung nachvollziehbar herausgearbeitet werden, da, wie Apitzsch erläutert, „die Migrationsbiographien selbst mit ihren aufgeschichteten Erfahrungsspuren von Grenzüberschreitungen, die bei den Individuen als die transzendentalen Landkarten ihres Handelns im intersubjektiven Diskurs als subjektiv konstruierte, aber objektiv konstituierte Strukturen ständig wirksam sind“ (Apitzsch 2003: 13). Apitzsch folgert daraus, dass migrationsbiografisch bedingte Prozesse selbst Orte von transnationalen Räumen sind (ebd.: 65).

Studien, die ihren Fokus auf Lebensbedingungen im Alter und in der Migration legen, kommen nicht umhin, Formen von transnationaler Migration zu berücksichtigen. Gerade im Alter werden bei ArbeitsmigrantInnen Tendenzen des ethnischen Rückzugs beobachtet, die stabilisierend auf die psychische Gesundheit wirken können (vgl. Reinprecht 2006: 122; Dietzel-Papakyriakou 2005; siehe auch Kapitel 2.5 *Erfahrung der Migration ein Potential im Alter(n)?*). Enge soziale Beziehungen sowohl mit dem Herkunfts- als auch dem Zielland widersprechen einer eindeutigen Zuordnung zu einem der beiden Länder.

ArbeitsmigrantInnen pendeln häufig im Alter zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland bzw. überweisen ihre Rentenbezüge in die ehemalige Heimat (Laubenthal, Pries 2012; Krumme 2004; Dietzel-Papakyriakou 2005). Eine Form der transnationalen Migration ist demnach die *plurilokale Sesshaftigkeit* (Laubenthal, Pries 2012: 385), von der gesprochen wird, wenn ein Ortswechsel, also ein regelmäßiges Pendeln zwischen unterschiedlichen Ländern, stattfindet.

Krumme führte zehn biografisch-narrative Interviews mit älteren türkischen ArbeitsmigrantInnen durch. Sie untersuchte unter anderem Gründe für eine Pendelentscheidung, das Erleben des Pendelns sowie Formen von Zugehörigkeiten in einem transnationalen Kontext (Krumme 2004). Die zu Beginn des Migrationsprozesses entwickelte Rückkehrorientierung und die gelebte Bleibeentscheidung kann in Form von Pendelmigration ausgelebt werden, wodurch transnationale Räume entstehen. Krumme identifiziert drei unterschiedliche Pendelmuster. *Erstens*: „Pendeln als Ausdruck von Bilokalität“ (ebd.: 147) bedeutet, dass sowohl im Herkunfts- als auch im Ankunftsland Lebensmittelpunkte liegen, die durch ein Pendeln aufgesucht werden können. *Zweitens*: Das Pendeln nach Rückkehr meint, dass der Migrant/die Migrantin in sein/ihr Herkunftsland zurückkehrt, allerdings aufgrund seiner/ihrer verbliebenen Familie immer wieder in das Migrationsland reist. *Drittens* nennt Krumme das Pendeln bei Verbleib. Bei diesem ist der Lebensmittelpunkt das Ankunftsland, und das Herkunftsland wird regelmäßig in Form von Urlauben aufgesucht (ebd.). Als ein Hauptmotiv für ein zirkuläres Pendeln nennt Krumme den Wunsch, Ressourcen aus beiden Ländern nutzbar zu machen sowie den Anschluss an soziale familiäre Netzwerke beizubehalten.

Laubenthal und Pries (2012) differenzieren zwischen „vier Idealtypen von grenzüberschreitenden älteren Migranten“ (Laubenthal, Pries 2012: 397).

Der *mobile Transmigrant*/die *mobile Transmigrantin* zeichnet sich durch eine hohe Mobilität aus. Das Pendeln zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland findet in regelmäßigen Abständen statt. Zudem hält dieser Typus einen intensiven Kontakt zu beiden Ländern aufrecht, und es findet ein Ressourcenaustausch zwischen den beiden Ländern statt (Laubenthal, Pries 2012).

Der *mentale Transmigrant* ist zwar in sein Herkunftsland zurückgekehrt. Die Erfahrungen der Migration sind in seinem Leben allerdings nach wie vor so präsent, dass er mit dem Migrationsprozess innerlich nicht abschließen kann. Aus diesem Grund fällt es ihm schwer, sich auf die alte Heimat mental einzulassen (ebd.).

Der *instrumentelle Transmigrant* migriert im Alter – wenn auch nur für begrenzte Zeit – in ein anderes Land, von dem er sich bessere Lebensbedingungen (besseres Klima, Freizeit, günstigere Lebenskosten usw.) erwartet. Je nach Bedarf werden die Ressourcen des Herkunftslandes (z. B. gesundheitliche Versorgung) und jene des Aufnahmelandes (z. B. besseres Klima) miteinander kombiniert. Laubenthal und Pries schreiben dazu: „Merkmal dieses Idealtypus ist die Kombination einer ausschließlich oder vorwiegend national ausgerichteten Erwerbsbiografie und einer transnationalen Altersstrategie sowie einer beachtlichen oder zumindest ausreichenden ökonomischen Ressourcenausstattung (Einkünfte im Alter) mit einem starken und bleibenden Bezug zum Herkunftsland“ (ebd.: 402/403).

Der *historische Transmigrant* migriert im Alter in ein Land, in dem er aufgrund von historischen Bezugnahmen glaubt, das Recht zu haben, dort leben zu dürfen. Durch die Wirren des Zweiten Weltkriegs beispielsweise entstanden solche Forderungen der Anerkennung und Wiedergutmachung (ebd.).

Haug (2000) kritisiert am Konzept der transnationalen Migration, dass es primär soziale Phänomene beschreibt; Faktoren, von denen eine transnationale Migration abhängt, werden hingegen kaum untersucht. Zudem stellt sich die Frage, ob transnationale Migration ein generationenübergreifendes Phänomen ist oder nur auf einen kleinen Teil von MigrantInnen zutrifft (Haug 2000: 25; Scheibelhofer 2011). Scheibelhofer (2011) postuliert in diesem Zusammenhang, dass Transmigration zwar nur einen geringen Ausschnitt des allgemeinen Migrationsgeschehens betrifft, transnationale Praktiken allerdings häufiger von Personen mit Migrationshintergrund ausgeübt werden. Deshalb und weil durch einen transnationalen Blickwinkel migrationstheoretische Diskurse wiederbelebt werden, scheint ihr eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Konzept gerechtfertigt (Scheibelhofer 2011: 143ff.). Esser (2003) kritisiert das Konzept der Transnationalität und sieht in diesem „eine Art lokal erweiterte Gemeinde“ (Esser 2003: 19). Der Wunsch nach ökonomischem Wohlstand und somit einer strukturellen Assimilation kann durch das Leben von Transnationalität nicht kompensiert werden. Es stellt seiner Meinung nach keine Alternative zu dem Modell der Assimilation dar.

Zusammenfassend wird darauf hingewiesen, dass transnationale Migrationsbezüge keine Ausnahmeerscheinungen sind. Im Gegenteil, ein regelmäßiger Austausch zwischen dem Herkunfts- und Aufnahmeland stellt eher die Regel denn die Ausnahme dar. Dieser kann sowohl in Formen regelmäßigen Pendelns zwischen den beiden Ländern stattfinden als auch über Netzwerke innerhalb der eigenen ethnischen Community. Transnationale Räume entstehen auch über weitere Formen des politischen, kulturellen, ökonomischen und sozialen Austauschs. Durch diese können Ressourcen sowohl in sozioökonomischer als auch emotionaler Hinsicht genützt werden. Das bedeutet, transnationale Räume stellen in vielen Fällen selbst eine wichtige Ressource dar. Krumme verweist aber auch auf einen problematischen Aspekt von Transnationalität, nämlich dann, wenn aufgrund sozialer Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen in beiden Ländern ein Fremdheitsgefühl entwickelt wurde (Krumme 2004:

149). Das Pendeln kann so zu einer Form von unerfüllten Zugehörigkeits- und Heimatgefühlen werden.

## **1.2 Geschichte der „Migration“ in Österreich seit den 1950er-Jahren – ein Abriss**

Österreich war und ist von Migrationsbewegungen geprägt. Im Folgenden wird – aufgrund des relevanten Zeitbezugs der Untersuchungsgruppe – auf Migrationsbewegungen, die seit der Nachkriegszeit, also ab den 1950er-Jahren, stattgefunden haben, eingegangen.

Das Aufnehmen von Flüchtlingen aus Ungarn 1956 und der damaligen Tschechoslowakei 1968 wirkte sich noch nicht erheblich auf die österreichische Demografie aus. Erst durch das Rekrutierungsabkommen ausländischer Arbeitskräfte aus der Türkei und aus dem ehemaligen Jugoslawien änderte sich dies (Lebhart et al. 2007: 166). Seit den 1960er-Jahren ist Arbeitsmigration nach Österreich ein zentraler Bestandteil der demografischen Entwicklung des Landes (ebd.: 146). Anfangs war sowohl von den sogenannten GastarbeiterInnen als auch von den politischen Kräften des Landes der Aufenthalt der ArbeitsmigrantInnen temporär geplant. Nach einem Rotationsprinzip sollten ArbeitnehmerInnen in einem ständigen Wechsel in Österreich tätig sein und dann wieder in ihr Herkunftsland zurückkehren. Dieses Vorhaben stellte sich jedoch als ein Irrtum heraus, sowohl die Unternehmen als auch die „GastarbeiterInnen“ verwarfen die Idee des ständig rotierenden Anstellungsverhältnisses und ein über einen längeren Zeitraum bestehendes Arbeitsabkommen wurde geschlossen (Reinprecht 2006). Einige dieser sogenannten ArbeitsmigrantInnen kehrten in ihr Herkunftsland zurück, viele jedoch blieben im Aufnahmeland. Das heißt, Österreich entwickelte sich zu ihrem dauerhaften Lebensmittelpunkt. Reinprecht spricht von einer „Geschichte von ungeplanter Einwanderung in ein unwilliges Einwanderungsland“ (ebd.: 34). Da sowohl vonseiten des Aufnahmelandes als auch vonseiten der MigrantInnen der anfangs geplante Aufenthalt ein zeitlich begrenztes Projekt darstellte, gestanden sich weder die österreichischen Behörden noch die ZuwanderInnen ein, dass der Aufenthalt auf Dauer sein wird (ebd.). Hinzu kommt, dass im Jahr 1974 ein „Rekrutierungsstopp“ in Kraft trat, der dazu führte, dass die bereits migrierten ArbeiterInnen im Land blieben und ihre Familien nachzogen. Dies begünstigte eine dauerhafte Niederlassung (Lebhart et al. 2007: 166). Aufgrund der rückläufigen Bevölkerungsbilanz (die Anzahl der Sterbefälle in Österreich liegt nur knapp unter der Geburtenrate) etablierte sich die internationale Migration in Österreich in den letzten 35 Jahren zusehends als ein „Motor der demographischen Entwicklung“ (ebd.: 147) des Landes.

Im Jahr 2014 betrug in ganz Österreich der Anteil der ausländischen Bevölkerung 12,5 Prozent, wobei er in Wien mit 24,2 Prozent weit über dem Durchschnitt lag (Statistik Austria 2014: 111). Die größte Gruppe mit einer ausländischen Staatsangehörigkeit sind die Deutschen,

gefolgt von Staatsangehörigen der Türkei, von Serbien, Bosnien sowie Herzegowina, Kroatien und Rumänien (ebd.: 9). Im Gegensatz zum Durchschnittsalter der inländischen Bevölkerung (43,2 Jahre) ist das Durchschnittsalter der ausländischen Bevölkerung mit 35,2 Jahren geringer (ebd.).

Der von Assimilationsmodellen prognostizierte soziale Aufstieg von MigrantInnen, der sich im Lauf der Zeit von selbst einstellt (vgl. beispielsweise Esser 1980), wurde nicht erfüllt. Die erste Generation von „GastarbeiterInnen“ lebt nach wie vor in den untersten Wohnsegmenten; das bedeutet schlecht sanierte Wohnungen in Gegenden, die einen überdurchschnittlich hohen AusländerInnenanteil aufweisen. Das segmentierte Wohnumfeld bietet wenig Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung, wodurch es zu ethnischen Insulationen kommt (Reinprecht 2006: 177).

### **1.3 Ältere MigrantInnen: eine homogene Kategorie?**

Da der Umgang mit MigrantInnen in Österreich jenem in Deutschland entspricht und umgekehrt (vgl. Reinprecht 2004; Fassmann 2012), wird im Folgenden auf Studien aus beiden Ländern Bezug genommen. An dieser Stelle muss abermals darauf hingewiesen werden, dass eine Migrationsforschung, die ältere MigrantInnen vereinheitlicht, als defizitär sowie problembeladen darstellt, zu kurz greift. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit älteren MigrantInnen sollte der Heterogenität dieser Gruppen gerecht werden (vgl. Reinprecht 2009; Kruse et al. 2004: 578; Baykara-Krumme et al. 2012: 35; Kirkcaldy et al. 2006; Dietzel-Papakyriakou 2005). Reinprecht hebt hervor, dass der „Blick auf die heterogene Struktur der Zuwanderung (...) den Zugewinn an differenzierten Sichtweisen und alternativen Lebenskonzepten (unterstreicht), der durch die Migration entsteht, und (...) gleichzeitig die Wahrnehmung für neue Erscheinungsformen von sozialer Ungleichheit und ihre Verursachung (schärft)“ (Reinprecht 2006: 215). Das Bedürfnis, eine Gruppe zu homogenisieren, trifft aber nicht nur auf jene der MigrantInnen zu, sondern auch auf die Herkunftsgesellschaft; diese ist ebenfalls durch eine starke Heterogenität gekennzeichnet. Wissenschaftliche Beiträge sollten diese Tatsache berücksichtigen, da ansonsten gesellschaftliche Brüche, Schichtungen und Besonderheiten, aber auch Parallelen zu anderen Gesellschaften nicht miteinbezogen werden können (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 23).

Die Motivationsgründe für Migration spiegeln sich in der Art der Niederlassung und im Umgang mit der eigenen Migrationsbiografie wider. Wie bereits dargestellt, migrierte die erste Generation von ArbeitsmigrantInnen vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen nach Österreich, die Integrationsbereitschaft war aufgrund der schlechten Aufnahmebedingungen (keine beruflichen Aufstiegschancen, wenig Gehalt, häufiger Wechsel des Arbeitsplatzes, Arbeitslosigkeit usw.) gering (Reinprecht 2006: 50). Studien aus Deutschland widersprechen

jenen aus den USA, die besagen, dass mit fortschreitender Aufenthaltsdauer eine Integration am Arbeits- und Wohnungsmarkt stattfindet (ebd.; Kruse et al. 2004).

Ehemalige „GastarbeiterInnen“ stellen aber nicht die einzige Gruppe älterer Personen mit Migrationshintergrund dar. Reinprecht definiert ältere MigrantInnen folgendermaßen: „Der Ausdruck ältere MigrantIn umfasst darüber hinaus Personen, die im Rahmen des Familiennachzugs nach Österreich gekommen sind, einschließlich einer kleineren Anzahl an Personen, die erst als alte Menschen von ihren hier lebenden Kindern und Enkelkindern aus Gründen der Hilfs- und Pflegebedürftigkeit nachgeholt wurden“ (Reinprecht 2006: 7).

In dieser Dissertation wird aber nicht nur auf ArbeitsmigrantInnen und ihre Angehörigen fokussiert, sondern es werden all jene Menschen, die einen Migrationshintergrund haben und sich in einem vorgerückten Alter befinden, in den Blickpunkt genommen. Darunter fallen auch Flüchtlinge bzw. Heimatvertriebene der Nachkriegswirren der 1940er- und 1950er-Jahre ebenso wie Personen, die als gut qualifizierte Arbeitnehmer kamen oder aus anderen Motiven nach Österreich migrierten. Ältere Personen, die erst mit Pensionseintritt in Form einer *retirement migration* (Fassmann 2012: 381) oder als *instrumentelle TransmigrantInnen* (Laubenthal, Pries 2012: 402) nach Österreich kamen, fallen nicht in die Untersuchungsgruppe.

Den größten Anteil an älteren MigrantInnen (über 60 Jahre) stellen mit 30,9 Prozent Personen aus den neuen EU-Mitgliedsstaaten, gefolgt von jenen aus dem westlichen Europa (EU-15) mit 29,8 Prozent. 24,5 Prozent stammen aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie der Türkei (Fassmann 2012: 376). Fassmann (2012) veranschaulicht übersichtlich die Heterogenität der Gruppe der älteren MigrantInnen: „Die über 60-Jährigen mit Migrationshintergrund sind sowohl sehr hoch als auch sehr niedrig qualifiziert, leben zu zwei Drittel in Familienhaushalten und sind im Wesentlichen aus der Erwerbstätigkeit ausgeschieden“ (ebd.: 381).

Das Gros der älteren MigrantInnen lebt – wie Fassmann feststellt – bereits seit geraumer Zeit in Österreich: „Fast drei Viertel der heute über 60-Jährigen sind bis 1970 zugewandert und weisen daher eine Aufenthaltsdauer von mindestens 35 Jahren auf“ (ebd.: 375/376). Die Heterogenität spiegelt sich auch im Staatsbürgerschaftserwerb dieser Gruppe wider: Rund zwei Drittel der älteren MigrantInnen besitzen bereits eine österreichische Staatsbürgerschaft, das restliche Drittel hat die Staatsbürgerschaft des Herkunftslandes behalten. Das Herkunftsland stellt meist einen korrelierenden Faktor dar; Personen aus der Türkei bzw. dem ehemaligen Jugoslawien behalten eher ihre ursprüngliche Staatsbürgerschaft als Personen aus EU-Mitgliedsstaaten (ebd.: 376).

Wird der Blick auf die Gruppe der älteren, klassischen „GastarbeiterInnen“ gerichtet, so zeigt sich, dass sie ihren AltersgenossInnen in der Mehrheitsgesellschaft in Bezug auf die Differenziertheit ihrer Lebensstile, Werte und Einstellungen einerseits gleichen; allerdings nehmen sie auch eine Sonderstellung ein, denn – wie Reinprecht schreibt – „es überwiegen jüngere Alte bei erst wenigen Hochaltrigen, charakteristisch sind ein relativ hoher Männer-

anteil und eine hohe Erwerbsquote sowie ein nur geringer Anteil an Singles und nicht verheirateten und verwitweten Personen“ (Reinprecht 2006: 11). Aufgrund des überwiegenden Frauenanteils in der autochthonen älteren Bevölkerung wird von einer „Feminisierung des Alters“ (Lang 2004: 368; Kolb 2009: 137) gesprochen. Dies trifft auf die Gruppe der älteren ArbeitsmigrantInnen nicht zu. Der höhere Männeranteil ist auf die Anwerbestrategie der 1950er- und 1960er-Jahre, im Zuge deren vorwiegend junge, arbeitsfähige Männer angeworben wurden, zurückzuführen (Lang 2004). Allerdings ist durch die Familienzusammenführung der Frauenanteil zusehends gestiegen (Brockmann 2002: 290). Bei hochaltrigen ArbeitsmigrantInnen (75+) aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei ist das Phänomen der Feminisierung des Alters ebenfalls zu beobachten; im Jahr 2007 betrug in Österreich der Anteil der hochbetagten Frauen aus Exjugoslawien 67 Prozent und der aus der Türkei 59 Prozent (Reinprecht 2007: 213).

Untersuchungen, die nicht nur die Gruppe der ArbeitsmigrantInnen beinhalten, sondern alle Migrantengruppen über 60 Jahre in den Blickpunkt nehmen, sehen im Alter einen Prozess des demografischen Angleichens an die Aufnahmegesellschaft (Fassmann 2012: 375). Von den MigrantInnen, die älter als 60 Jahre sind, sind circa 55 Prozent Frauen und 45 Prozent Männer (ebd.: 377). Dies ist zum einen auf die höhere Lebenserwartung von Frauen und zum anderen auf das differenzierte Bleibeverhalten von Männern und Frauen allgemein zurückzuführen (ebd.: 377/378). Fassmann schreibt dazu: „Während die allein gewanderten und alleinstehenden Männer mit einer höheren Wahrscheinlichkeit im Laufe des Altwerdens wieder in die ehemalige Heimat zu ihrer Herkunftsfamilie zurückkehren, bleiben die älteren Frauen im Zielland, weil sich eben auch geografisch ihre Familie verschoben hat“ (ebd.: 378/379).

Die Haushaltsstrukturen gleichen sich bei den älteren MigrantInnen ebenfalls zusehends an die autochthone ältere Bevölkerung an. 36 Prozent leben in einem Einpersonenhaushalt und circa 56 Prozent als Ehepaar in einer Wohnung. Insgesamt sind 60 Prozent der älteren Personen mit Migrationshintergrund verheiratet, 27 Prozent sind verwitwet. Neun Prozent bezeichnen sich als geschieden und vier Prozent als ledig (ebd.: 379/380).

Eine Differenziertheit zur gleichaltrigen autochthonen Bevölkerung bleibt bestehen, so sie sich bereits in jüngeren Jahren manifestiert hat. Diese Tendenz ist beispielsweise bei den Bildungsabschlüssen sichtbar, wie Fassmann postuliert: „Rund ein Drittel aller über 60-Jährigen mit Migrationshintergrund besitzt nur eine Pflichtschulausbildung als höchsten Schulabschluss, ein Viertel jedoch mindestens ein Abitur“ (ebd.: 380). Der Anteil der Erwerbstätigen bei den über 60-Jährigen ist bei Personen mit Migrationshintergrund etwas höher als bei der autochthonen Bevölkerung (ebd.). Anhand der Wohnverhältnisse, in denen MigrantInnen leben, zeigen sich die starken Differenzen innerhalb dieser Gruppe. So lebt der vorwiegende Teil von MigrantInnen aus der Türkei bzw. dem ehemaligen Jugoslawien nach wie vor in Mietverhältnissen, während sich knapp über 50 Prozent der über 60-Jährigen aus den neuen EU-Mitgliedsstaaten Eigentumswohnungen bzw. Häuser leisten können (ebd.: 380/381).

Die Aufteilung der älteren MigrantInnen auf die einzelnen Bundesländer zeigt ein interessantes Bild. Fassmann schreibt dazu: „Ein Drittel der älteren Personen mit Migrationsgeschichte lebt in Wien, rund 20 Prozent (leben) in Salzburg, Tirol und Vorarlberg sowie jeweils rund 15 Prozent in Nieder- und Oberösterreich. Aber auch dabei ist eine Differenzierung notwendig. Während mehr als 40 Prozent der Personen über 60 Jahren mit einem ex-jugoslawischen oder türkischen Migrationshintergrund in Wien und ein weiteres Viertel in Nieder- und Oberösterreich wohnhaft sind, konzentrieren sich die älteren Zugewanderten aus dem westlichen Europa (insbesondere aus Deutschland) besonders in den alpinen und landschaftlich reizvollen Bundesländern Salzburg und Tirol“ (ebd.: 381).

Die in diesem Kapitel dargestellte Heterogenität der älteren MigrantInnen zeigt, dass ein Fokussieren auf eine ethnische Gruppe nur einen geringen Teil der älteren ausländischen Bevölkerung abdeckt. In Deutschland konzentrieren sich viele Studien auf die ältere türkischstämmige Bevölkerung, obwohl deren Anteil an der gesamten älteren ausländischen Bevölkerung nur die Hälfte ausmacht; womit die andere Hälfte kaum untersucht wird (Kruse et al. 2004: 578; Zeman 2012: 454; Dietzel-Papakyriakou 2005). Dennoch ist es sinnvoll, gerade auf die Gruppe der älteren MigrantInnen, die als klassische „GastarbeiterInnen“ nach Österreich kamen, immer wieder speziell hinzuweisen. Diese Gruppe war und ist mit besonderen Problemen konfrontiert, und ihre prekäre Situation manifestiert sich in ihrer sozialen sowie finanziellen Unsicherheit. Sie sind zudem verstärkt von gesellschaftlichen Ressourcen und Teilhabemöglichkeiten ausgeschlossen (Reinprecht 2006: 149). Besonders offensichtlich wird diese Benachteiligung am Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosenquote von ArbeitsmigrantInnen liegt über dem Durchschnitt bei einem wesentlich geringeren durchschnittlichen Lohnniveau (Kruse et al. 2004). Die prekäre Lebenssituation setzt sich bis ins hohe Alter fort. Durch die Lebensverhältnisse, denen ArbeitsmigrantInnen im Alter ausgesetzt sind (Armut, Leben in beengten Wohnungen, niedrige soziale und finanzielle Ressourcen), erweist sich der Wunsch nach einem autonomen, selbstständigen Altern in Würde als schwierig (Reinprecht 2012: 340). In Österreich wird dieser Gruppe weder im wissenschaftlichen noch im politisch-öffentlichen Bereich viel Beachtung geschenkt. Ältere ArbeitsmigrantInnen werden aber aufgrund ihrer wachsenden Zahl gesellschaftspolitisch immer relevanter, denn entgegen den prognostizierten Annahmen remigriert nur ein geringer Anteil dieser Gruppe in sein Herkunftsland zurück (Fassmann 2012: 375).

#### **1.4 Versuch einer Definition**

Wie aus dem vorhergegangenen Kapitel offensichtlich wurde, ist die Gruppe der älteren MigrantInnen in vielerlei Hinsicht sehr heterogen. Sie bildet bei all – oder gerade wegen – ihrer Differenziertheit und Vielfältigkeit die Untersuchungsgruppe der Dissertation.

Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass ältere Personen mit Migrationshintergrund eine der am schwierigsten zu erreichenden Gruppen für empirische Studien sind (Reinprecht 2006: 218). Insbesondere das statistische Erfassen ist sehr herausfordernd. Zum einen werden Migrationsbewegungen oft nicht gemeldet, und zum anderen findet im Alter häufiger ein Pendeln zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland statt, welches ebenfalls nicht erfasst werden kann (Kruse et al. 2004: 578).

Neben dem Migrationshintergrund ist das Erreichen eines bestimmten Alters ein wichtiges Kriterium. Untersuchungen zu älteren Personen mit Migrationshintergrund legen die Altersgrenze unterschiedlich fest (Reinprecht 2009: 263). Reinprecht setzt bei seinen Studien Senior Plus (von 1997 bis 1999) und Aktiv ins Alter (von 2002 bis 2005) die Altersgrenzen der MigrantInnen auf 50 Jahre bzw. 55 Jahre fest. Sein Argument für diese Alterseingrenzung ist, „dass MigrantInnen frühzeitiger als autochthone Ältere mit charakteristischen Fragen und Problemen des Älterwerdens konfrontiert sind und die Forschungen in besonderem Maße auch auf die Analyse von Handlungspotentialen für die Lebensgestaltung im Übergang in die nachberufliche Lebensphase abziel(en)“ (Reinprecht 2006: 21). Schimany und Baykara-Krumme (2012) legen den Schwerpunkt ihrer Untersuchungen auf Personen mit Migrationshintergrund, die über 64 Jahre alt sind. Allerdings unterscheiden sie noch – um der Differenziertheit der älteren Bevölkerung gerecht zu werden – zwischen der Gruppe der jungen Alten (zwischen 50 bis 64 Jahren) und jener der Hochaltrigen (80 Jahre und älter) (Schimany, Baykara-Krumme 2012: 53). Wiesmann et al. (2004) unterscheiden zwischen „jungen“ Alten (60 bis 80 Jahre) und „alten“ Alten (über 80 Jahre). Sie gehen davon aus, dass „junge Alte“ vorwiegend ein selbstbestimmtes Leben führen und ein positives subjektives Gesundheitsempfinden aufrechterhalten können. Bei „alten“ Alten wird dies zusehends herausfordernder. Die psychische Gesundheit wird stärker belastet, die kognitive Leistungsfähigkeit nimmt in allen Bereichen ab, und die Gefahr, an Demenz zu erkranken, steigt. Das heißt, die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, sinkt beständig (Wiesmann et al. 2004: 368). Die AutorInnen betonen aber, dass die gesundheitliche Gesamtsituation des Individuums wesentlich aussagekräftiger ist als eine Klassifizierung in „junge“ oder „alte“ Alte.

Es existiert also kein allgemeingültiger wissenschaftlicher Kanon, ab welchem Alter eine Person eindeutig als „alt“ klassifiziert werden kann. In dieser Dissertation wird in Anlehnung an Wiesmann et al. (2004) die Altersgrenze auf 60 Jahre und höher gelegt. Grund dafür ist die Annahme, dass mit 60 Jahren nach wie vor ein autonomes Leben geführt werden kann, allerdings schon Fragen, die eine Bewältigung von alltäglichen Herausforderungen im höheren Alter betreffen, bedeutend sind. Die Zielgruppe umfasst aber auch Hochaltrige, also Personen, die älter als 80 Jahre sind, da angenommen wird, dass diese Gruppe bereits mit starken altersbedingten Herausforderungen konfrontiert ist. Welche durch den Migrationsprozess entwickelten Potenziale ihnen bei der Bewältigung dieser Herausforderungen helfen, gilt es zu untersuchen.

## 2. Alter(n) in der heutigen Gesellschaft: Migrationshintergrund – eine Besonderheit?

„Im Grunde haben die Älteren und Alten noch keinen Platz in unserer Kultur.“  
(Rosenmayr 2004: 21)

In Österreich – wie generell in westlichen Industrieländern – wird die Anzahl der älteren Menschen in Zukunft größer. Insbesondere die Zahl der Hochaltrigen wird zunehmen, und nachkommende jüngere Kohorten werden zahlenmäßig kleiner sein (Tesch-Römer et al. 2004). Dieser demografische Wandel ist vorwiegend auf die gesunkene Geburtenrate zurückzuführen, dennoch nimmt auch die höhere Lebenserwartung und die damit verbundene Ausdehnung der Lebensphase Alter einen zentralen Stellenwert in sozialwissenschaftlichen Diskussionen ein (Clemens 2012: 487).

Die Verknüpfung der beiden Disziplinen „Alter(n)“ und „Migration“ ist nach wie vor ein Nischenthema, dies verwundert umso mehr, als die Bevölkerung mit Migrationshintergrund von dem Prozess des demografischen Wandels nicht ausgenommen ist (Schimany et al. 2012). „Alter(n)“ sowie „Migration“ repräsentieren die zentralen Prozesse des gesellschaftlichen Wandels der Gegenwart (Reinprecht 2009: 265).

In diesem Abschnitt werden einleitend die Herausforderungen beschrieben, eine soziologisch einheitliche Definition des Begriffs „Alter“ zu geben. Darauf aufbauend wird das *Konzept der Generationen* nach Mannheim (1928) vorgestellt. Da die Lebensphase „Alter“ gesellschaftlichen Konstruktionsprozessen unterliegt, werden Altersbilder, die unsere Gesellschaft prägen, erörtert. Anschließend wird auf Lebenslagen im Alter näher eingegangen. Eine der bedeutendsten Erfahrungen im Alter ist der Pensionseintritt und somit der Verlust einer Erwerbstätigkeit. Aus diesem Grund ist dem Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand ein eigenes Unterkapitel gewidmet. Abschließend wird die Bedeutung der Erfahrung der Migration und mit welchen Besonderheiten MigrantInnen in dieser Lebensphase konfrontiert sind erläutert.

### 2.1 Alter(n), ein undefinierbarer Begriff?

Das wissenschaftliche bzw. philosophische Bedürfnis, den Begriff „Alter“ klar zu definieren, ist kontraproduktiv. Die Gründe dafür sind zahlreich. So ist beispielsweise die Lebenserwartung von Menschen je nach geografischer Lage sehr weit gestreut, und gesellschaftliche Erwartungen an das Alter sind kulturell differenziert (Rosenmayr 2004: 19). Ein wichtiges Paradigma in der sozialen Gerontologie ist, dass das Alter auch immer sozial konstruiert ist (Amann 2008: 56). So postuliert Amann: „Gesellschaften bringen das Alter hervor,

sie ‚erzeugen‘ es aufgrund biologischer, kultureller und sozialökonomischer Voraussetzungen in der historischen Entwicklung, die ihrerseits, eingelagert in kontigente Zusammenhänge, ihre teils systematischen, teils rein zufälligen Wirkungen haben“ (Amann 2008: 56). Die Relationen, die diesen Begriff bestimmen, sind demnach das entscheidende Moment. Backes (2004) vertritt die These „einer sich entwickelnden gesellschaftlichen Alter(n)problematik im Sinne einer bisher ungelösten gesellschaftlichen Entwicklungsaufgabe: Sozialer Wandel der Gesellschaft geht mit der Notwendigkeit einer weitreichenden Veränderung der Vergesellschaftung des Alter(n)s“ (Backes 2004: 84) einher. Gemeint ist damit, dass durch den demografischen Wandel das gesellschaftliche Sozialsystem mit neuen Herausforderungen konfrontiert ist und in Zukunft gezwungen sein wird, sich diesen zu stellen (ebd.; Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004). Dies beinhaltet zum einen die Pflege von älteren bzw. hochaltrigen Menschen, die nur noch teilweise von der Primärfamilie abgedeckt werden kann. Zum anderen muss der Arbeitsmarkt adäquat auf den hohen und stark steigenden Anteil an älteren Menschen in der Bevölkerung reagieren (Backes 2004).

Der demografische Wandel geht mit einem Wertewandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten einher, der auch vor älteren Menschen nicht haltmacht (ebd.). Lebenslagen, -stile und -biografien werden immer heterogener; ein stringenter, strukturierter Ablauf des Lebenslaufs ist daher nicht mehr prognostizierbar. Das bedeutet, Biografien werden unterschiedlicher, und auch die Lebenslagen in sozialer, materieller und gesundheitlicher Hinsicht haben sich stark ausdifferenziert (ebd.: 86; Backes et al. 2000: 9; Hitzler, Honer 1988). Aus diesem Grund ist es schwierig, von einer Lebensphase „Alter“ zu sprechen. In der breiten Öffentlichkeit wird mit Eintritt in die Pension, also mit dem Austritt aus dem Erwerbsleben zwischen 60 bzw. 65 Jahren, von der Lebensphase „Alter“ gesprochen (Clemens 2012: 438). Das heißt, „Alter“ als Lebensphase steht in kapitalistischen Gesellschaften in ökonomischen und sozialen Wechselbeziehungen, denn durch eine gesetzliche Alterssicherung und eine gesetzliche Altersgrenze wird sie institutionalisiert (Backes, Clemens 2000: 8). Damit ist gemeint, dass es zwar noch die Institutionen Alter und Lebenslauf gibt, nur die festgelegten Abläufe werden zu unterschiedlichen Zeiten durchlaufen (Elternschaft, Ende der Erwerbstätigkeit usw.). Es findet also eine Institutionalisierung des Lebenslaufs und Alters bei einer gleichzeitigen Deinstitutionalisierung statt (Backes 2004: 87).

Die Frage, ob es so etwas wie eine Lebensphase „Alter“ gibt, ist also schwer zu beantworten. Zum einen ist der Übergang von einem mittleren Lebensalter zu der Lebensphase „Alter“ sehr unscharf, und zum anderen hat diese Phase eine starke Ausdehnung erfahren (Backes, Clemens 2013: 13; Clemens 2012: 440). Backes und Clemens (2013) plädieren dennoch dafür, von einer Lebensphase „Alter“ zu sprechen. Diese kann zwar nicht mehr als ein klar abgrenzbarer Lebensabschnitt kategorisiert werden, denn sie ist durch die Prozesshaftigkeit des Lebenslaufs und starke Differenziertheit von Lebensstilen geprägt; dennoch sind Menschen ab einem gewissen Zeitpunkt ihres Lebens dieser Lebensphase zuordenbar (Backes, Clemens

2013: 13ff.). „Alter“ kann aber nicht mehr als eine aussagekräftige Kategorie verstanden werden. Vielmehr muss der Differenziertheit dieser Lebensphase in wissenschaftlicher Hinsicht Rechnung getragen werden (ebd.: 18).

An dieser Stelle müssen die Begriffe „Alter“ und „Altern“ näher beschrieben werden. Unter Ersterem wird – wie bereits erläutert – eine Lebensphase verstanden und unter „Altern“ ein lebenslanger Prozess, der mit der Geburt anfängt und mit dem Tod aufhört (Kruse, Wahl 2010: 7; Ding-Greiner, Lang 2004). Alterungsprozesse sind physikalische Prozesse, die unausweichlich sind. Sie können erkennbar (Graufärbung der Haare, Entstehung von Falten) und weniger äußerlich bemerkbar (langsamer Abbau des Bewegungsapparates, Abbau der Funktionen der Organe usw.) sein, sicher ist, dass sie unaufhaltsam stattfinden (Ding-Greiner, Lang 2004; Amann 2009: 107). Rosenmayr spricht in diesem Zusammenhang von „einer Unidirektionalität allen Naturgeschehens“ (Rosenmayr 2004: 18). Es ist wichtig festzuhalten, dass Alter nicht mit Krankheit gleichzusetzen ist (Amann 2009: 107). Mit zunehmendem Alter nehmen auch die Erfahrungswelt und der Wissensschatz zu; dadurch entsteht eine Dichotomie, die auf der einen Seite eine Abnahme und auf der anderen Seite eine Zunahme bedeutet (Kruse; Wahl 2010: 14). Die körperlichen Alterungsprozesse führen zu einer Entropie<sup>2</sup>, mit der eine Unordnung einhergeht und die letzten Endes zu einem Stillstand führt. Bei Menschen äußert sich diese zunehmende Entropie in einem immer größer werdenden Verlust an Funktionskraft der Sinnesorgane und des eigenen Körpers. Diese wird mittels Helfen (Operationen, Medikamenten, Hörgeräten, Prothesen) wiederhergestellt (Rosenmayr 2004: 18). Im höheren Alter schwindet die Fähigkeit des Menschen, der zunehmenden Entropie entgegenzuwirken; der totale Verlust der Ordnung mündet schließlich in den Tod (ebd.: 19).

Der Begriff Alter ist deshalb so schwer kategorisierbar, weil Menschen, die einer Altersgruppe angehören, in ihrem Alterungsprozess sehr stark differieren und deshalb eine starke Heterogenität aufweisen. So können Personen einer Alterskohorte unterschiedlich leistungsfähig sein (Kruse, Wahl 2010: 6). Die Schnelligkeit des Alterungsprozesses wird einerseits durch individuelle Gene (Erbanlagen) und andererseits durch die Umweltbedingungen, in denen das Individuum lebt, bestimmt. Interessant dabei ist, dass anhand von Studien an Zwillingen festgestellt wurde, dass die Varianz der Lebensspanne zu 35 Prozent auf genetische und zu 65 Prozent auf Umwelteinflüsse zurückzuführen ist (Ding-Greiner, Lang 2004: 185). Im höheren Alter haben Umwelteinflüsse eine zunehmend stärkere Relevanz als die genetischen für das Fortschreiten des Alterungsprozesses (ebd.: 186).

Ein zusätzliches Argument, das den Begriff „Alter“ schwer definierbar macht, ist, dass Individuen in unterschiedlichen Leistungsbereichen schneller und langsamer altern können. So kann

---

<sup>2</sup> „Entropie ist ein Begriff aus der Thermodynamik, der die Tendenz von Elementarteilchen beschreibt, sich auf einen Zustand immer größerer Unordnung hinzubewegen“ (Wiesmann et al. 2004: 368).

ein und dieselbe Person geistig sehr fit sein, aber altersbedingt mit körperlichen Beschwerden kämpfen und umgekehrt. Kruse und Wahl formulieren dies pointiert, indem sie schreiben: „Wir finden also, wenn wir über die verschiedenen Formen von Alter nachdenken, eine bemerkenswerte Vielfalt des Alters bei ein und derselben Person“ (Kruse, Wahl 2010: 6).

Auf einer persönlichen Ebene wird der eigene Alterungsprozess durch den Spiegel der Mitmenschen und deren Alterung wahrgenommen. Das heißt, erst durch einen Vergleich mit der eigenen Alterskohorte bzw. mit jüngeren Menschen (Kindern, Enkelkindern) findet eine Bewusstseinswerdung des eigenen Alters statt (Lang 2004: 362). Bude meint: „Man beurteilt die persönliche Lebensgeschichte im Blick auf die Lebensverläufe der Generationengenossen: was man erwarten konnte, was Glück war und woran man gescheitert ist“ (Bude 2009: 187).

In der Soziologie spielt der Generationenbegriff eine zentrale Rolle für eine Auseinandersetzung mit der Lebensphase „Alter“. Dieser wurde von Mannheim (1928) geprägt und hat bis dato in soziologischen Diskursen über das Phänomen Alter und Generationen Relevanz (Kruse, Wahl 2010: 201). Aus diesem Grund wird im Folgenden der Begriff *Generation* nach Mannheim näher erläutert.

Anfang des 20. Jahrhunderts dominierte die aus Frankreich stammende positivistische Denkweise, dass eine Generation im Schnitt nach 30 Jahren durch eine Folgegeneration abgelöst wird (Mannheim 1928: 160). Mannheim stellte dieser Theorie sein Konzept gegenüber: Zunächst erläutert er den Begriff des „Generationenzusammenhangs“ (ebd.: 171), der sich von einer „konkreten Gruppe“ (ebd.) unterscheidet. Bei einer konkreten Gruppe sind sich die Partizipierenden bewusst, dass sie dieser angehören (z. B. Familie, Klub, Verband). Menschen eines Generationenzusammenhangs sind zwar miteinander verbunden, sind sich dessen aber nicht konkret bewusst (ebd.). Eine gemeinsame Generationenlagerung ist durch den biologischen Rhythmus (nämlich Geburt und Tod) des Menschen bestimmt. „Durch die Zugehörigkeit zu einer Generation, zu ein und demselben ‚Geburtsjahrgange‘ ist man im historischen Strome des gesellschaftlichen Geschehens verwandt gelagert“ (ebd.: 173). Allerdings spielt das Erleben eines historischen Geschehens eine wesentlich zentralere Rolle als das gemeinsame Alter an sich. Bude erläutert dies näher: „Was benachbarte Geburtsjahrgänge zu einer Generation macht, ist das Gefühl der gleichartigen Betroffenheit durch eine einzigartige geschichtliche und gesellschaftliche Situation“ (Bude 2009: 187). Mannheim führt dies noch genauer aus: „Nicht das Faktum der in derselben chronologischen Zeit erfolgten Geburt, zur selben Zeit, Jung-, Erwachsen-, Altgewordenseins, konstituiert die gemeinsame Lagerung im sozialen Raume, sondern erst die daraus entstehende Möglichkeit an denselben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren und noch mehr, von derselben Art der Bewußtseinsschichtung aus dies zu tun“ (Mannheim 1928: 180). Bude (2009) erklärt mit dem gleichen Argument den Unterschied zwischen Kohorte und Generation. Demnach bilden Personen eines Jahrgangs eine Geburtskohorte, aber noch keine Generation, „es kommt vielmehr auf die mögliche Bezugnahme auf ein gemeinsames Präge- und Wirkungserlebnis

an, aus dem sich die Evidenz einer Gemeinsamkeit trotz des Unterschieds von Herkunft, Religion oder ethnischer Zugehörigkeit ergibt“ (Bude 2009: 188). Ein einschneidendes historisches Ereignis oder das gemeinsame Wahrnehmen des Erlebens machen erst eine Generation zu einer solchen. Das bedeutet, eine Generation wird durch das Teilen gemeinsamer zeitlicher Ereignisse und Phänomene konstituiert. Bude versteht unter einer Generation demnach nicht den klassischen Übergang, der innerhalb einer Familie stattfindet, sondern berücksichtigt viel eher den historischen Kontext, der den Übergang von einer Generation zur nächsten markiert: „Generation ist kein Fortschreibungs-, sondern ein Unterbrechungsbegriff“ (ebd.: 190). Aus diesem Grund unterscheiden sich die Generationen stark voneinander. Selbst wenn es Menschen schwerfällt, sich einer bestimmten Generation zuzuordnen, können sie auf alle Fälle Auskunft darüber geben, welcher Generation sie nicht angehören (ebd.). Mannheim sieht im Gegensatz zu Bude zwischen den aufeinanderfolgenden Generationen keine Gegensätzlichkeit, im Gegenteil, diese beziehen sich aufeinander und stehen in einer Wechselwirkung zueinander. Die ältere Generation tradiert Kulturgüter, und die jüngere verarbeitet diese in ihrer eigenen Art. Der Bruch zwischen den Generationen wird bei Mannheim weitaus weniger drastisch dargestellt als bei Bude, denn Mannheim spricht von Zwischengenerationen, die aufeinander Einfluss nehmen und sich aufeinander beziehen (Mannheim 1928: 184ff.). Mannheim unterscheidet neben dem Generationenzusammenhang und der Generationenlagerung auch zwischen Generationeneinheiten: „Dieselbe Jugend, die an derselben historisch-aktuellen Problematik orientiert ist, lebt in einem ‚Generationenzusammenhang‘, diejenigen Gruppen, die innerhalb desselben Generationszusammenhanges in jeweils verschiedener Weise diese Erlebnisse verarbeiten, bilden jeweils verschiedene „Generationseinheiten“ im Rahmen desselben Generationenzusammenhanges“ (ebd.: 311). Jede Generationeneinheit birgt Potenziale in sich, doch ob diese zum Tragen kommen, hängt von gesellschaftlichen Bedingungen und Prozessen ab (ebd.: 318ff.).

Die Überlegungen Mannheims können in der vorliegenden Arbeit Eingang finden, indem sie mit der Zielgruppe „ältere MigrantInnen“ in Verbindung gebracht werden. Mit dem Ausdruck *ältere MigrantInnen* werden verschiedene Aspekte kombiniert: zum einen die Lebensphase „Alter“ und zum anderen die Erfahrung von internationaler Migration (Reinprecht 2009: 263). Wie bereits dargestellt wurde, zeichnet sich diese Gruppe durch eine starke Heterogenität aus. Sie differiert stark nach Lebenslage, Herkunftsland, Migrationsmotiv und sozialer Zugehörigkeit. Mannheim sieht in der Zugehörigkeit zu einem Geburtsjahrgang, von dem aus gesellschaftliche und historische Ereignisse antizipiert werden, das entscheidende Moment eines ähnlichen Generationenzusammenhanges (Mannheim 1928). Dieser Gedanke könnte auch auf einen geteilten „Migrationszusammenhang“ angewandt werden, indem die Erfahrung, als MigrantIn zu einer ähnlichen Zeit Teil der Aufnahmegesellschaft zu werden, das verbindende Element ist. Die Erfahrung, bei der Ankunft in Wien nicht der *In-group* (Schütz 2002) anzugehören und nicht dasselbe „Denken-wie-üblich“ mit der Mehrheitsbevölkerung zu teilen, findet in einem ähnlich gelagerten Zeitraum statt.

## 2.2 Alter(n)sbilder und Alter(n)svorstellungen in der heutigen Gesellschaft

Altersbilder sind Vorstellungen über die typischen normativen Abläufe des Älterwerdens (Reinprecht 2006: 149). Schmitt definiert den Begriff *Altersbild* folgendermaßen: Es „werden in der deutschsprachigen Gerontologie sowohl Meinungen und Überzeugungen (beliefs) über sich mit zunehmendem Alter vermeintlich einstellende Veränderungen und für ältere Menschen vermeintlich charakteristische Attribute als auch Einstellungen (attitudes) gegenüber Alter und Altern untersucht“ (Schmitt 2004: 135). Das bedeutet, jeder Lebensphase – und so auch dem Alter – werden typische Rollen- und Verhaltensmuster zugeschrieben. Diese Bilder – auch Stereotype genannt – spiegeln gesellschaftliche und individuelle Sichtweisen wider (Wurm, Huxhold 2010: 246). Wurm und Huxhold bezeichnen Stereotype als „kollektiver Natur, und (sie) umfassen konsensuell geteilte Bilder, die sowohl positiv als auch negativ sein können“ (ebd.). Stereotype dürfen demnach nicht mit Vorurteilen verwechselt werden, die nur negative Assoziationen mit dem Alter hervorrufen. Obwohl der Lebensphase „Alter“ auch positive Attribute zugeschrieben werden, überwiegen meist die negativen. So wird mit Alter oft Krankheit, Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Leben und damit verbundene Einsamkeit, Rollenverlust, Pflegebedürftigkeit und Abhängigkeit assoziiert (Reinprecht 2006: 149; Kruse, Wahl 2010: 184).

Die Sozialwissenschaft will mit diesen negativen Altersbildern und Stereotypen brechen und versucht, mit den Begriffen „produktives, aktives und erfolgreiches Altern“ ein Gegenbild zu entwerfen (Reinprecht 2006: 149). Das ist deshalb so wichtig, weil Altersbilder bereits in der frühen Kindheit sozialisiert werden. Personen, die in die Lebensphase „Alter“ eintreten, haben demnach seit ihrer Kindheit stereotype Vorstellungen über diesen Lebensabschnitt, die überwiegend negativ sind. Dies kann zu einer negativen Selbstzuschreibung im Alter führen. Interessant hierbei ist, dass Studien den Einfluss von Selbststereotypisierungsprozessen auf die Gesundheit nachgewiesen haben<sup>3</sup> (Wurm et al. 2010: 247). Huxhold et al. (2010) zeigen, dass Diskriminierungserfahrungen, die auf das Alter zurückzuführen sind, aufgrund von negativen Altersbildern und Altersstereotypen innerhalb der Gesellschaft entstehen. Diese Erfahrungen führen wiederum zu einer negativen Selbststereotypisierung, die mit der empfundenen Lebensqualität korreliert. Die Autoren schreiben in diesem Zusammenhang: „Es konnte gezeigt werden, dass Altersdiskriminierung mit geringem subjektivem Wohlbefinden einhergeht. Insbesondere in der Lebenszufriedenheit, das heißt, in der kognitiven Bilanzierung des gegenwärtigen Lebens, scheinen sich Diskriminierungserfahrungen besonders stark widerzuspiegeln“ (Huxhold et al. 2010: 244).

---

<sup>3</sup> Diese wirken sich beispielsweise auf Gedächtnisleistungen, Rekonvaleszenz nach einer Krankheit, Lebensdauer, Aktivität im Alter und das allgemeine Gesundheitsverhalten aus (Wurm et al. 2010: 247).

Ausschlaggebend für ein erfolgreiches Altern sind die Erwartungen und Einstellungen der betroffenen Personen selbst. Welche Potenziale sie selbst in diesem neuen Lebensabschnitt sehen und inwiefern sie die eigenen Erwartungen an das Leben im Alter erfüllen, ist wegweisend dafür, wie erfolgreich das subjektiv empfundene „Projekt Altern“ bewertet wird (Reinprecht 2006: 150).

Wie widersprüchlich in den Sozialwissenschaften gesellschaftliche Stereotypisierungsprozesse in Bezug auf die Lebensphase „Alter“ geführt werden, zeigt die Diskussion um den von Robert Butler (1969) geprägten Begriff „Ageism“ (Schmitt 2004: 136). Ihm liegt die Annahme zugrunde, dass in unserer westlichen Gesellschaft das Alter an sich diskriminiert und negativ stereotypisiert wird (ebd.). Schmitt (2004) legt dar, dass der Begriff „Ageism“ überholt und empirisch nicht haltbar ist. Dass das „Alter“ in der Gesellschaft vorwiegend negative Bilder und diskriminierende Handlungen provoziert, ist seiner Meinung nach wissenschaftlich zu kurz gegriffen und nicht belegbar (ebd.). Studien zeigen, dass zwar dem Alterungsprozess negative Gefühle entgegengebracht werden, im Bezug auf einen körperlichen Abbau, nicht aber der Lebensphase „Alter“ an sich (ebd.).

Wurm und Huxhold (2010) untersuchten individuelle Altersbilder, das heißt, welches Altersbild Menschen in ihrer zweiten Lebenshälfte entwickeln (Wurm, Huxhold 2010: 257). Ihre Ergebnisse zeigen, dass dem Alter ambivalente Gefühle entgegengebracht werden. Zum einen bedeutet dieser Lebensabschnitt körperliche Verluste, zum anderen aber Potenziale zur persönlichen Weiterentwicklung. Altersbilder zwischen den Geschlechtern unterscheiden sich nicht, allerdings sind Differenzen bei Personen mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen zu beobachten. Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen sehen primär den körperlichen Abbau und nicht die Entwicklungspotenziale, die mit dem Alter einhergehen (Wurm et al. 2010).

Um eine Gegenpositionierung zu negativen Altersstereotypen zu formulieren, nennt Reinprecht (2006) die drei Begriffe „Autonomie, Aktivität und soziale Teilhabe“ als zentral im Zusammenhang mit erfolgreichem Altern. Alle drei Begriffe stehen für ein individuelles, selbstbestimmtes Leben. Sie bilden einen klaren Widerspruch zu den Begriffen „Abhängigkeit, Inaktivität und sozialer Ausschluss“ (Reinprecht 2006: 150). Reinprecht schreibt dazu: „Die Konstruktion unterstreicht den normativen, ja geradezu appellativen Gestus der Konzepte: Eine autonome, aktive und sozial integrierte Lebensführung fungiert nicht nur als Ziel und Maßstab ‚erfolgreichen Alterns‘, sondern ist in Form einer Negation immer auch mit den unerwünschten Zuständen von Abhängigkeit, Inaktivität und Isolation verknüpft“ (ebd.). Die Transformation weg von negativen Altersbildern, die Alter mit Last assoziieren, und hin zu positiven Altersvorstellungen, die im Alter eine Ressource sehen, fand auch in der Welt der Wissenschaft ihren Ausdruck (vgl. Clemens 2012). Hier kann als Beispiel der fünfte Altenbericht, der sich den „Potenzialen des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft“ (BMFSFJ 2005) widmet, genannt werden.

Kolland und Meyer Schweizer (2012) beschreiben diesen Wertewandel – weg von negativen hin zu positiven Altersattributen – in westlichen Gesellschaften und zeigen die Problematiken auf, die mit diesen einhergehen können. Unter dem Paradigma einer „kritischen Gerontologie“ (vgl. Amann, Kolland 2008) wird der neoliberale Ansatz kritisiert. Der beschriebene appellative Charakter der „Aktivitätstheorien“ (Kolland, Meyer Schweizer 2012: 590) kann ideologisierend und irreführend sein. So liegen der Theorie des aktiven Alterns weniger empirische Ergebnisse zugrunde als der Wunsch des Sozialstaats, geringere Ressourcen zur Verfügung stellen zu müssen. Ein erfolgreiches Altern liegt dann in der Verantwortung des Individuums und nicht mehr jener der gesellschaftlichen Strukturen (ebd.).

Es besteht die Gefahr, dass sich zwei polarisierende Gegenbilder in Bezug auf das Thema Alter manifestieren. Zum einen jenes, das von einer gesellschaftlichen Belastung spricht, und zum anderen jenes, das das Alter vorwiegend mit den damit einhergehenden positiven Ressourcen assoziiert. Backes formuliert zu diesem Thema Folgendes: „Durch Strategien – wie Polarisierung und Konzentration auf die Sichtweise von ‚Alterslast‘ vs. ‚Alterskapital‘ – wird zu einer ideologischen Verschleierung des Zusammenhanges von Gesellschaft und Alter(n) beigetragen“ (Backes 2004: 88). Der sechste Altenbericht untersucht konkret gesellschaftliche Altersbilder (BMFSFJ 2010) und versucht, mit diesen ein differenzierteres Bild der beiden Gegenpole „Alter als Last“ und „Alter als Potenzial“ zu zeichnen. Damit ist gemeint, dass der demografische Wandel als ein Teil eines allgemeinen Modernisierungsprozesses zu verstehen ist und nicht von diesem losgelöst betrachtet werden kann.

Im Zusammenhang mit Altersbildern und -vorstellungen in der Migration ist folgender Aspekt hervorzuheben: Wie bereits dargestellt, werden Altersbilder und Vorstellungen gesellschaftlich tradiert; so definieren beispielsweise Menschen in Westeuropa oder den USA erfolgreiches Altern anders als Menschen, die im asiatischen Raum leben. Altersbilder, die im Herkunftsland sozialisiert wurden, können daher in einem Widerspruch zu jenen im Aufnahmeland stehen (Kruse et al. 2004). Die Möglichkeit, selbstbestimmt zu agieren, Ziele zu definieren sowie diese individuell verfolgen zu können, stellt einen Maßstab für ein erfolgreiches Altern in industrialisierten Ländern dar. Diese Wahrnehmung von einem selbstbestimmten Altern kann aber in einem Widerspruch zu den normativen Ansprüchen an das Leben im Alter von älteren MigrantInnen stehen. Aus diesem Grund kann eine Dichotomisierung von erfolgreichem Altern zu kurz gegriffen sein, um dem differenzierten Bild von Altersvorstellungen von MigrantInnen gerecht zu werden. Mit Vorsicht sollte das vorherrschende Weltbild der Mehrheitsgesellschaft auf die Vorstellungen der MigrantInnen projiziert werden (Reinprecht 2006). Zimmermann (2012) geht der Frage nach, ob und wenn ja welchen Einfluss religiöse Hintergründe auf die Altersbilder von türkischen MigrantInnen haben. Qualitative Studien zeigen, dass die Wertschätzung und das hohe Ansehen, welches ältere Menschen genießen, oft weniger mit religiösen Motiven als mehr mit der Tradition, Kultur und Mentalität der TürkInnen begründet wird. In der islamisch geprägten Kultur wird dem

Alter an sich ein großer Respekt gezollt, und im Koran steht explizit, dass die ältere Generation wertgeschätzt werden soll. Ältere Menschen sollen, so lange dies möglich ist, am gesellschaftlichen Leben partizipieren können sowie Pflichten erfüllen. Das Konzept des wohlverdienten Ruhestands, wie es in westlich industrialisierten Ländern vorzufinden ist, gibt es im Islam nicht (Zimmermann 2012: 320).

### 2.3 Lebenslagen im Alter(n)

Amann (2000) geht davon aus, dass Lebenslagen durch die Wechselwirkung von „Verhältnissen“ und „Verhalten“ entstehen. Clemens und Naegele definieren Lebenslagen folgendermaßen: „Lebenslagen sind ebenso Ausgangsbedingungen menschlichen Handelns wie auch Produkt dieses Handelns. Sie entstehen aus den ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Lebensbedingungen von Menschen im Ablauf ihres Lebens und bestimmen ihr Handeln in verschiedenen Lebens- und Arbeitsbereichen“ (Clemens, Naegele 2004: 388). Das bedeutet, Lebenslagen legen die Ausgangs- und Entwicklungschancen eines Individuums fest (Amann 2000: 58). Innerhalb einer Lebenslage besteht ein gewisser „Spielraum“ (ebd.) zur persönlichen Entwicklung und Gestaltung der zur Verfügung stehenden Verhältnisse. Amann nennt die vier Kategorien *Arbeit*, *Alter*, *Geschlecht* und *Staat/Recht* als Grundlagen, aus denen sich die jeweilige Lebenslage konstituiert. Er sieht daher das Alter als eine wichtige Kategorie an und widerspricht somit Backes (2013), die zwar von einer Lebensphase „Alter“ spricht, diese aber aufgrund ihrer Differenziertheit nicht als aussagekräftig klassifiziert.

In der sozialen Gerontologie werden zu dem Thema „soziale Ungleichheit im Alter“ vier Hypothesen kontrovers diskutiert (Motel-Klingebiel et al. 2010: 22ff.; Amann 2009: 109). Die *Kontinuitätshypothese* besagt, dass sich die Lebenslage eines Menschen mit der Zeit stabilisiert und kaum verändert. Die *Angleichungshypothese* oder *Nivellierungsthese* geht im Gegensatz dazu davon aus, dass innerhalb einer Alterskohorte die soziale Ungleichheit abnimmt und mit fortschreitendem Alter eine Angleichung der Lebenslagen stattfindet. Die *Differenzierungshypothese* oder *Kumulationsthese* besagt, dass sich die soziale Ungleichheit im Alter verschärft und zunimmt. Die *Hypothese der Altersbedingtheit* ergänzt die drei oben genannten Hypothesen und geht davon aus, dass die Bedingungen für Ungleichheiten in der Biografie einem Wechsel unterworfen sind und dass das Alter an sich ein Faktor für soziale Ungleichheit ist (Motel-Klingebiel et al. 2010: 23; Amann 2009: 109). Das Gros der Studien, die sich mit sozialer Ungleichheit im Alter befassen, bestätigt die Kontinuitätshypothese, nämlich dass die Lebenslage im Alter durch die Biografie des Menschen und seine erreichte soziale und gesellschaftliche Positionierung geprägt ist und im Alter zementiert wird (Backes, Clemens 2013: 16). Das heißt, einem Menschen selbst gelingt es nur mit großer Anstrengung, seine Lebenslage zu verändern, viel eher ist diese einem gesellschaftlichen Wandel unterworfen. Innerhalb der jeweiligen Lebenslage bilden sich Handlungsspielräume, die ein

Verwirklichungs- und Entwicklungspotenzial ermöglichen. Es entstehen also objektive Bedingungen – mit denen sich das Individuum arrangiert – sowie subjektive Wahrnehmungen und der jeweiligen Lebenslage entsprechende Verhaltensweisen.

Wie bereits Amann (2000) gehen Clemens und Naegele davon aus, dass das Alter die Lebenslage eines Menschen mitbestimmt (Clemens, Naegele 2004: 388). Sie nennen neben dem Alter noch folgende Dimensionen von Lebenslagen und Handlungsspielräumen: Bildung, Erwerbstätigkeit, Wohnen, Gesundheit und Einkommen (ebd.: 388). Im Alter nehmen insbesondere die immateriellen Dimensionen (wie soziale Netzwerke und Gesundheit) eine wichtige Stellung ein. Tendenziell ist eine Stabilisierung von finanziellen bzw. materiellen Handlungsspielräumen zu beobachten, auch wenn sich diese auf einem niedrigen Niveau befinden. Im Gegensatz dazu zeichnet sich mit zunehmendem Alter eine Destabilisierung von immateriellen Handlungsspielräumen ab. Die Verschlechterung des Gesundheitszustandes gehört (neben den ökonomischen Risiken) zur größten Bedrohung der Lebenslage im Alter (ebd.).

Von einem erhöhten Deprivationsrisiko im Alter sind Frauen aus niedrigen sozialen Schichten sowie gering und unqualifizierte Arbeiter betroffen. Diese sind im Alter verstärkt mit lang anhaltender Arbeitslosigkeit konfrontiert, einem höheren gesundheitlichen Risiko ausgesetzt und weisen eine höhere Hemmschwelle auf, medizinische Versorgung in Anspruch zu nehmen. Insbesondere Menschen mit Migrationshintergrund fallen in diese Gruppe. Reinprecht (2006) bezeichnet in seiner Studie ein Drittel bzw. knapp die Hälfte der von ihm erfassten MigrantInnen im Alter als akut armutsgefährdet. Ein Fünftel bzw. knapp ein Viertel befindet sich in einem Zustand des Wohlbefindens und ein Drittel im Dissonanzbereich (Reinprecht 2006: 90). MigrantInnen sind nicht erst mit der Pensionierung mit prekären Lebensverhältnissen konfrontiert, bereits im Zuge ihres Migrationsprojekts bilden sie Strategien zur Bewältigung von Unsicherheiten (ebd.: 125) aus. Im Alter verstärkt sich zusätzlich das subjektiv empfundene Deprivationsrisiko, und die empirisch erfasste Armutsgefährdung bei Personen mit Migrationshintergrund steigt. Reinprecht spricht von einer „Tendenz zu einer kumulativen Verstärkung von Benachteiligung im Alter“ (ebd.: 91). Die „cumulative advantage-disadvantage-These“ (Baykara-Krumme et al. 2012: 21) besagt, dass die im Lebenslauf gewonnenen Vor- und Nachteile der Biografie im Alter kulminieren und so zu einer permanenten Ungleichheit führen. Dies deckt sich somit mit der oben beschriebenen Differenzierungshypothese.

Rosenmayr und Kolland (2002) hinterfragen das Konzept der Lebenslage, nicht ohne diesem eine wissenschaftliche Relevanz zuzusprechen. Kritikpunkte sind, dass der Heterogenität, die Personen einer Gesellschaft im Alter aufweisen, das Konzept der Lebenslage nicht gerecht werden kann (Rosenmayr, Kolland 2002). Vielmehr müssen Studien zu Altersfragen, die Potenziale von Individuen berücksichtigen und die Entfaltungsmöglichkeiten bzw. Handlungsoptionen von Menschen im Alter in ihre Konzeptionen miteinbeziehen (ebd.).

## 2.4 Der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand

Die *Disengagement-These* nach Cumming und Henry (1961) besagt, dass Menschen im Alter durch ihre sozialen Verpflichtungen wachsenden Belastungen ausgesetzt sind. Ein fortschreitender Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben kann diesen entgegenwirken (Lang 2004: 365). Mit anderen Worten, die Abnahme sozialer Beziehungen fördert das Wohlbefinden, da sie dem Bedürfnis des Rückzugs im Alter entgegenkommt (Baykara-Krumme 2012: 256). Die Disengagement-These wurde bereits empirisch widerlegt und gilt in den Sozialwissenschaften als überholt, dennoch evozierte sie bis in die Gegenwart Kontroversen (Lang 2004: 365). Ein zentrales Argument gegen diese These ist, dass im Schnitt fast ein Drittel des Lebens von Menschen in westlichen industrialisierten Ländern der Lebensphase „Alter“ zugeordnet wird. Diese Zeit als „Restlebenszeit“ (Tesch-Römer 2010: 51) zu bezeichnen, ist unangemessen. Im Gegenteil, viele Menschen sehen mit dem Eintreten in den Ruhestand eine aktive und willkommene Form der Freiheit (Rosenmayr 1983; Tesch-Römer 2010: 51; Wurm et al. 2010: 248). Krumme sieht in transnationalen Lebensformen und hier insbesondere im Pendeln von älteren MigrantInnen ein Gegenargument zur Disengagement-These. Sie bezeichnet das Pendeln im transnationalen Raum als „eine Form des aktiven Umgangs mit dem entstandenen multilokalen Ortsbezug und ein(en) Ausdruck von Autonomie“ (Krumme 2004: 150).

Einen Gegenentwurf zur Disengagement-These stellt die *Aktivitätstheorie* nach Havighurst (1961) dar. Diese besagt, dass Menschen nur dann zufrieden sein können, wenn sie sozial aktiv sind, von anderen Menschen gebraucht werden und innerhalb der Gesellschaft eine Funktion erfüllen (Wiesmann et al. 2004: 372). Die Aktivitätstheorie wird innerhalb der „kritischen Gerontologie“ (vgl. Amann, Kolland 2008) hinterfragt. Es werden hinter dieser neoliberale Tendenzen vermutet, die durch eine Individualisierung des Alter(n)s gesellschaftliche Sicherungssysteme zu entlasten versucht.

Wiesmann et al. (2004) lösen den Diskurs auf, indem sie auf die individuelle Biografie des alternden Menschen rekurrieren: „So kann sich zum Beispiel ein sozialer Rückzug direkt im Anschluss an ein belastendes Lebensereignis positiv auf das Wohlbefinden auswirken, während es längerfristig günstiger sein kann, sich wieder für soziale Beziehungen zu öffnen“ (Wiesmann et al. 2004: 372).

In Unternehmen besteht die Tendenz, ältere ArbeitnehmerInnen in Frühpension zu schicken, um jüngere Arbeitskräfte anwerben zu können. Das Potenzial und die Ressourcen, die mit älteren Angestellten einhergehen, wurden bis dato noch wenig erkannt. Das bedeutet, es besteht der Trend, jüngere ArbeitnehmerInnen anzustellen, die vor Kurzem ihre Ausbildung abgeschlossen haben, anstatt in die Weiter- und Fortbildung älterer Angestellter zu investieren (Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004).

ArbeitsmigrantInnen sind im Alter verstärkt von Arbeitslosigkeit betroffen, und ihre Aussichten auf eine neue Arbeitsstelle sind gering. Sie haben oft einen untergeordneten rechtlichen Status und führen – ohne abgesichert zu sein – unqualifizierte Tätigkeiten in krisenanfälligen Branchen durch. Weiters waren und sind auch heute noch ihre Möglichkeiten, in Interessengemeinschaften (wie zum Beispiel Gewerkschaften) zu partizipieren, eingeschränkt (Reinprecht 2006). Die wesentlich schlechtere Arbeitsmarktsituation für ältere MigrantInnen ist auch auf die niedrigen Bildungsabschlüsse und Berufsqualifikationen zurückzuführen (Burkert et al. 2012: 94).

Tucci und Yildiz (2012) untersuchten das Einkommen von MigrantInnen im Alter in Deutschland und zeigen, dass es große Einkommensunterschiede zwischen Personengruppen unterschiedlicher Herkunftsländer gibt. Generell ist der durchschnittliche Stundenlohn von Personen mit Migrationshintergrund geringer als jener der autochthonen Bevölkerung. Die Autorinnen schreiben dazu: „Unsere Ergebnisse bestätigen die bisherigen Befunde einer ökonomischen Benachteiligung der Migrantinnen und Migranten im Alter und legen die Vermutung nahe, dass weitere Faktoren, wie zum Beispiel die Position in der Sozialstruktur und die Lohnhöhe neben dem Bildungs- und Erwerbsverlauf, ausschlaggebend sind“ (Tucci, Yildiz 2012: 121). Die Studie zeigt zudem, dass sich diese Einkommensunterschiede in der Pension bei jüngeren Kohorten fortsetzen werden. Die Autoren veranschaulichen, dass „die starke Segmentierung des Arbeitsmarktes entlang ethnischer Spaltungslinien zu einer andauernden starken Lohnungleichheit geführt hat“ (ebd.: 122). Da Pensionen anhand des Einkommens während der Arbeitszeit berechnet werden und ArbeitsmigrantInnen im Schnitt längere Phasen der Arbeitslosigkeit durchlaufen sowie Tätigkeiten in schlecht bezahlten Branchen ausüben, fällt bei diesen die Pension deutlich geringer aus. Sie sind demnach verstärkt von Armut im Alter betroffen (vgl. beispielhaft Reinprecht 2006; Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Tucci, Yildiz 2012).

Latcheva und Herzog-Punzenberger zeigen anhand ihrer Studie, dass die prekären Arbeitssituationen von MigrantInnen im Laufe ihrer Erwerbsbiografie nicht nur Rückwirkungen auf die rechtlich-politischen Rahmenbedingungen haben, sondern auch auf das subjektiv wahrgenommene Exklusionsempfinden (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 13). Womit gemeint ist, dass neben der existenzsichernden Funktion von Arbeit als Haupteinnahmequelle diese auch eine wichtige gesellschaftliche Bedeutung hat. Wie Tesch-Römer und Motel-Klingebiel schreiben, bedeutet Erwerbsarbeit aus individueller Sicht „nicht nur die wesentliche Einkommensquelle, sondern (...) auch, dass Menschen in soziale Interaktionen eingebunden sind, dass sich ihr Alltag zeitlich strukturiert, dass sie sich sozial verorten können, dass biografische Identität und Kontinuität konstruierbar und gesellschaftliche Veränderungen erfahrbar werden“ (Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004: 562).

Bei einer materiellen Sicherheit in der Pension erweist sich der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand weitaus weniger problematisch, als bisher propagiert (ebd.). Für Personen

mit Migrationshintergrund bedeutet der Verlust der Arbeit allerdings auch einen Statusverlust, der mit einer Einbuße gesellschaftlicher Anerkennung einhergeht. Ein Arbeitsplatz dient zum einen als Rechtfertigung, um im Aufnahmeland bleiben zu können, und zum anderen stellt er die Möglichkeit dar, als ein Teil der Gesellschaft wahrgenommen zu werden (Reinprecht 2006: 30ff.; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 12). Das bedeutet, durch das Ausscheiden aus dem Berufsleben fällt nicht nur die Strukturierung des Alltags weg; wesentlich ausschlaggebender ist der Verlust des gesellschaftlichen Anschlusses, den das Arbeitsleben mit sich brachte. MigrantInnen, die aufgrund ihres Ausscheidens aus dem Arbeitsleben nicht mehr an gesellschaftlichen Prozessen aktiv teilhaben können, rücken im fortschreitenden Alter zusehends in eine soziale Isolation. Reinprecht spricht aus diesem Grund von MigrantInnen im Ruhestand als „*anwesende Abwesende*“ (Reinprecht 2006: 33).

Reinprecht vertritt in Bezug auf ältere MigrantInnen die These, „dass der Übergang in die nachberufliche Lebensphase einen Kulminationspunkt von *komplexer Unsicherheit* darstellt“ (ebd.: 26). Er bezieht sich in seinen Überlegungen auf Zygmunt Bauman (2001) und versteht unter komplexer Unsicherheit ein Zusammentreffen und Ineinandergreifen verschiedener Dimensionen von Unsicherheiten. Bei der ersten Dimension handelt es sich um eine *Ungesicherheit* auf rechtlicher, materieller und sozialer Ebene. Die zweite Dimension *Ungewissheit* meint „die Antizipierbarkeit von Verhalten und Erwartungen“ (ebd.). Die dritte Dimension wird unter dem Begriff *Ungeschützttheit* zusammengefasst, darunter versteht Reinprecht „die Ausgesetztheit gegenüber sozialökologischen Gefährdungen wie Rassismus oder Kriminalität“ (ebd.). MigrantInnen sind im Alter besonders stark von dieser komplexen Unsicherheit betroffen. Reinprecht argumentiert nachvollziehbar, dass dieses Konzept es ermöglicht, „das Älterwerden migrantischer Bevölkerungen im Zusammenhang mit einer gesamtgesellschaftlichen Tendenz zu einer Prekarisierung der Lebenswelten in der europäischen Gegenwartsgesellschaft zu begreifen, womit auch der kritische Zusammenhang von Altern und Migration nicht länger als soziales Problem und Abweichung, sondern quasi als gesellschaftliche Normalität erfahrbar wird“ (ebd.). Personen mit Migrationshintergrund sind demnach als ein nicht abgrenzbarer Bestandteil der Gesellschaft zu betrachten.

## **2.5 Erfahrung der Migration – ein Potenzial im Alter(n)?**

MigrantInnen sind in der Lebensphase „Alter“ in vielerlei Hinsicht mit den gleichen altersspezifischen Problematiken konfrontiert wie die autochthone Bevölkerung. Generell ist der gesellschaftliche Trend zu beobachten, dass Lebensphasen und -übergänge nicht mehr – wie noch vor einigen Generationen – eindeutig festlegbar bzw. linear sind. Hinzu kommt, dass existenzielle Unsicherheiten im Alter zunehmen; von diesen sind allerdings ältere ArbeitsmigrantInnen besonders betroffen. Diese Gruppe spiegelt, wie Reinprecht feststellt, einen allgemeinen gesellschaftlichen Strukturwandel wider (vgl. Reinprecht 2006). Unter

diesem Blickwinkel werden ältere MigrantInnen nicht als eine abgrenzbare Gruppe unserer Gesellschaft kategorisiert, sondern als ein Teil dieser wahrgenommen. Der gesellschaftliche Wandel evoziert zwar eine zunehmende Ungleichheit und Unsicherheit in unserer Gesellschaft, allerdings eröffnet er auch ein größeres Potenzial an Optionen (ebd.: 43ff.).

Die ältere migrantische und autochthone Bevölkerung eint also die Differenziertheit und Facettenhaftigkeit von Lebensstilen und Lebensphasen, dennoch können auch einige Unterschiede – die aus der Migrationsgeschichte resultieren – herausgearbeitet werden. Reinprecht kommt beispielsweise in seinen Studien zu dem Ergebnis, dass die autochthone Bevölkerung im Alter mehr Stellenwert auf hedonistische Werte (wie aktive Freizeitgestaltung und kulturelle Aktivitäten) legt als die migrantische. Diese empfinden im Alter ihre Familie und ein gesichertes Einkommen als am wichtigsten. Allerdings variieren die Angaben zwischen den unterschiedlichen MigrantInnengruppen; eine Generalisierung ist hier also kaum möglich (ebd.: 155).

Tendenziell ist bei MigrantInnen im Alter ein Rückzug in die eigene ethnische Gruppe zu beobachten. Der mit dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben einhergehende Rollenverlust kann durch diesen kompensiert werden. Zudem kann die Identifikation mit der eigenen ethnischen Gruppe insbesondere in einem migrations-skeptischen Umfeld stabilisierend wirken (vgl. beispielhaft ebd.: 122; Esser 2003, 2004; Schenk 2007; Dietzel-Papakyriakou 2005). Reinprecht sieht in diesem Rückzug einen Abwehrmechanismus aufgrund von Ausgrenzungserfahrungen: „(D)er ethnische Rückzug im Alter erweist sich als eine Strategie zur Bewältigung von instabiler sozialer Positionierung und potentieller identifikatorischer Dilemmata und Krisen“ (Reinprecht 2006: 122). Das bedeutet, dieser ist nicht unbedingt negativ und kann als Ressource im Alter fungieren, womit gezeigt wird, dass Ressourcen, abhängig von der jeweiligen Lebensphase, einen differenzierten Stellenwert einnehmen. Dietzel-Papakyriakou sieht in dem Leben gemeinsamer Traditionen sowie dem Sprechen der Herkunftssprache und dem Teilen von Werten und Einstellungen einen wichtigen Beitrag für ein positives subjektives Wohlbefinden und somit der Lebensqualität (Dietzel-Papakyriakou 2005: 401).

Aufbauend auf einem ethnischen Rückzug können subkulturelle Tendenzen entstehen (Reinprecht 2006: 121, Brockmann 2002: 297). Das heißt, auf der einen Seite kann ethnischer Rückzug stabilisieren, auf der anderen Seite führt er zu einer Abschottung gegenüber der Aufnahmegesellschaft und dadurch zu einer Distanzierung von dieser (Reinprecht 2006: 122). Brockmann (2002) sieht in dem ethnischen Rückzug eine Reaktion der MigrantInnen darauf, gesellschaftlich partizipieren zu wollen. Durch eine restriktive Gesetzgebung ist eine gesellschaftliche Mitbestimmung für viele ältere MigrantInnen ausgeschlossen, diese wird dann in der eigenen ethnischen Gruppe kompensiert (Brockmann 2002: 297). „In this sense, rather than representing a passive retreat, Ethnisation constitutes a positive strategy for dealing with restricted opportunities in the host country“ (ebd.).

Die dargestellten Annahmen in Bezug auf ethnischen Rückzug älterer MigrantInnen zeigen, dass bei einer Verknüpfung gerontologischer mit migrationsspezifischer Forschung Phänomene beschrieben werden, die einer einfachen Kategorisierung widersprechen sowie die Vielschichtigkeiten migrationsspezifischer Fragen im Alter aufzeigen (Dietzel-Papakyriakou 2012: 444).

Um das Alter von 60 Jahren, das oft mit einem Pensionseintritt korreliert, neigen Personen dazu, ihr vergangenes Leben zu bilanzieren und über bereits getroffene Entscheidungen zu reflektieren (Rosenmayr 2004: 22). In diesem Lebensabschnitt werden Menschen durch die Beendigung ihrer Erwerbsarbeit aus sozialen Prozessen zurückgedrängt; sie sehen sich gezwungen, sich neu zu definieren sowie einen neuen Platz in der Gesellschaft zu finden (ebd.: 14). Dies führt dazu, dass verstärkt Fragen nach der eigenen Sinnhaftigkeit gestellt werden.

Ein Unterscheidungskriterium zwischen der autochthonen Bevölkerung und jener, die einen Migrationshintergrund hat, ist, dass das Projekt Migration eine starke Rolle bei der Bilanzierung des bisherigen Lebens spielt. Die Sinnhaftigkeit der Migration wird hinterfragt und einer kritischen Reflexion unterzogen (Reinprecht 2006: 35, 64), wobei biografische Diskontinuitäten und eine Instabilität im Lebenslauf (Phasen der Arbeitslosigkeit, häufiger Jobwechsel, prekäre Arbeitsverhältnisse) eine Rückwirkung auf die Bilanzierung des Migrationsprojekts haben (Reinprecht 2012: 345). Je positiver der Migrationsprozess wahrgenommen wird, desto positiver wird auch in die Zukunft geblickt. Das subjektive Gefühl, die Migrationsziele erreicht zu haben, spielt also eine erhebliche Rolle für das Zufriedenheitsempfinden im Alter (Matthäi 2004; Reinprecht 2006: 66).

Reinprecht (2012) fasst die Bilanzierungsinhalte von älteren MigrantInnen in folgenden vier Kategorien zusammen: „ökonomische Ziele (bessere Arbeit finden, Lebensstandard verbessern), zukunftsbezogene Ziele (Geld ansparen, den Kindern eine bessere Zukunft/eine qualifizierte Berufsausbildung ermöglichen), herkunftsbezogene Ziele (etwas im Herkunftsland erwerben, die Familie in der Heimat unterstützen) und Selbstverwirklichungsziele (ein interessantes und unabhängiges Leben)“ (Reinprecht 2012: 346). Das Erreichen von ökonomischen Zielen hat zwar eine zentrale Bedeutung, allerdings eine weniger wichtige für die subjektive Bilanzierung des Migrationsprozesses als beispielsweise das Erreichen der gewünschten Autonomie oder Investitionen in die Zukunft (das Ermöglichen einer besseren Ausbildung für die eigenen Kinder). Das Herkunftsland (finanzielle Unterstützung der Angehörigen bzw. Erwerb von Grund) hat nur einen marginalen Einfluss auf die Bewertung des Migrationsprozesses im Alter. Dieses Ergebnis kann dahingehend interpretiert werden, dass eine Orientierung zum Aufnahmeland einen positiven Einfluss auf die Bewertung des Migrationsprozesses im Alter hat (Reinprecht 2006: 68).

Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) nennen als einen zentralen Faktor für eine positive Bilanzierung des Migrationsprojekts das Erreichen eines sozialen Aufstiegs, der sich

oft über die eigenen Kinder manifestiert (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 15). Zusätzliche Gründe für eine positive Bewertung der Migration sind die Verbesserung der sozialen Lebenslage, der Kauf von Eigentum sowie die Möglichkeit, an demokratischen und sozialstaatlichen Rechten zu partizipieren (ebd.).

Wurden die selbst genannten Ziele durch eine Migration nicht erreicht, kann ein innerer Widerspruch entstehen. Diesem kann mit einer *Biografisierung* begegnet werden. Biografisierung bedeutet, wie Stauber und Walther postulieren, „biografische Konstrukte zu entwerfen, welche dazu da sind, nach außen wie nach innen Erklärungen, Rechtfertigungen, Inszenierungen, Projektierungen zu transportieren“ (Reinprecht 2006: 130, zit. nach Stauber, Walther 2001: 36). Der eigene, widersprüchliche Lebenslauf wird im Alter rationalisiert und gerechtfertigt. Reinprecht (2006) betont, dass diese Bewältigungstaktik nicht unbedingt negativ ist und zu einer inneren Zerrissenheit führen muss.

Es ist kein wissenschaftlicher Kanon ersichtlich, in welchem Ausmaß eine Remigration in das Herkunftsland im Alter stattfindet. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass die Gruppe der RemigrantInnen statistisch schwer zu erfassen ist, da sie häufig einen Wohnsitz in Österreich behalten und somit nicht in die Wanderungsstatistiken fallen (Fassmann 2012: 172). Fassmann schreibt: „Die Annahme, wonach alt gewordene ‚Gastarbeiterinnen‘ und ‚Gastarbeiter‘ Österreich wieder verlassen und in das ehemalige Heimatland zurückkehren, ist empirisch nicht zu belegen“ (ebd.: 371/372). Remigration kann sowohl ein Zeichen des ökonomischen Erfolgs (es wurde genug Geld für ein Leben im Alter im Herkunftsland angespart, ein Haus im Herkunftsland gebaut) als auch des ökonomischen Misserfolgs (die Arbeit verloren, lang anhaltende Arbeitslosigkeit) sein (Kruse et al. 2004). Die am häufigsten genannten Gründe für eine Entscheidung gegen eine Remigration sind zum einen die eigenen Kinder, die ihren Lebensmittelpunkt im Aufnahmeland haben, und zum anderen das gute Gesundheitssystem, auf das sie im Herkunftsland keinen Zugriff hätten (Brockmann 2002: 298). Der Anspruch auf staatliche finanzielle Leistungen spricht ebenfalls gegen eine Remigration, da dieser verlustig gehen kann (Dietzel-Papakyriakou 2005: 404). Meist sind die sozialen Netzwerke im Aufnahmeland dichter als jene im Herkunftsland, dies spricht im Alter zudem gegen eine Remigration (Brockmann 2002: 298ff.).

Generell sind MigrantInnen im Alter stärker mit Heimwehgefühlen konfrontiert, da sie über ihre Jugend und Kindheit reflektieren und so ein stärkerer Bezug zu ihrer frühen Vergangenheit stattfindet (Dietzel-Papakyriakou 2004: 31). Durch moderne Technologien, die einen guten Kontakt mit dem Herkunftsland ermöglichen, findet trotz permanenter Niederlassung kein Bruch mit der Ursprungsgesellschaft statt. Wie viel Kontakt mit dem Herkunftsland besteht, wird wissenschaftlich vielfach vernachlässigt. Reinprecht gibt an, dass der Anteil jener MigrantInnen, die im Alter keinen Kontakt mit dem Herkunftsland haben, äußerst marginal ist. Das Gros der MigrantInnen bereist einmal im Jahr ihr Herkunftsland (Reinprecht 2006: 106).

Die Option einer zeitweisen Rückkehr im Alter wird mittels Pendelmigration gelebt (ebd.: 41; Brockmann 2002: 300). Das Pendeln zwischen Heimat- und Aufnahmeland stellt im Alter eine Möglichkeit dar, um eine Verschiebung der Entscheidung bzw. ein Arrangement mit der Nichtentscheidung für eines der beiden Länder zu ermöglichen (Reinprecht 2006: 132). Zudem kann durch das Pendeln auf Ressourcen sowohl des Aufnahme- als auch des Herkunftslandes zurückgegriffen werden (Dietzel-Papakyriakou 2005: 404). Diese Form der Migration wird als „zirkuläre transnationale Migration“ (Reinprecht 2006: 131) bezeichnet.<sup>4</sup> Reinprecht geht davon aus, dass PendelmigrantInnen primär ressourcenstarken Gruppen zuzuordnen sind, die sich sowohl im Aufnahme- als auch im Herkunftsland etabliert haben (ebd.: 144). Dietzel-Papakyriakou widerspricht dieser These und hebt hervor, dass bei älteren ArbeitsmigrantInnen ohne die finanzielle Unterstützung ihrer Kinder eine Pendelmigration nicht möglich wäre (Dietzel-Papakyriakou 2005: 405).

Das Pendeln und die damit einhergehende hohe Mobilität im Alter von MigrantInnen spricht für eine Form der aktiven Gestaltung des Alters und gibt den MigrantInnen das Gefühl einer selbstverantwortlichen Lebensführung (Kruse et al. 2004: 578).

In vielen Fällen wird nicht nur während der Zeit des Arbeitens, sondern auch im Ruhestand das Bild einer möglichen Rückkehr aufrechterhalten. Dieses permanente Vor-Augen-Halten einer Remigration hindert MigrantInnen, sich auf die Lebensbedingungen im Aufnahmeland einzulassen (Reinprecht 2006: 65). Zudem steht die Rückkehrabsicht oft in einem Widerspruch zum realen Leben, denn implizit wurde bereits die Entscheidung getroffen, im Aufnahmeland zu bleiben. Diese Entscheidung wird jedoch durch die Illusion, ins Herkunftsland zurückzukehren, konterkariert. Dies kann zum einen zu einer Verklärung des Herkunftslandes führen und zum anderen zu einer Frustration im Aufnahmeland (ebd.: 93). Es entsteht ein Mythos der Rückkehr in Zukunft (Kruse et al. 2004), der zu einer inneren Isolation und einem Rückzug in die eigene ethnische Gruppe führen kann (Reinprecht 2006: 142). Das Aufrechterhalten des Glaubens an die Rückkehr ins Herkunftsland kann auf der anderen Seite auch eine wichtige Stütze sein, um mit der prekären Lebenssituation, der Diskriminierung und der unsicheren Zukunft umzugehen. Die Rückkehrillusion kann also durchaus identitäts- und sinnstiftend sein sowie eine Hilfe darstellen, um Probleme zu bewältigen und sich mit diesen dauerhaft zu arrangieren (ebd.). Reinprecht schreibt dazu: „Die Orientierung an die Rückkehr fungiert als Abwehrstrategie gegen Ausgrenzung und Unsicherheit, dient als Metapher für Loyalitätsbekundungen sowohl zur Herkunftsgesellschaft als auch zur Minderheit im Aufnahmeland, sorgt für Identitätsstabilisierung und Sinnstiftung und stärkt den Familienzusammenhalt“ (ebd.).

---

<sup>4</sup> In Kapitel 1.1.4 *Transnationale Migration* wird auf Formen von transnationaler Migration detailliert eingegangen.

### **3. Salutogenese, Lebensqualität und Resilienz im Kontext älterer MigrantInnen**

*„Eine salutogenetische Orientierung (...) stellt eine radikal andere Frage:  
Warum befinden sich Menschen auf der positiven Seite des  
Gesundheits-Krankheits-Kontinuums (...)?“  
(Antonovsky 1997: 15)*

Das Konzept der Salutogenese nach Antonovsky (1997), das nach den Ursachen für eine Aufrechterhaltung von Gesundheit sucht, stellt den gedanklichen Ausgangspunkt der Dissertation dar. Es dient als übergeordnete Rahmentheorie, die für eine Umsetzung des Forschungsvorhabens spezifiziert werden muss. Sie umfasst beispielsweise keine Definition von subjektiver Gesundheit. Für eine Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage ist eine differenzierte Begriffsbestimmung von subjektiver Gesundheit wichtig. Aufgrund dessen wird in dieser Arbeit auf das Lebensqualitätskonzept (Capability-Ansatz) von Sen und Nussbaum (1997) zurückgegriffen.

Einleitend wird der Begriff Gesundheit definiert, um darauf aufbauend Antonovskys Salutogenesekonzept vorzustellen. Der subjektiven Komponente von Gesundheit wird im Fall dieser Dissertation mit dem Lebensqualitätskonzept nach Sen und Nussbaum begegnet. Dieses wird im darauffolgenden Kapitel diskutiert. Im Anschluss daran wird der Begriff Resilienz in einen soziologischen Kontext gestellt. Abschließend wird konkret auf Ressourcen im Alter und in der Migration eingegangen.

#### **3.1 Gesundheit: eine Annäherung an den Begriff**

In den Naturwissenschaften, und hier insbesondere in der Medizin, war lange Zeit das vorherrschende Bild, Gesundheit als eine Abwesenheit von Krankheit zu beschreiben. Wichtige Dimensionen wie beispielsweise die subjektive Zufriedenheit und das Wohlbefinden werden in dieser Definition nicht berücksichtigt (Bengel et al. 2001: 16, Faltermaier et al. 1998). Statistisch gesehen wird die gesundheitliche Norm anhand der Bevölkerung gemessen. Das heißt, die Mehrzahl der Menschen wird als gesund definiert und an ihr das Individuum (in Bezug auf seine Referenzgruppe wie Alter und Geschlecht) bemessen (Bengel et al. 2001: 16). Langsam setzt sich sowohl in den Naturwissenschaften als auch in den Sozialwissenschaften die Meinung durch, dass Gesundheit ein nicht eindeutig definierbares und mehrdimensionales Konstrukt ist (ebd.; Hartung 2011).

Sozialisationstheoretische Ansätze gehen davon aus, dass Gesundheit durch die „subjektive Verarbeitung gesellschaftlicher Verhältnisse charakterisiert“ (Hurrelmann 1994: 165) ist.

Gemeint ist damit, wie Faltermaier (2000) schreibt, dass Gesundheit nicht als eine isolierte Kategorie wahrgenommen werden kann, da sie immer in einem „lebensweltlichen, biographischen, sozialen, gesellschafts-historischen oder vielleicht sogar kosmischen“ (Faltermaier 2000: 188) Zusammenhang steht. Gesundheit ist also kein abgrenzbarer Wert an sich, sondern steht immer in einem historischen Kontext und in einem gesellschaftlichen Zusammenhang (ebd.). Gesundheit ist demnach auch einem soziokulturellen Wandel unterworfen. So ist das Gesundheitsbild kein beständiges und wird, ebenso wie ein Schönheitsideal, gesellschaftlich mitbestimmt (Schiffer 2001). Demzufolge sind Krankheitsbilder wie Gesundheitsbilder einem historischen Wandel unterworfen. Bis in die 1950er-Jahre kämpften in westlich industrialisierten Gesellschaften Mediziner gegen Infektionskrankheiten (z. B. Masern, Mumps, Röteln, Keuchhusten). Durch den medizinischen Fortschritt, der sich insbesondere in einer breiten Impfvorsorge manifestierte, änderte sich dieses Bild. Heute befasst sich die Medizin primär mit chronischen Krankheiten (Hurrelmann 2010: 50).

Menschen können medizinisch betrachtet als krank eingestuft werden und sich selber als gesund wahrnehmen. Aufgrund dessen ist es wichtig, den Gesundheitsstatus eines Individuums nicht dichotomisch als gesund oder krank zu betrachten, sondern als ein Kontinuum, in dem sich der Mensch zwischen den beiden Polen „gesund“ und „krank“ bewegt (Faltermaier et al. 1998: 20). Der subjektiven Komponente von Gesundheit muss demnach Rechnung getragen werden. Hiermit ist laut Faltermaier die „subjektive Konstruktion von Gesundheit“ (Faltermaier 2000: 29) gemeint, das bedeutet, dass ein Individuum eine Vorstellung seiner Gesundheit hat und auf diese bewusst einwirken kann. Faltermaier et al. (1998) sprechen von der „Einbeziehung eines aktiven und bewussten Subjektes, seiner Vorstellung von Gesundheit und seines Gesundheitshandelns im Kontext seiner subjektiven und biographischen Identitätskonstruktion“ (Faltermaier et al. 1998: 29).

Der Versuch, den Aspekt der subjektiven Komponente von Gesundheit in der breiten Öffentlichkeit zu etablieren, fand in der „Ottawa Charta“ (WHO 1986) seinen Ausdruck. Im Jahr 1986 fand in Ottawa die erste internationale, von der Weltgesundheitsorganisation organisierte Konferenz zur Gesundheitsförderung statt, in der versucht wurde, „Gesundheit“ ganzheitlich zu definieren:

*„Health is created and lived by people within the settings of their everyday life: where they learn, work, play and love. Health is created by caring for oneself and others, by being able to take decisions and have control over one’s life circumstances, and by ensuring that the society one lives in creates conditions that allow the attainment of health by all its members“ (WHO 1986: 7).*

Die WHO-Definition von Gesundheit wurde oft kritisiert, dennoch spielt sie nach wie vor in der Gesundheitssoziologie eine zentrale Rolle. Sie gibt nicht nur Impulse, Gesundheit ganzheitlicher zu betrachten, sondern dient auch als eine Grundlage für darauf aufbauende wissenschaftliche Theorien (Hurrelmann 2010: 119).

Gesundheit wird laut der WHO-Definition unter anderem durch die individuelle Lebensführung sowie durch die gesellschaftliche Umgebung des Individuums geprägt. Der Mensch wird als ein Experte seines eigenen Gesundheitszustands wahrgenommen (ebd.: 118), der dazu befähigt werden soll, aktiv und selbstbestimmt an der Aufrechterhaltung seiner Gesundheit zu arbeiten. Diese Sichtweise ist stark durch den amerikanischen „Empowerment“-Ansatz geprägt, der „die Stärkung von Kompetenzen, Eigenverantwortlichkeit und Selbsthilfefähigkeit von Personen oder Gruppen“ (Bengel et al. 2001: 19) meint.

Insbesondere in den Sozialwissenschaften wird der subjektiven Dimension von Gesundheit Rechnung getragen, die durch objektive Kriterien wie Arbeitsbedingungen, Wohnumfeld und Biografie geprägt ist (Reinprecht 2006: 170). Für ein positives Gesundheitsempfinden spielen zwei Aspekte eine zentrale Rolle: zum einen die Lebens- und Umweltbedingungen, die das Aufrechterhalten von Gesundheit ermöglichen, und zum anderen die Fähigkeit des Individuums, Ressourcen für die Aufrechterhaltung der eigenen Gesundheit zu mobilisieren (ebd.: 179). Beide Aspekte sind eng miteinander verknüpft und beeinflussen sich gegenseitig; so kann sich ein starkes positives Kohärenzgefühl am besten in günstigen Umweltbedingungen entwickeln und entfalten (ebd.). Das bedeutet, neben körperlichem und psychischem Wohlbefinden sind auch Sinnfindung, Selbstverwirklichung sowie Leistungsfähigkeit wichtige Kriterien für das Aufrechterhalten von Gesundheit (siehe auch Kapitel 3.3 *Gesundheit im Alter und in der Migration*). Wie Belastungen und Risiken durch die Umwelt wahrgenommen werden und wie mit diesen umgegangen wird sowie welche Ressourcen aktiviert werden können, um diesen zu begegnen, spielt ebenfalls eine zentrale Rolle für das Aufrechterhalten von Gesundheit (Bengel et al. 2001: 16). Es dürfen allerdings die objektivierbaren Einflussfaktoren von Gesundheit nicht unberücksichtigt bleiben. So ist, wie Hurrelmann (2010) schreibt, ein statistischer Zusammenhang zwischen Gesundheit und Sozialstatus eindeutig nachweisbar: „Die sozialen, ökonomischen und kulturellen Lebensverhältnisse prägen ganz offensichtlich die Chancen, die in der Folge dazu führen, eher günstige oder eher ungünstige Voraussetzungen für die Entwicklung einer Gesundheitsdynamik im Lebenslauf zu entfalten“ (Hurrelmann 2010: 33). Hurrelmann spricht von *Gesundheitschancen*, die sich bereits in der frühen Kindheit manifestieren. So sind bereits die Morbidität sowie die Mortalität bei Kindern aus niedrigen sozialen Schichten relativ am höchsten. Einzige Ausnahme bilden Neurodermitis, Allergien und Bronchitis (ebd.: 27). Das Gesundheitsverhalten von Kindern und Jugendlichen, die aus niedrigen sozioökonomischen Familien stammen, ist ungünstiger (Stichwort: schlechte Ernährung, wenig Bewegung). Zudem nehmen Angehörige dieser Gruppe Vorsorgeuntersuchungen in einem geringeren Ausmaß in Anspruch. Jugendliche, deren Eltern von Armut bedroht sind, weisen demnach ein erhöhtes gesundheitliches Risiko auf (beispielsweise häufigeres Übergewicht, sie sind häufiger krank, stärker von psychischen Krankheiten betroffen usw.), und die Unfallhäufigkeit von Kindern aus niedrigen sozialen Verhältnissen ist ebenfalls höher (ebd.: 27ff.). Diese Ungleichheit im Gesundheitsstatus setzt sich bis ins hohe Erwachsenenalter fort; so sind eine stärkere Verbreitung von

Krankheiten und eine höhere Häufigkeit von Sterbefällen in niedrigen sozialökonomischen Schichten zu finden. Das Inanspruchnehmen von Vorsorgeuntersuchungen bzw. ein aktives gesundheitsbezogenes Verhalten ist bei Personen mit niedrigem Einkommen deutlich geringer (ebd.). Die gesundheitliche Selbsteinschätzung – also die subjektive Wahrnehmung von Gesundheit – ist bei Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status zudem deutlich schlechter (ebd.). Der Bildungsgrad spielt hier eine bedeutende Rolle. So korreliert dieser mit der Lebensdauer positiv; gesundheitsbezogene Informationen werden von höher gebildeten Menschen eher eingeholt. Diese Ergebnisse zeigen deutlich, dass eine Verbesserung des Bildungsniveaus auch eine Verbesserung des Gesundheitsniveaus mit sich führen würde (ebd.: 41).

Zwischen sozialen Lebensformen und Gesundheit besteht ebenfalls ein enger Zusammenhang. Die Lebenserwartung ist bei Verheirateten höher und die Sterblichkeit niedriger als bei Ledigen. Die gesundheitliche Belastung von Ein-Eltern-Familien und pflegenden Angehörigen ist relativ stärker. Zudem sind sozial isolierte, einsame Menschen häufiger von Krankheiten betroffen als jene, die in soziale und familiäre Netzwerke eingebunden sind (ebd.: 49). Zwischen den Geschlechtern sind ebenfalls einige gesundheitliche Tendenzen festzustellen: So sind Knaben häufiger als Mädchen körperlich anfällig, krank zu werden (im Säuglingsalter tragen sie ein höheres Risiko, an Infektionskrankheiten zu erkranken, sie sind stärker von chronischen Krankheiten betroffen, vermehrt allergisch und übergewichtig). Mädchen zeigen sich dagegen tendenziell eher gesundheitlich belastet durch die Veränderung ihres Körpers und ihre psychischen Befindlichkeiten (ebd.: 56). Im Erwachsenenalter weisen Männer einen höheren Konsum von Suchtmitteln auf, ernähren sich weniger bewusst und haben ein unsensibleres Körperempfinden (ebd.: 59). Im Erwachsenenalter konsultieren Frauen eher einen Arzt und nehmen medizinische Angebote flexibler wahr als Männer (ebd.: 61).

### 3.2 Salutogenese nach Aaron Antonovsky

Der Soziologe Aaron Antonovsky führte in den 1970er-Jahren in Israel eine Studie über die Adaptierung von Frauen an die Menopause durch. Eher zufällig entdeckte er, dass Frauen, die ein Konzentrationslager überlebt hatten, trotz der schrecklichen Erfahrungen, die sie durchleben mussten, über eine relativ gute psychische Gesundheit verfügten. Aufbauend auf dieser Erkenntnis entwickelte Antonovsky das salutogenetische Modell (Antonovsky 1997:<sup>5</sup> 15). Wie Bengel et al. hervorheben prägte Antonovsky den Neologismus „Salutogenese“: „(*Salus*, lat.: Unverletztheit, Heil, Glück; *Genese*, griech.: Entstehung) (...), um den Gegensatz zur bisher dominierenden ‚*Pathogenese*‘ des biomedizinischen Ansatzes und des derzeitigen Krankheitsmodells, aber auch des Risikofaktorenmodells hervorzuheben“ (Bengel et al. 2001:

---

5 Das Originalwerk Antonovskys wurde im Jahr 1979 in San Francisco mit dem Titel: Health, stress and coping: New perspectives on mental and physical well-being publiziert, erst 1997 wurde das Werk von Alexa Franke ins Deutsche übersetzt.

24). Im Gegensatz zu einer pathogenetischen Perspektive, die nach der Entstehung und Entwicklung von Krankheiten sucht und in der Medizin nach wie vor dominant ist, fragt eine salutogenetische Orientierung nach Faktoren, die zu einer Aufrechterhaltung von Gesundheit beitragen (Antonovsky 1997: 25). Das heißt, der Neologismus „Salutogenese“ versucht sich bewusst von dem Begriff der „Pathogenese“ abzugrenzen (Wiesmann et al. 2004: 180), um den holistischen Wert dieser Perspektive hervorzuheben (Antonovsky 1997). Wiesmann et al. folgern aus diesem Denkansatz, dass „salutogenetisches Denken auf einer dynamischen Betrachtung von Gesundheit als einem Kontinuum, das zwischen den hypothetischen beiden Polen ‚Gesundheit‘ (Health-Ease) und ‚Krankheit‘ (Dis-Ease) aufgespannt ist“ (Wiesmann et al. 2004: 180), basiert. Das Gesundheitsniveau einer Person zeigt an, zu welchem der beiden Pole das Individuum eher tendiert, wobei keiner der beiden Pole zur Gänze erreicht werden kann (ebd.).

Konkret liegt Antonovskys Konzept die Frage zugrunde, wie Menschen, ohne krank zu werden, mit Stress umgehen und welche Faktoren Gesundheit fördern bzw. Krankheit provozieren. Wie Franke schreibt, geht das salutogenetische Modell davon aus, „dass die Interaktion zwischen Charakteristika der Person, der sozialen und kulturellen Umgebung und der Streßsituation die gesundheitliche Auswirkungen von Streß mediiert“ (Franke 1997: 170). Antonovsky darf in diesem Zusammenhang nicht missverstanden werden. So will er nicht den Blick von der Entstehung von Krankheiten abwenden und der Entstehung von Gesundheit zuwenden (Wiesmann et al. 2004: 367), denn jeder Mensch hat gesunde und kranke Anteile (Hartung 2011). Zentral ist nur, zu welchem der beiden Pole ein Individuum eher zuzuordnen ist (Bengel et al. 2001: 32; Schneider 2000: 22). Gesundheit darf daher – nach Antonovsky – nicht als ein passiver Zustand gesehen werden, dem ein Individuum ausgesetzt ist; viel wichtiger ist die aktive und sich selbst regulierende Komponente von Gesundheit (Bengel et al. 2001: 25).

Eine pathogenetische Perspektive geht von einer *Homöostase* aus, in welcher der menschliche Organismus als ein System wahrgenommen wird, das in einer inneren und äußeren Stabilität lebt. Krankheit und Stress bringen diese Stabilität durcheinander, und das Entfernen krank machender Faktoren führt zu einer wiedergewonnenen Aufrechterhaltung der Homöostase (Schneider 2000: 22). Eine salutogenetische Betrachtungsweise geht im Gegensatz dazu von einer *Heterostase* aus. Der menschliche Organismus befindet sich in einem permanenten Ungleichgewicht und ist mit Stress konfrontiert, der die Stabilität beeinflusst. Die Ressourcen eines Individuums, die helfen, mit dem Stress adäquat umzugehen, nehmen eine zentrale Bedeutung ein (ebd.: 23). In diesem Zusammenhang spielt der Begriff Entropie<sup>6</sup> eine wichtige Rolle und meint die Tendenz von Organismen zu einer inneren Unordnung. Je mehr ein Organismus zu einer Aufrechterhaltung von Ordnung fähig ist, desto eher kann er einer Entropie

---

<sup>6</sup> „Entropie ist ein Begriff aus der Thermodynamik, der die Tendenz von Elementarteilchen beschreibt, sich auf einen Zustand immer größerer Unordnung hinzubewegen“ (Wiesmann et al. 2004: 368).

entgegenwirken (negative Entropie). Der Mensch ist aufgrund seiner hohen Komplexität verstärkt einer Entropie ausgesetzt, neigt aber zu einem hohen Maß zu der Fähigkeit der Autopoiese (Selbstorganisation) (Wiesmann et al. 2004: 180). Bengel et al. schreiben in diesem Zusammenhang: „Bezogen auf den Gesundheitszustand bedeutet dies, daß Gesundheit immer wieder aufgebaut werden muss, und daß gleichzeitig der Verlust von Gesundheit ein natürlicher und allgegenwärtiger Prozess ist“ (Bengel et al. 2001: 26). Antonovsky ist in erster Linie wichtig, welche Ressourcen von Bedeutung sind, um die Ordnung des Organismus aufrechtzuerhalten und diese zu stärken (ebd., Hartung 2011).

Ein weiteres wichtiges Unterscheidungskriterium der salutogenetischen gegenüber der pathogenetischen Perspektive ist, dass Erstere den Tod miteinbezieht. Die Fähigkeit des menschlichen Organismus, einer ständigen Heterostase mittels Ressourcen entgegenzuwirken, schwindet im Alter zusehends, und mit dem Eintritt der völligen Entropie stirbt der Mensch (Wiesmann et al. 2004). Franke fasst dies pointiert zusammen: „Der Tod ist damit nicht letztes Versagen von Reparaturmöglichkeiten, sondern Bestandteil des Lebens“ (Franke 1997: 190).

### **3.2.1 Das Konzept des Kohärenzgefühls (SOC)**

Das Kohärenzgefühl<sup>7</sup>, im Folgenden SOC (Sense of Coherence) genannt, soll eine adäquate Antwort auf die salutogenetische Frage geben, wie es möglich ist, dass Menschen unter den gleichen äußeren Bedingungen unterschiedliche Gesundheitszustände entwickeln. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass das Kohärenzgefühl nicht generell mit dem Gesundheitsbegriff gleichgesetzt werden darf. Antonovsky geht davon aus, dass Menschen, die ein starkes Kohärenzgefühl aufweisen, Stressoren und Spannungen gut verarbeiten und somit ihren Gesundheitsstatus verbessern bzw. stärken können (Antonovsky 1997: 141). Die Annahme basiert darauf, dass Menschen aufgrund ihrer Grundeinstellung dazu fähig sind, Ressourcen zu aktivieren, die es ihnen ermöglichen, mit äußeren Einflüssen (Stressoren) umzugehen. Diese Grundeinstellung nennt Antonovsky das Kohärenzgefühl, mit dem eine innere Stimmigkeit und ein inneres Zusammenhanggefühl gemeint sind (Bengel et al. 2001: 28). Schiffer fasst das SOC folgendermaßen zusammen: „Das Kohärenzgefühl meint eine Grundstimmung oder Grundsicherheit, innerlich zusammengehalten zu werden, nicht zu zerbrechen und gleichzeitig auch in äußeren Anbindungen Unterstützung und Halt zu finden“ (Schiffer 2001: 29). Kohärenz bedeutet somit, dass die Biografie eines Menschen aus einem kohärenten Zusammenhang bzw. Zusammenhalt der Ereignisse des Lebens besteht (ebd.: 33). Antonovsky weist darauf hin, dass der von ihm definierte Begriff „Kohärenzgefühl“ nicht mit den Begriffen „Kontrollgefühl“ bzw. „Kohäsionsgefühl“ verwechselt bzw. gleichgesetzt werden darf (Antonovsky 1997: 17).

---

<sup>7</sup> Dieser Begriff ist in seiner deutschen Übersetzung zahlreicher Kritik ausgesetzt, da er mehr als ein bloßes Gefühl meint (Franke 1997; Abel et al. 2000). Aus Ermangelung einer ausdifferenzierten Übersetzung wird er auch in dieser Arbeit verwendet.

Es besteht eine Dynamik zwischen dem Kohärenzgefühl (also der Grundeinstellung zum Leben) und der Lebenserfahrung. Der Umgang mit Lebensereignissen beeinflusst demnach das Kohärenzgefühl und umgekehrt (Bengel et al. 2001: 29). Stressoren können sich, müssen sich aber nicht notwendigerweise negativ auf den Organismus auswirken. Sie können zwar negativ, wenn nicht sogar tödlich, aber auch für die Weiterentwicklung nützlich sein. Zentral dabei ist die menschliche Fähigkeit, mit Stressoren umzugehen. Wiesmann et al. schreiben dazu: „Personen mit einer ‚guten‘ Stressbewältigung können ein hohes Gesundheitsniveau bewahren, weil ihnen eine Integration der vom Stressor verursachten ‚Störung‘ gelingt“ (Wiesmann et al. 2004: 370).

Das Kohärenzgefühl setzt sich aus den drei Komponenten *Verstehbarkeit*, *Handhabbarkeit* und *Bedeutsamkeit* zusammen (Antonovsky 1997: 34). Im Folgenden werden diese näher erläutert.

Unter *Verstehbarkeit* (*sense of comprehensibility*) wird die Fähigkeit des Individuums verstanden, interne und externe Stimuli als kognitiv sinnhaft zu antizipieren. Stimuli werden – wie Antonovsky formuliert – als „geordnete, konsistente, strukturierte und klare Informationen und nicht als Rauschen“ (ebd.) wahrgenommen. Das bedeutet, unter der Komponente *Verstehbarkeit* ist ein *kognitives Verarbeitungsmuster* gemeint, das dazu befähigt, Reize sinnvoll zu verarbeiten (Bengel et al. 2001: 29).

*Handhabbarkeit* (*sense of manageability*) meint den Glauben des Individuums Ressourcen aktivieren zu können, um mit Stress bzw. Anforderungen umzugehen. Hiermit sind sowohl jene Ressourcen gemeint, die das Individuum intrinsisch aktivieren kann, als auch jene, die es bei seiner Umgebung (Familie, Freunde, Arzt, Glaube, Ideologie) findet (Antonovsky 1997: 35). Es handelt sich hierbei um ein kognitiv-emotionales Verarbeitungsmuster, das den Glauben des Menschen definiert, Probleme lösen zu können (Bengel et al. 2001: 29).

*Bedeutsamkeit* (*sense of meaningfulness*) meint die Fähigkeit des Individuums, Bereiche seines Lebens als emotional sinnvoll zu erleben. Antonovsky schreibt in diesem Zusammenhang Folgendes: „dass wenigstens einige der vom Leben gestellten Probleme und Anforderungen es wert sind, dass man Energie in sie investiert, dass man sich für sie einsetzt und sich ihnen verpflichtet, dass sie eher willkommene Herausforderungen sind als Lasten, die man gerne los wäre“ (Antonovsky 1997: 36). Antonovskys Betonung der Sinnkomponente für die Aufrechterhaltung von Gesundheit ist stark von Viktor Frankls logotherapeutischem Ansatz geprägt (ebd.: 35; Schiffer 2001: 47).

Schicksalsschläge und unerwünschte Herausforderungen werden auch von Menschen mit einem hohen SOC nicht herbeigesehnt. Ihre Fähigkeit, wenn sie mit solchen konfrontiert sind, mit ihnen umzugehen und ihnen einen Sinn zuzuschreiben, hilft Individuen mit einem hohen SOC jedoch, diese besser zu verkraften und zu verarbeiten. Antonovsky schreibt deshalb der Komponente *Bedeutsamkeit* die wichtigste Funktion zu. Der Kategorie *Verstehbarkeit* kommt

die zweitbedeutendste Funktion zu, da *Handhabbarkeit* von Verstehbarkeit abhängig ist, denn ohne das Verständnis für Stimuli können keine adäquaten Ressourcen aktiviert werden. Der Autor betont aber, dass alle drei Komponenten für ein starkes SOC zentral sind (Antonovsky 1997: 38). Er geht davon aus, dass die drei Komponenten miteinander verbunden sind, in bestimmten Lebensphasen bzw. Situationen können sie jedoch unterschiedlich stark zum Tragen kommen (ebd.: 36).

Antonovsky fasst das Kohärenzgefühl wie folgt zusammen:

„Das SOC (Kohärenzgefühl) ist eine globale Orientierung, die ausdrückt, in welchem Ausmaß man ein durchdringendes, andauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, daß

1. die Stimuli, die sich im Verlauf des Lebens aus der inneren und äußeren Umgebung ergeben, strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind;
2. einem die Ressourcen zur Verfügung stehen, um den Anforderungen, die diese Stimuli stellen, zu begegnen;
3. diese Anforderungen Herausforderungen sind, die Anstrengung und Engagement lohnen“ (ebd.).

Bengel et al. (2001) fassen Antonovskys Annahmen, welchen Einfluss das SOC auf den Gesundheitszustand eines Menschen hat, folgendermaßen zusammen:

(1) Vom SOC können verschiedene Organismussysteme (z. B. Hormone, Zentralnervensystem, Immunsystem) direkt beeinflusst werden. Das SOC ist dafür verantwortlich, welche Situationen als ungefährlich, gefährlich bzw. als willkommen bewertet werden. Diese Einschätzung ist für die Auslösung von vielschichtigen Reaktionen auf unterschiedlichen Ebenen verantwortlich. Die AutorInnen schreiben dazu: „D. h. die Ausprägung des SOC beeinflusst nicht nur die Bewältigung von Spannungszuständen, sondern wirkt direkt als Filter bei der Verarbeitung von Informationen“ (Bengel et al. 2001: 37).

(2) Durch das Mobilisieren von Ressourcen kann Spannung reduziert werden. Stress an sich bewertet Antonovsky nicht unbedingt als gesundheitsgefährdend. Wenn dieser allerdings nicht von Erholungsphasen konterkariert wird, kommt das System nicht zur Ruhe, und er wirkt gesundheitsschädigend (ebd.).

(3) Antonovsky geht davon aus, dass sich ein hohes Maß an Kohärenzgefühl positiv auf das Gesundheitsverhalten eines Menschen auswirkt. Das heißt, Menschen mit einem hohen SOC ernähren sich bewusster, vermeiden gesundheitsschädigende Verhaltensweisen (wie Rauchen, Alkohol konsumieren) und suchen bei gesundheitlichen Problemen früher einen Arzt auf (ebd.).

Das salutogenetische Modell und das Konzept des Kohärenzgefühls bieten keinen Coping-Stil bzw. kein spezielles Coping-Verhalten an; es handelt sich vielmehr um ein übergeordnetes Konzept (Franke 1997: 173). Menschen mit einem starken Kohärenzgefühl sind dazu befähigt, für einen Stressor einen adäquaten Coping-Stil zu aktivieren. Bengel et al. sehen die Wirkung des SOC „als flexibles Steuerungsprinzip, als Dirigent, der den Einsatz verschiedener Verarbeitungsmuster (*Coping-Stile, Coping-Strategien*) in Abhängigkeit von den Anforderungen anregt“ (Bengel et al. 2001: 30). Menschen, die ein starkes Kohärenzgefühl aufweisen, können mit den Spannungszuständen, die durch Stressoren verursacht werden gut umgehen. Antonovsky meint in diesem Zusammenhang: „Die Person mit einem starken SOC wählt die bestimmte Coping-Strategie aus, die am geeignetsten scheint, mit dem Stressor umzugehen, dem sie sich gegenüber sieht“ (Antonovsky 1997: 130).

Zunächst ist es wichtig, zwischen den unterschiedlichen Formen von Stressoren zu differenzieren. Physikalische und biochemische Stressoren, die von außen auf den Organismus einwirken (wie beispielsweise Krieg, Hungersnot, Gift, externe Krankheitserreger usw.) wirken sich direkt negativ auf den Gesundheitszustand aus. Eine pathogene Perspektive, nämlich die Beseitigung bzw. Bekämpfung der Stressoren ist in diesen Fällen zielführend (Bengel et al. 2001: 33). Antonovskys Konzept greift daher primär bei der Untersuchung von psychosozialen Stressoren, also jenen, die durch die Anforderungen und Herausforderungen des eigenen Lebens entstehen (ebd.). Diese Stressoren, mit denen Menschen konfrontiert sind, müssen salutogenetisch betrachtet nicht unbedingt negativ, also pathogen, auf die Gesundheit einwirken. In einigen Fällen können diese eine positive Wirkung auf den Organismus haben. Denn ein positiver Umgang mit Stress kann sogar gesundheitsfördernd wirken, wohingegen die Unfähigkeit, für Stress die adäquaten Coping-Strategien zu aktivieren, gesundheits-schädigend ist (ebd.: 33). Stressoren werden von Antonovsky als „eine von innen oder außen kommende Anforderung an den Organismus, die sein Gleichgewicht stört und die zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes eine nicht-automatische und nicht unmittelbar verfügbare, energieverbrauchende Handlung erfordert“ (Antonovsky 1979: 72, zit. nach Bengel et al. 2001: 33) definiert.

Generalisierte Widerstandsressourcen (*Generalized Resistance Resources* genannt GRR) spielen – da sie für ein starkes oder schwaches Kohärenzgefühl verantwortlich sind – bei dem Modell der Salutogenese eine zentrale Rolle. Das heißt, je stärker generalisierte Widerstandsressourcen vorhanden sind, desto eher kann das Individuum mit widrigen Lebensumständen, Traumata und Schicksalsschlägen umgehen und diese differenziert verarbeiten (Antonovsky 1997). *Generalisiert* meint, dass diese in unterschiedlichen Situationen zum Tragen kommen können, und *Widerstand* bedeutet, dass diese *Ressourcen* helfen, mit Stressoren adäquat umzugehen (Bengel et al. 2001: 34). Eine generalisierte Widerstandsressource schafft nach Antonovsky Lebenserfahrung, welche „durch Konsistenz, Partizipation an der Gestaltung des Outcomes und eine Balance zwischen Überbelastung und Unterforderung charakterisiert (...)

(ist, Anm. d. Verfas.) und auf diese Weise ein starkes SOC verursacht oder verstärkt“ (Antonovsky 1997: 43). Sie stellt demnach ein aktivierbares Potenzial bei der Bewältigung von Spannungszuständen dar (Bengel et al 2001: 34) und ist somit maßgebend für die Kompetenz eines Menschen, mit Stress und Anspannung umzugehen (Antonovsky 1997: 45).

Die generalisierten Widerstandsressourcen können auf individuellen Faktoren (physisch, kognitiv usw.) und auf sozialen und kulturellen Faktoren (Verwandte, Freunde, finanzielle Möglichkeiten, soziale Stabilität usw.) basieren (Bengel et al. 2001: 34). Es wird also zwischen endogenen und exogenen Ressourcen differenziert. Mit endogenen Ressourcen sind jene gemeint, die personenbezogen sind und das Kohärenzgefühl abbilden. Unter exogenen Ressourcen werden kulturelle Gegebenheiten, soziale Beziehungen und materielle Zugriffe verstanden (Schneider 2006: 22f., zit. nach Hartung 2011).

Faltermaier et al. (1998) ergänzen die generalisierten Widerstandsressourcen Antonovskys und fassen diese folgendermaßen zusammen:

„- Körperliche und konstitutionelle Ressourcen beinhalten Merkmale des Körpers (wie z. B. eine allgemeine stabile Konstitution oder stabile Organsysteme) oder medizinisch meßbare Indikatoren für einen funktionierenden Organismus (z. B. Kompetenz des Immunsystems, vegetative Reaktivität).

- Materielle Ressourcen beziehen sich auf die materiellen Grundlagen im Leben einer Person, z.B. auf die Verfügbarkeit über Geld, Güter oder Dienstleistungen.

- Personale und psychische Ressourcen werden unterteilt in kognitive und emotionale Ressourcen (z. B. Wissen, präventive Gesundheitseinstellungen, emotionale Stabilität oder Sensibilität), persönlichkeitsbezogene Ressourcen (z. B. Intelligenz, Ich-Identität, Kontrollüberzeugungen, Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl) und Handlungskompetenzen wie Bewältigungsstile (z. B. das Repertoire und die Flexibilität, Rationalität und Voraussicht von Bewältigungsstilen) und soziale Kompetenzen.

- Interpersonale Ressourcen beziehen sich auf die soziale Umwelt und beinhalten z. B. die Verfügbarkeit über soziale Bindungen und soziale Unterstützung durch Bezugspersonen oder die Eingebundenheit in stabile soziale Netzwerke

- Soziokulturelle Ressourcen entstehen schließlich auf der gesellschaftlichen und kulturellen Ebene und meinen z. B. die Eingebundenheit in stabile Kulturen, die Orientierung an religiösen Glaubenssystemen oder philosophischen Überzeugungen“ (Faltermaier et al. 1998: 26).

Den generalisierten Widerstandsressourcen gegenüber stehen die generalisierten Widerstandsdefizite (GRD). Menschen, die über wenige Widerstandsressourcen verfügen und mit Stressoren schwer umgehen können, weisen ein hohes Maß an Widerstandsdefiziten auf. Antonovsky formuliert auf diesen Überlegungen aufbauend das Konzept der „übergeordneten psychoso-

zialen generalisierten Widerstandsressourcen-Widerstandsdefiziten“ (Antonovsky 1997: 44). In diesem entsteht ein Kontinuum zwischen den beiden Polen (generalisierte Widerstandsressourcen vs. generalisierte Widerstandsdefizite), und je nachdem, zu welchem Pol ein Individuum tendiert, verarbeitet es Lebenserfahrungen bzw. Stressoren positiv oder negativ (ebd.). Das heißt, wie Bengel et al. beschreiben, „Stressoren oder Widerstandsdefizite bringen Entropie, Widerstandsressourcen dagegen bringen negative Entropie in das System Mensch“ (Bengel et al. 2001: 34). Widerstandsressourcen stärken demnach das Kohärenzgefühl eines Menschen, wohingegen Widerstandsdefizite dieses schwächen (ebd.).

### **3.2.2 Kritik an und Modifizierung von Antonovskys Konzept des SOC**

Antonovskys Konzept der Salutogenese war in der Welt der Sozialwissenschaft wegweisend und ein fundierter Anhaltspunkt für weitere wissenschaftliche Studien. Das Konzept ist allerdings nicht fertig ausgereift, einiges muss noch überarbeitet, erweitert und durchdacht werden (Franke 1997: 11). Das Innovative an dem Konstrukt der Salutogenese ist, dass es in eine neue Denkrichtung stößt und neue Perspektiven aufzeigt (Faltermaier 2000). Deshalb sollte der Ansatz nicht dogmatisiert und als empirisch bestätigt missverstanden werden, denn viel wichtiger ist es, das Potenzial und die weitere Modifizierung bzw. die „kritische Weiterentwicklung“ (ebd.: 186) des Konzepts hervorzuheben. Das salutogenetische Theoriekonstrukt sollte als eine Rahmentheorie wahrgenommen werden, die innerhalb der Gesundheitsforschung neue Perspektiven und neue Ergebnisse evozieren kann (ebd.; Wiesmann et al. 2004: 373). Faltermaier schreibt diesbezüglich: „Meine Position lässt sich vielleicht in einem allgemeinen Plädoyer zusammenfassen, das Modell der Salutogenese in seiner gesamten Komplexität ernster zu nehmen, mehr Mut zu haben, es auch theoretisch weiterzuentwickeln und in der Forschung eine Pluralität von Methoden zu verwenden, die diesem Gegenstand angemessen ist. Dazu gehört es vor allem, die Gesundheit als multidimensionales Kontinuum zu konzipieren, die Salutogenese als Prozess zu verstehen und dabei das Kohärenzgefühl als ein zentrales Konstrukt einzupassen“ (Faltermaier 2000: 193).

Bengel et al. (2001) stellen fest, dass der Begriff „Salutogenese“ zwar Einzug in die Diskussion um gesundheitliche Fragestellungen gehalten hat und geradezu ein Modewort geworden ist, allerdings verhältnismäßig wenige wissenschaftliche Studien zu diesem Konzept durchgeführt wurden (Bengel et al. 2001: 42). Somit besteht die Gefahr, dass Salutogenese und Kohärenzgefühl zu Modeworten degradiert werden, ohne adäquate wissenschaftliche Fundierung (Kolip et al. 2000: 12). Bengel et al. konnten beispielsweise keine Studie, die sich mit der Gesamtheit des Konstrukts „Salutogenese“ auseinandersetzt, ausfindig machen. Das Gros der Studien befasst sich mit Korrelationen von Variablen innerhalb des SOC-Fragebogens. Bengel et al. schreiben dazu: „Wenn sich also bedeutsame Korrelationen zwischen einem hohen SOC und einer Gesundheitsvariablen finden, kann man damit nicht nachweisen, dass SOC eine Ursache von Gesundheit ist“ (Bengel et al. 2001: 42). Dabei ist es

wichtig zu sehen, dass eine wissenschaftliche, empirische Auseinandersetzung mit dem gesamten Konzept aufgrund ihrer Komplexität sehr schwierig ist. Es wäre allerdings nicht von wissenschaftlicher Nachhaltigkeit, darum das Konzept auf einfache Korrelationen zu reduzieren (Faltermaier 2000: 189). Viel wichtiger ist es, den Fokus auf das Zusammenspiel von wissenschaftlichen Studien zu legen, die sich mit Teilen des Konzepts befassen, um diese in die Gesamtheorie wieder einzufügen (ebd.).

Die von Antonovsky entwickelte SOC-Skala ist zwar bereits mehrfach empirisch getestet worden, und es kann davon ausgegangen werden, dass sie als Fragebogen valide ist (Bengel et al. 2001: 41). Allerdings stellt sich die Frage, ob die SOC-Skala überhaupt das Kohärenzgefühl im Sinne Antonovskys misst (Geyer 2000: 71). So zeigen die SOC-Maße eine hohe Korrelation mit Depressionen und Angstzuständen. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass mittels des SOC-Fragebogens psychische Komponenten der Gesundheit, nicht aber die Gesundheit selbst gemessen werden (ebd.: 79). Der Vergleich von internationalen Studien zeigt, dass eine Korrelation zwischen dem SOC und dem wahrgenommenen Stress besteht. Die Annahme Antonovskys, dass Menschen, die ein starkes SOC haben, eher Coping-Strategien wählen und aktivieren können, wird durch den Vergleich internationaler Studien ebenfalls bestätigt (Bengel et al. 2001: 47).

Generell ist anzuzweifeln, ob ein so komplexes Konstrukt wie das des Kohärenzgefühls mit einem Fragebogen – wie Antonovsky ihn entwickelte – gemessen werden kann (Faltermaier 2000: 193). Damit einher geht die Kritik, dass das Kohärenzgefühl starke Ähnlichkeit mit anderen Theorien im Zusammenhang mit Gesundheit, Coping-Strategien und Resilienz aufweist und daher als eine eigenständige Theorie schwer abgrenzbar ist (Bengel et al. 2001; Hurrelmann 2010: 126). Faltermaier (2000) sieht in der starken Überschneidung von Antonovskys Theoriemodell mit anderen Theoriekonstruktionen ein Defizit in der theoretischen Fundierung des Konzepts (Faltermaier 2000: 192). WissenschaftlerInnen kritisieren demnach zum einen die Messbarkeit des SOC und zum anderen Lücken in dem Theoriekonstrukt (Kolip et al. 2000: 11).

Franke (1997) zeigt, dass Antonovsky in seinen Arbeiten keine Definition von Gesundheit liefert (Franke 1997: 182). Dies begründet Antonovsky damit, dass eine Definition von Gesundheit mit einer Normenfestlegung einhergeht und somit die Gefahr in sich birgt, Menschen an Werten zu definieren, die ihnen nicht entsprechen (Antonovsky 1995, zit. nach Bengel et al. 2001: 28). Für eine salutogenetische Forschung ist es aber unabkömmlich, den Begriff Gesundheit zu definieren oder zu operationalisieren (Faltermaier 2000: 188). Je nachdem, wie *Gesundheit* operationalisiert wird, ist das Kohärenzgefühl als Indikator für eine stabile Gesundheit nachweisbar (Duetz et al. 2000), wobei es in einem stärkeren Kontext zu seelischen als zu körperlichen Beschwerden steht. Ein Vergleich internationaler Studien zeigt, dass hohe Korrelationen zwischen psychischem Wohlbefinden und SOC bestehen; der Zusammenhang zwischen physischer Gesundheit und SOC ist hingegen nicht eindeutig

nachweisbar (Bengel et al. 2001: 44). Ein Zusammenhang zwischen dem Kohärenzgefühl und dem selbst eingeschätzten Gesundheitszustand gilt demgegenüber als bestätigt. Diese Ergebnisse untermauern die Annahme, dass das Kohärenzgefühl das psychische Gesundheitsempfinden abbildet (Duetz et al 2000: 95). Faltermaier et al. (1998) plädieren dafür, die subjektive Komponente in einer Definition von Gesundheit zu berücksichtigen: „Das Individuum kann nicht auf eine Instanz reduziert werden, die nur in Reaktion auf Umwelтанforderungen, nämlich in der Auseinandersetzung mit Stressoren, handelt. Menschen sind vielmehr durchaus in der Lage, sich auch reflexiv zur eigenen Gesundheit zu verhalten, bestimmte Vorstellungen zu entwickeln, wie sie selbst ihre Gesundheit beeinflussen können, diese Ideen als Handlungsziele zu formulieren und über bewußtes Handeln umzusetzen“ (Faltermaier et al. 1998: 29). Das bedeutet, das subjektive Gesundheitsempfinden von Individuen wird bei Antonovsky nur wenig berücksichtigt (Franke 1997: 182; Faltermaier 2000: 189). Er bedenkt zwar in seinem Konzept eine subjektive Sichtweise, nämlich wie Stressoren wahrgenommen werden, nicht aber eine subjektive Vorstellung von Gesundsein (Hurrelmann 2010: 126). Das heißt, obwohl das Kohärenzgefühl durch psychische Mechanismen konstituiert ist, untersucht Antonovsky Gesundheit anhand von körperlichen, objektivierbaren Gesichtspunkten. So definiert er das Gesundheits-Krankheits-Kontinuum über die professionelle Einschätzung des Krankheitsstatus sowie des Behinderungsgrades und über krankheitsbezogene Schmerzen, die von Patienten berichtet werden (Antonovsky 1979: 55ff., zit. nach Wiesmann et al. 2004: 180). Das Gesundheits-Krankheits-Kontinuum sollte nicht nur um die Komponente der psychischen Beschwerden erweitert werden (Franke 1997: 183; Wiesmann et al. 2004: 180), sondern auch um die Beziehung zwischen dem Kohärenzgefühl und der subjektiven Lebenszufriedenheit (Bengel et al. 2001: 44).

Ein weiterer Kritikpunkt an dem Theoriekonstrukt von Antonovsky ist, dass die gesellschaftliche Komponente von Gesundheit nicht integriert wird. Zwar nimmt Antonovsky bei der Formulierung von Stressoren und Ressourcen auf die gesellschaftliche Ebene Bezug, nimmt diese aber nur marginal in sein Theoriegebäude auf (Faltermaier 2000: 189; Faltermaier et al. 1998). Das heißt, neben der subjektiven muss auch eine soziale Konstruktion von Gesundheit Eingang in das Konzept der Salutogenese finden (Faltermaier et al. 1998: 30).

Franke (1997) vergleicht internationale Studien über das Kohärenzgefühl und kristallisiert drei Tendenzen heraus: *Erstens* ist das Kohärenzgefühl von Männern tendenziell höher als jenes von Frauen. *Zweitens* steigt das Kohärenzgefühl tendenziell im Alter, und *drittens* weisen klinische Gruppen ein niedrigeres Kohärenzgefühl auf als Zufallsstichproben (Franke 1997: 177ff.).

Antonovsky (1993) nimmt an, dass das Kohärenzgefühl unabhängig von Kultur, Ethnie, Alter und Geschlecht mittels des von ihm konstruierten Fragebogens erhoben werden kann (Franke 1997: 178). Franke (1997) widerspricht dieser Annahme zum Teil, da die überwiegende Mehrheit von Studien zum Kohärenzgefühl in demokratischen, liberalen, kapitalistischen

Ländern durchgeführt wurden, die kulturell miteinander vergleichbar sind (ebd.). Im Gegensatz dazu bestätigt Bowman (1996) die Hypothese Antonovskys der allgemeinen kulturellen Gültigkeit seines Konzepts. Sie zeigt anhand von Befragungen von AngloamerikanerInnen und der amerikanischen indigenen Bevölkerung, dass beide Gruppen trotz unterschiedlichem kulturellem und sozioökonomischem Hintergrund ein starkes Kohärenzgefühl entwickeln können. „Further, this study suggests that people from dramatically different cultures (and dramatically different socioeconomic conditions and family sizes) can develop, on average, essentially the same level of SoC“ (Bowman 1996: 548).

Udris und Rimann (2000) kommen aufgrund ihrer Studie zu dem Schluss, dass das Kohärenzgefühl sowohl als ein Mediator als auch ein Moderator des salutogenetischen Prozesses fungieren sollte und daher in seiner Doppelfunktion sowohl eine „*Ressource* von Gesundheit und gleichzeitig ein Bestandteil von Gesundsein“ (Udris, Riemann 2000: 144) ist.

Antonovskys Theoriekonstrukt wird insbesondere in Bezug auf seine Annahme, dass mit dem frühen Erwachsenenalter (mit etwa 30 Jahren) das Kohärenzgefühl weitgehend festgelegt ist (Antonovsky 1997: 105), kritisiert. Er gesteht zwar Personen mit einem niedrigen SOC zu, durch positive Ereignisse in ihrem Leben eine kurzfristige Verbesserung des Kohärenzgefühls zu erreichen, allerdings wandert dieses im Lauf der Zeit wieder auf dasselbe Niveau hinunter. Selbiges gilt für Menschen mit einem hohen SOC, hier kann sich das Niveau durch Schicksalsschläge vorübergehend verschlechtern, allerdings gleicht es sich dem Ausgangspunkt wieder an (ebd.: 118).

Franke, die internationale Studien zu dem Konzept der Salutogenese und des Kohärenzgefühls vergleicht, zeigt, dass diese Annahme Antonovskys nicht haltbar ist. Tendenziell entwickeln Menschen im Alter ein stärkeres Kohärenzgefühl (Franke 1997: 181). Hier spielt auch die Kritik an Antonovskys Ausblenden der subjektiven Komponente des Gesundheitsempfindens eine Rolle. Insbesondere im Alter nimmt die physische Gesundheit ab und die Bedeutung der subjektiven Gesundheit zu. Wiesmann et al. verstehen Gesundheit im Alter als „ein Wechselspiel zwischen subjektiven und objektiven Merkmalen (...) und (dies) bedeutet, eine individuell angemessene Form des Umgangs mit (eventuellen) Erkrankungen, Behinderungen und Einschränkungen zu finden, um ein Leben in Zufriedenheit und Wohlbefinden führen zu können“ (Wiesmann et al. 2004: 367).

Ein weiteres Argument gegen die Stabilität des Kohärenzgefühls im Alter ist, dass sie den modernen, ausdifferenzierten Lebensformen nicht mehr entspricht. Höfer bedient sich der neueren Identitätsforschung, wenn er argumentiert, „dass diese Betonung von Kontinuität, Kohärenz und Entwicklungslogik auf Grund der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse ihre Passförmigkeit verloren hat, dass jede gesicherte oder essentialistische Konzeption der Identität der Vergangenheit angehört“ (Höfer 2000: 59). Identität wird vielmehr als Prozess wahrgenommen der einem ständigen Wandel ausgesetzt ist und sich immer wieder anpassen

muss; ähnlich verhält es sich mit dem Gefühl der Kohärenz. Höfer schreibt dazu: „Meine These ist, dass Kohärenz heute nicht mehr über eine innere Einheitlichkeit bzw. über eine Anpassung an äußere Vorstellungen hergestellt wird, sondern dass in der ‚reflexiven Moderne‘ die Selbstreferenzialität eine weit wichtigere Rolle zur Bewertung der eigenen Person spielt. Es geht also – vereinfacht formuliert – weniger um Kohärenz als Inhalt, als vielmehr um Kohärenz als Prozess“ (ebd.: 63). Höfer bezeichnet das Kohärenzgefühl in diesem Zusammenhang als „das Ergebnis des Identitäts-Managementprozesses“ (ebd.). Je mehr eine Person dazu fähig ist, eine Balance zwischen den Anforderungen der Umwelt und den intrinsischen Bedürfnissen herzustellen, desto stabiler ist die Identität und somit auch das Kohärenzgefühl (ebd.). Zu der Zeit, in der Antonovsky als Wissenschaftler aktiv war, waren die Biografien eines Menschen ab dem 30. Lebensjahr in bereits festgefahrenen Bahnen (Familiengründung, berufliche Entwicklung usw.) verhaftet. Dieses Bild entspricht nicht mehr der heutigen Zeit. Individuen entwickeln sich permanent weiter und müssen sich an gesellschaftliche und innere Herausforderungen anpassen. Aufgrund dessen ist es naheliegend, dass auch das Kohärenzgefühl einem ständigen Anpassungsprozess unterworfen ist und sich mit den Lebensumständen verändert (ebd.).

Eine interessante Frage in diesem Zusammenhang ist, wie sich ein starkes Kohärenzgefühl in jungen Lebensjahren entwickeln kann, wenn durch die gesellschaftliche Individualisierung und die permanente Ausdifferenzierung von Lebensläufen keine Kontinuität und Stabilität im Leben gegeben ist. Faltermaier nimmt an, dass die Möglichkeiten abnehmen, ein stabiles Kohärenzgefühl zu entwickeln, und schreibt diesbezüglich: „Ähnlich wie die Identitätsforschung inzwischen davon ausgeht, dass sich auf dieser Basis gehäuft inkonsistente und wenig integrierte Identitätsmuster (Patchworkidentität) herausbilden und die Notwendigkeit zum Umbau der Identität im biografischen Verlauf zunimmt, so wäre zu erwarten, dass sich im Individualisierungsprozess auch die Möglichkeit verringert, ein stabiles Kohärenzgefühl herauszubilden und aufrechtzuerhalten“ (Faltermaier 2000: 192).

Antonovsky erläutert anhand des Beispiels des Rollenverständnisses von Hausfrauen, dass für ein starkes Kohärenzgefühl die soziale Anerkennung der Gesellschaft bedeutsam ist. Hausfrauen werden in einer Gesellschaft, die sich über finanziell entlohnte Arbeit definiert, nicht wertgeschätzt (Antonovsky 1997: 94). Insbesondere die Komponente Bedeutsamkeit ist von dieser geringen sozialen Anerkennung betroffen. Wenn dieser Gedanke Antonovskys aufgegriffen wird, dann kann er auf die Situation von Menschen, die in den Ruhestand eintreten, umgelegt werden. Die gesellschaftliche Anerkennung für die finanziell entlohnte Arbeit fällt weg und beeinträchtigt somit die Komponente Bedeutsamkeit des Kohärenzgefühls.

### 3.3 Gesundheit im Alter und in der Migration

Generell nimmt sowohl bei der autochthonen als auch der migrantischen Bevölkerung im Alter die Zufriedenheit mit der eigenen Gesundheit ab,<sup>8</sup> wobei Personen mit Migrationshintergrund im Schnitt mit dieser unzufriedener sind (Razum, Spallek 2012: 164; Kirkcaldy et al. 2006). Reinprecht sieht den Grund dafür in den prekären Lebensverhältnissen, mit denen MigrantInnen im Alter verstärkt konfrontiert sind. Er postuliert in diesem Zusammenhang: „Gesundheitliche Ungleichheit prekarisiert den Prozess des Älterwerdens, die Erfahrung der Prekarität beschleunigt das subjektive Gefühl des Alter(n)s“ (Reinprecht 2006: 170/171).

Eine stabile Gesundheit ist eine wichtige Voraussetzung für eine Partizipation am Arbeitsleben und für ein selbstbestimmtes Leben. Aus diesem Grund nimmt Gesundheit im Alter einen wichtigen Stellenwert ein und gewinnt im Gegensatz zu anderen Werten zusehends an Bedeutung (Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004; Amann 2009). Wurm et al. (2010) betonen Präventionspotenziale, die bei älteren Menschen vorhanden sind, um Krankheiten (wie beispielsweise einer Demenz) bzw. einer Verschlechterung des Allgemeinzustands entgegenzuwirken (Wurm et al. 2010: 115). Wiesmann et al. (2004) gehen der Frage nach, „warum es einigen Menschen überhaupt gelingt, in relativer Gesundheit (sehr) alt zu werden“ (Wiesmann et al. 2004: 368). Antonovsky geht davon aus, dass allen Organismen und so auch dem menschlichen gemein ist, dass sie mit fortschreitender Zeit altern und permanent einer Heterostase sowie einer Entropie ausgesetzt sind (Antonovsky 1997: 29). Das bedeutet, im Alter nehmen altersbedingt zahlreiche Stressoren zu. Aufgrund dessen ist in dieser Lebensphase ein starkes Kohärenzgefühl besonders wichtig (Wiesmann et al. 2004: 370). Studien belegen, dass ein starkes Kohärenzgefühl als ein Puffer gegen Stresserleben im Alter fungieren kann, wobei insbesondere das subjektive Gesundheitsempfinden und die Lebensqualität mit dem SOC korrelieren (ebd.: 371). Da sich das biologische, psychische und soziale System gegenseitig beeinflussen, ist das SOC für alle Bereiche wichtig. Wiesmann et al. schreiben dazu: „Ein starkes SOC kann in diesem Zusammenhang dazu beitragen, dass trotz körperlicher und sozialer Altersveränderungen ein hohes Ausmaß an Wohlbefinden aufrechterhalten werden kann“ (ebd.). Die Autoren beziehen sich neben Antonovskys Theorie in ihren Überlegungen auf das SOK-Modell von Baltes und Baltes (1990) und kommen zu dem Ergebnis, dass gerade die Komponente *Kompensation* eine bedeutende Rolle im Alter einnimmt, da diese stabilisierend auf das SOC wirkt. Das bedeutet, der permanenten zunehmenden Belastung durch Stressoren auf das Kohärenzgefühl im Alter kann durch eine hohe Fähigkeit an Kompensation entgegengewirkt werden (ebd.: 373).

In Bezug auf Gesundheit lässt sich eine soziale Ungleichheit bis in die Lebensphase Alter nachvollziehen. So gehen ein höheres Bildungsniveau und eine bessere sozioökonomische

---

<sup>8</sup> Chronische Krankheiten zeigen ihre Langzeit Spuren, es kommt zu Störungen von Organfunktionen, die sowohl psychisch als auch physisch belastend sind (Hurrelmann 2010: 61).

Lage mit einer höheren Lebenserwartung und mit einer niedrigeren Häufigkeit von Krankheiten einher (Hurrelmann 2010: 33; Wiesmann et al. 2004: 189). Es lassen sich auch gesundheitsbedingte geschlechtsspezifische Differenzen im Alter ausmachen. Frauen leiden beispielsweise häufiger an psychischen Erkrankungen (Depressionen), und Männer weisen im Alter häufiger Krebs- sowie Sucht- und Immunerkrankungen auf (Hurrelmann 2010: 63). Hervorzuheben ist, dass Männer im hohen Alter (ab 80 Jahren) nicht mehr verhältnismäßig „kränker und anfälliger“ sind als Frauen; im Gegenteil, die Tendenz zu Krankheiten ist auf dieser Altersstufe bei Männern niedriger als bei Frauen (ebd.).

Kanon wissenschaftlicher Studien zum Thema Alter(n) in der Migration ist – wie Reinprecht formuliert –, dass „das Älterwerden im Migrationsprozess mit der Erfahrung gesundheitlicher Benachteiligung verbunden ist“ (Reinprecht 2006: 169). Personen mit Migrationshintergrund sind in der Regel mit wesentlich schlechteren Lebensbedingungen konfrontiert als die autochthone Vergleichsgruppe (vgl. Razum, Spallek 2012). Im Alter kulminieren diese schlechten Lebensbedingungen, und die Möglichkeiten zur Aufrechterhaltung von Gesundheit werden schwieriger (Reinprecht 2006: 170; Kirkcaldy et al. 2006). Wobei sich Schichteffekte auf eine gesundheitliche Ungleichheit stärker auswirken als der Migrationshintergrund bzw. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Ethnie (Reinprecht 2006: 174; Kohls 2012: 204). Insbesondere ArbeitsmigrantInnen waren verstärkt in den untersten Segmenten des Arbeitsmarktes vertreten, in denen die Arbeit durch harte körperliche Tätigkeit sowie durch belastende Arbeitsbedingungen (Schicht, Akkord, Nacharbeit) geprägt sind (Reinprecht 2006: 175; Hurrelmann 2010). Sie waren zudem häufiger von Arbeitsunfällen betroffen (Kohls 2012: 203), wobei berücksichtigt werden muss, dass MigrantInnen stärker in Berufen mit einem erhöhten Unfallrisiko tätig sind als die autochthone Bevölkerung (Razum, Spallek 2012: 162). Aufgrund ihrer Arbeitsbiografie klagen ältere MigrantInnen verstärkt über Schmerzen des Stütz- sowie Bewegungsapparates (Reinprecht 2006: 175), Hörschäden durch die starke arbeitsbedingte Lärmbelastung sowie Haut- und Lungenkrankheiten durch Schadstoffe (Hurrelmann 2010: 47). Reinprecht (2006) sieht die gesundheitlichen Belastungen nicht nur durch die prekäre Arbeitssituation hervorgerufen, sondern auch durch die Erfahrung von Migration „als *eine(m) kritischen Lebensereignis*: (B)eengte Wohnverhältnisse in feuchten, dunklen und schlecht durchlüfteten Wohnungen, Diskriminierung und soziale Isolation, die Trennung von der Familie, Einsamkeit und die Entfremdung von der Heimat wirken als zusätzliche psychosoziale Stressoren, welche das gesundheitliche Wohlbefinden beeinträchtigen“ (Reinprecht 2006: 175). ArbeitsmigrantInnen sind daher im Alter verstärkt von Depressionen, Erschöpfungszuständen und weiteren psychischen Erkrankungen betroffen (ebd.). Generell muss aber festgehalten werden, dass die Erfahrung der Migration keinen nachweislichen Zusammenhang mit psychischen Störungen aufweist, allerdings werden in Studien bestimmte psychische Krankheitssymptome (z. B. Depression, posttraumatische Belastungsstörungen, Somatisierung) mit Migration in Verbindung gebracht (Razum, Spallek

2012; Sahyazici, Huxhold 2012: 197). Sahyazici und Huxhold kommen in ihrer Studie<sup>9</sup> zu dem Ergebnis, dass die Unterschiede zwischen depressiven Symptomen innerhalb der türkisch-migrantischen und autochthonen Bevölkerung nicht auf den Migrationshintergrund, sondern auf den sozioökonomischen Status zurückzuführen sind. Das heißt, die Ursachen für Gesundheitsunterschiede zwischen autochthoner und migrantischer Bevölkerung sind eine Folge von sozialer Benachteiligung (Sahyazici et al. 2012: 195).

Han (2010) geht davon aus, dass ein Akkulturationsstress aus Umstellungs-, Anpassungs- und Lernprozessen entsteht, der viele MigrantInnen überfordert und als nicht bewältigbar klassifiziert wird. Er schreibt diesbezüglich: „Bei der empirisch-soziologischen Erforschung psychosomatischer Erkrankungen der Migranten scheint sich der theoretische Ansatz durchzusetzen, der die psychosomatischen Erkrankungen der Migranten im Zusammenhang mit ihrem Akkulturationsstress (acculturative stress) im Einwanderungsland sieht“ (Han 2010: 221). Der Autor nennt den Ressourcenmangel und das Nicht-Greifen-Wollen von alt-hergebrachten Coping-Strategien als die Ursachen für die Überforderung im Akkulturationsprozess. Die Lebensbedingungen des Aufnahmelandes verhindern ein Umsetzen von Coping-Strategien: „Migranten sind besonders stressanfällig, weil sie erkennen müssen, dass ihre alten Coping-Strategien (sic!) zur Lösung neuer Probleme unbrauchbar geworden sind und ihnen noch nicht genügend neue Coping-Strategien zur Verfügung stehen“ (Han 2010: 226). Han übersieht in seinen Ausführungen, dass durch den Prozess der Migration Kompetenzen freigesetzt werden können, die neue Coping-Strategien erschließen lassen und zu einer Stärkung der Resilienz führen können. Sahyazici und Huxhold gehen davon aus, dass „die türkischen Migrantinnen und Migranten vielleicht nicht stärker ihre sozialen Ressourcen nutzen, dafür aber durch ihre Lebenserfahrung in der Migration besonders starke psychische Ressourcen ‚mitgebracht‘ oder auch entwickelt haben“ (Sahyazici, Huxhold 2012: 196). Eichler (2008), die das Gesundheitshandeln von Migrantinnen untersuchte, identifizierte gesundheitsspezifische Verhaltensweisen, die durch den Prozess der Migration entwickelt wurden: „Es konnten zwei spezifische Einstellungsmomente bei den Frauen identifiziert werden, die sich durch die Migration entwickelt haben: Zum einen eine Sensibilisierung für den Zusammenhang von Psyche und Gesundheit, zum anderen ein gestiegenes Zuständigkeitsgefühl für die eigene Gesundheit bzw. die der Familie“ (Eichler 2008: 280).

Reinprecht (2006) geht davon aus, dass durch die mangelnde Adaptierung der Aufnahmeländer an die Lebenssituation von MigrantInnen das schlechte Gesundheitsempfinden verfestigt wird. Die Exklusion aus dem sozialen und gesellschaftlichen Leben sowie die bestehenden Barrieren, gesundheitliche Leistungen in Anspruch nehmen zu können, und die durch die prekären Wohnverhältnisse geprägte Lebenssituation verstärken eine negative Dynamik in Bezug auf das eigene Gesundheitsempfinden (Reinprecht 2006: 177). Das Gefühl, von

---

<sup>9</sup> Als Datengrundlage für diese Studie diente eine repräsentative deutsche bundesweite Quer- und Längsschnittbefragung von Personen in Privathaushalten ab 40 Jahren im Zuge der zweiten Welle des Deutschen Alterssurveys (Sahyazici et al. 2012: 187).

gesellschaftlichen Prozessen ausgeschlossen zu sein, kein Mitspracherecht zu haben sowie Kompetenzen und Fähigkeiten nicht entfalten zu können, korreliert mit dem Eindruck eines Kontrollverlusts, der sich ebenfalls negativ auf die Gesundheit (Depressionen, Angstzustände, Magen-Darm-Beschwerden usw.) auswirkt (Hurrelmann 2010: 47, vgl. Han 2010: 198ff.).

Das Gesundheitsverhalten von MigrantInnen verglichen mit der autochthonen Bevölkerung unterscheidet sich in einigen Punkten: So erkrankten Personen mit Migrationshintergrund seltener an Herz-Kreislauf-Erkrankungen und deren Folgen, weisen aber eine höhere Häufigkeit von infektiösen und parasitären Erkrankungen auf. Durch Zugangs- und Sprachbarrieren konsultieren Personen mit Migrationshintergrund seltener einen Arzt bzw. nehmen seltener Vorsorgeuntersuchungen in Anspruch (vgl. Kohls 2012: 203; Kirkcaldy et al. 2006).

Der Eindruck, kein Teil der Gesellschaft zu sein, zeigt sich anhand der Hemmschwelle von MigrantInnen, aufgrund sprachlicher, sozialer und kultureller Barrieren medizinische Angebote anzunehmen (Hurrelmann 2010: 48). Hinzu kommt das Unsicherheitsempfinden, im Alter in eine Abhängigkeit zu geraten, die nicht mehr durch die sozialen (familiären) Netzwerke abgedeckt werden kann, und deshalb von staatlichen Versorgungsangeboten abhängig zu werden. Dieses Unsicherheitsempfinden schwächt die Aufrechterhaltung der eigenen Gesundheit nachhaltig (Reinprecht 2006: 180). Ein wichtiges und bisher nur marginal beforschtes Thema ist der Pflegebedarf älterer MigrantInnen und die daraus resultierende psychische Belastung (Razum, Spallek 2012: 164).

Ein Leben in der vertrauten Umgebung und in der eigenen Wohnung wird von MigrantInnen als ein wichtiger Indikator für ein zufriedenes Altern genannt. Wenn das familiäre Netzwerk nicht mehr greifen kann und ein Wohnen in der vertrauten Umgebung nicht mehr möglich ist, dann ist eine Inanspruchnahme von sozialen Diensten vonnöten. Es bestehen aber seitens der älteren MigrantInnen starke Hemmungen bzw. Zugangsbarrieren, diese in Anspruch zu nehmen (Reinprecht 2006: 201; Razum, Spallek 2012: 172; Zeman 2012: 450). Reinprecht schreibt dazu: „Die hohen Zugangs- und Inanspruchnahmebarrieren können als ein Indikator für strukturelle Diskriminierung und institutionelle Schließungsprozesse gewertet werden, darüber hinaus behindern auch personenbezogene Merkmale wie Informationsmangel, fehlende Sprachkenntnisse, Orientierungsschwierigkeiten oder schlechte Erfahrungen mit der institutionellen Umwelt der Aufnahmegesellschaft die Nutzung von Einrichtungen der Altenhilfe“ (Reinprecht 2006: 203). Die Zugangsschwierigkeiten zu sozialen Diensten und die geringe Inanspruchnahme von medizinischen Leistungen wird von Reinprecht (2006) auf den drei (Makro-, Meso-, Mikro-)Ebenen analysiert (ebd.: 203ff.).

Mit der *Makroebene* ist eine gesellschaftliche Dimension gemeint, bei der aufgrund von rahmenrechtlichen Gesetzgebungen (z. B. keine Staatsbürgerschaft, kein EU-Bürger usw.) kein gleicher Zugang zu Leistungen gewährt werden kann. Aufgrund der Arbeitsmarkt-

segmentierung und der Wohnsegregation entstehen ebenfalls Nutzungsbarrieren von Gesundheitsleistungen für ArbeitsmigrantInnen (ebd.: 203).

Unter der *Mesoebene* werden Ausschlusskriterien der Institutionen selbst verstanden, die eine Inanspruchnahme von Angeboten erschweren (ebd.). Institutionen im medizinischen Versorgungsbereich gehen beispielsweise von einer Holschuld seitens der KlientInnen aus. Es werden allerdings keine muttersprachlichen Angebote zur Verfügung gestellt, und zusätzlich sind die Leistungen der Institutionen auf die Lebensgewohnheiten der Mehrheitsgesellschaft abgestimmt. Fachkräfte sind nicht im Umgang mit den Bedürfnissen von Personen mit Migrationshintergrund geschult. Dadurch werden – auch wenn ein rechtlicher Zugang zu diesen gewährleistet ist – Ausschlusskriterien für MigrantInnen im Gesundheitsbereich zementiert (ebd.: 204). Eine Sensibilisierung des Pflegepersonals könnte diese alltägliche ethnische Diskriminierung konterkarieren (Kruse et al. 2004: 589).

Die *Mikroebene* meint die erschwerte Inanspruchnahme von medizinischer Versorgung aufgrund von sprachlichen Barrieren und Zugangsängsten seitens der älteren MigrantInnen. Zudem verfügen diese meist nicht über die nötigen (sprachlichen, sozialen) Ressourcen, um das ausdifferenzierte und komplexe medizinische Angebot zu entschlüsseln (Reinprecht 2006: 205). Bei Personen mit türkischem Migrationshintergrund stößt die permanente Aufnahme in eine Pflegeeinrichtung sowohl seitens der Eltern als auch deren Kinder auf starke Abneigung. Seit den 1990er-Jahren ist allerdings ein permanenter Rückgang der Ressentiments zu beobachten (Zimmermann 2012: 331). In den letzten Jahren ist die Anzahl an Projekten in Österreich, der Schweiz sowie Deutschland gestiegen, in denen versucht wird, kultursensible Begegnungsräume zwischen älteren MigrantInnen und der autochthonen Bevölkerung zu schaffen (Zeman 2012: 452). Ziel dabei ist es, einen niederschweligen Zugang zu sozialen und medizinischen Diensten zur Verfügung zu stellen (ebd.: 457). Dennoch besteht in diesem Bereich nach wie vor ein starker Handlungsbedarf. Reinprecht (2006) nennt in Anlehnung an Blakemore und Bonehame (1998) fünf Bedürfnisbereiche, um Barrieren bei gesundheitlichen Angeboten abzubauen: „Der Bedarf an Bürger- und Wohlfahrtsrechten, der Bedarf an einer Öffnung der institutionellen Einrichtungen und sozialen Diensten; der Bedarf an sozial eingebetteter Information; der Bedarf an aufsuchender Aktivierung; sowie das Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Lebensführung“ (Reinprecht 2006: 206). Aus einer salutogenetischen Perspektive ist es zentral, dem Bedürfnis von Menschen im Alter nach einer selbstbestimmten Lebensführung gerecht zu werden. Ihre persönlichen Ressourcen zur Aufrechterhaltung von Gesundheit können erst in diesem Umfeld aktiviert und stabilisiert werden (ebd.: 210). Dieses Bedürfnis nach einem selbstbestimmten Leben kann nur ermöglicht werden, wenn barrierefreie Zugänge zu Institutionen gegeben sind (ebd.: 213).

In der WHO-Studie „Aktiv ins Alter“ (2005) werden die Unterschiede zwischen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund und der autochthonen Bevölkerung in Bezug auf die aktive Aufrechterhaltung von Gesundheit offensichtlich. Aktivitäten, die im Alltag integriert

sind und die mit wenig zeitlichem sowie finanziellem Aufwand verbunden sind, wie beispielsweise Spaziergehen oder Zeit mit der Familie und Freunden zu verbringen, stellen bei Personen mit Migrationshintergrund eine wichtige Ressource dar, die das gesundheitliche Wohlbefinden erhöhen (ebd.: 186). Je positiver eine Aktivität und die soziale Integration bewertet werden, desto höher ist die Bereitschaft, das Gesundheitsverhalten zu optimieren. Eine zentrale Rolle für ein aktives Gesundheitsverhalten spielen auch das Wohnumfeld und die damit einhergehenden Gegebenheiten. So hemmen Stress, Unsicherheitsempfinden und die Angst vor Kriminalität das aktivierende Gesundheitsverhalten. Die Wohnsituation ist ebenfalls ein Schlüsselkriterium für ein positives Gesundheitsempfinden. Je belastender, enger und unzufriedener dieses bewertet wird, desto hemmender wirkt sich dieses auf das aktivierende Gesundheitsverhalten aus. Das Selbstvertrauen in die Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns ist ebenfalls ein wichtiger Indikator für ein aktives Gesundheitsverhalten (ebd.: 185/186).

Reinprecht (2006) sieht aufgrund seiner Studien im Schaffen von Handlungsmöglichkeiten eine zentrale Voraussetzung für das Aufrechterhalten von Gesundheit. Durch Aktivität im Alltag, die ein Freisetzen von Veränderungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in sich birgt, kann das subjektive Gefühl von Gesundheit gestärkt werden. Für diese aktive Lebensgestaltung müssen allerdings Rahmenbedingungen in Form von Ressourcen verfügbar sein. Hier spielen vor allem die Wohnbedingungen und das Wohnumfeld eine zentrale Rolle sowie die Infrastruktur in Bezug auf soziale wie auch ökologische Opportunitäten (ebd.: 180). Reinprecht sieht daher zwei Aspekte für eine Gesundheitsförderung von älteren MigrantInnen als zentral an: Zum einen die Förderung von Aktivität und damit einhergehend die Bekämpfung von sozialräumlicher Segregation (ebd.: 184).

### **3.3.1 Der „Healthy Migrant Effect“**

Das soziale Phänomen Migration hat auf die Gesundheit Auswirkungen, die sowohl auf das Herkunfts- als auch das Zielland zurückzuführen sind. Zeeb und Razum meinen dazu: „Aufgrund dieser besonderen Bedingungen können sich Gesundheits- und Krankheitsmuster zwischen MigrantInnen und den Bevölkerungen des Ziellandes sowie auch des Herkunftslandes unterscheiden“ (Zeeb, Razum 2006: 845). Epidemiologische Studien in der Migrationsforschung suchen nach Krankheitshäufigkeiten und nach Risiko- bzw. Protektivfaktoren, die durch den Prozess der Migration entstehen (ebd.). Generell muss bei der Durchsicht von Studien über den Gesundheitszustand der älteren migrantischen Bevölkerung festgehalten werden, dass die empirischen Daten oft weder besonders valide noch von guter Qualität sind. Das ist auf die Grenzen der Erhebbarkeit solcher Daten zurückzuführen. So fallen Personen mit Migrationshintergrund, die eine Staatsbürgerschaft des Aufnahmelandes erworben haben, aus den Statistiken heraus. Zudem wird ab einem gewissen Alter nicht mehr in einzelne Altersstufen und Herkunftsländer differenziert, und Todesfälle älterer MigrantInnen in ihrem Herkunftsland werden im Aufnahmeland statistisch nicht erfasst (Razum, Spallek 2012:

165/196). Zudem ist es wichtig, auch hier die Heterogenität der Personen mit Migrationshintergrund in Analysen miteinzubeziehen. MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien weisen höhere Sterblichkeitswerte auf als andere Personengruppen. Der Aufenthaltsstatus spielt ebenfalls eine Rolle. Flüchtlinge, AsylwerberInnen und Personen mit befristeter Aufenthaltsgenehmigung haben eine höhere Sterblichkeitsrate als MigrantInnen mit unbefristetem Aufenthaltsstatus (Kohls 2012: 218). Zudem gilt es festzuhalten, dass Angaben zum eigenen Gesundheitszustand kulturell determiniert sind. Je nach Herkunftsland ist ein unterschiedlicher Zugang zu Krankheiten vorherrschend. Während in manchen Ländern ein stoisches Ertragen von Krankheiten sozial anerkannt ist, werden in anderen Gegenden gesundheitliche Beschwerden emotional mitgeteilt. Aus diesem Grund ist es wichtig, den kulturellen Umgang mit Krankheiten aus den Herkunftsländern in Studien miteinzubeziehen (vgl. Kirkcaldy et al. 2006: 880).

Eine überdurchschnittlich gute gesundheitliche Verfassung war eine zentrale Voraussetzung für eine Arbeitsmigration nach Österreich. Zum einen wurden Personen nach diesem Kriterium selektiert, und zum anderen geht mit der Entscheidung zu migrieren ein gutes physisches und psychisches Gesundheitsempfinden einher. Nach Österreich migrierende Personen wiesen daher zum Zeitpunkt ihres Kommens einen überdurchschnittlich guten Gesundheitszustand auf. In den Sozialwissenschaften wird dieses Phänomen als der „Healthy Migrant Effect“ bezeichnet (Reinprecht 2006: 172). Razum und Spallek (2012) geben allerdings zu bedenken, dass eine Selektion anhand des körperlichen Allgemeinzustands seitens der Aufnahmeländer nur bei den ersten ArbeitsmigrantInnen durchgeführt wurde, nicht aber bei deren Angehörigen, die durch die Familienzusammenführung nachgeholt wurden. Zudem fanden im späteren Verlauf der Gastarbeiteranwerbungen solche selektiven Untersuchungen nicht mehr statt. Die Autoren schreiben dazu: „Daher steht zu vermuten, dass mögliche Auswahleffekte durch medizinische Untersuchungen heute kein wesentliches Erklärungspotenzial mehr für den Gesundheitszustand älterer Migrantinnen und Migranten haben“ (Razum, Spallek 2012: 167). Vor diesem Hintergrund ist es besonders spannend, das Gesundheitsempfinden von MigrantInnen im Alter zu untersuchen. Obwohl Personen mit Migrationshintergrund im Laufe ihrer Berufsbiografie im Aufnahmeland stärkeren gesundheitlichen Belastungen ausgesetzt sind, weisen sie im Alter nicht notwendigerweise einen schlechteren Gesundheitszustand auf als die autochthone Vergleichsgruppe (ebd.: 166). Aus diesem Grund wird die Bedeutung des „Healthy Migrant Effect“ im Alter von internationalen Studien widersprüchlich beantwortet (Reinprecht 2006: 172). Allgemeiner Kanon der Studien ist, dass MigrantInnen im Schnitt im Aufnahmeland mit gesundheitsbelastenderen Lebensbedingungen konfrontiert sind als die autochthone Bevölkerung. Dem steht allerdings gegenüber, dass Arbeitsmigration als ein „gesundheitlicher Übergang“ (Razum, Spallek 2012: 167) verstanden werden kann, wobei im Herkunftsland schlechte gesundheitliche Bedingungen (hohe Sterblichkeit, Infektionskrankheiten) vorherrschend sind, und das Aufnahmeland (zumindest in westlichen, industrialisierten Ländern) über eine gute gesundheitliche Infra-

struktur verfügt, in dem primär Zivilisationskrankheiten (nicht ansteckbare, chronische Krankheiten) vorherrschend sind. Durch diesen Übergang können sich MigrantInnen sowohl gegenüber der Bevölkerung im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland im Vorteil befinden. Zum einen herrschen in den Aufnahmeländern bessere Vorbeuge- und Behandlungsmöglichkeiten vor, und zum anderen sind die Lebensbedingungen im Aufnahmeland besser (mehr Hygiene, besseres Trinkwasser usw.) (Razum Spallek 2012: 168ff.). Lebensgewohnheiten (wie Alkoholkonsum, Rauchen, Ernährung, Bewegung usw.), die schichtbedingt oder kulturell begründet sein können, haben ebenfalls einen starken Einfluss auf die Gesundheit im Alter und können bei MigrantInnen nachhaltiger sein als bei der autochthonen Vergleichsgruppe (Reinprecht 2006: 173). Kohls (2012) untersucht die vergleichsweise geringeren Sterberisiken von MigrantInnen in westlichen, industrialisierten Ländern, die im Schnitt einen niedrigeren sozioökonomischen Status aufweisen als die autochthone Bevölkerung. Er kommt zum Schluss, dass dies zum einen auf statistische Erhebungsschwierigkeiten zurückzuführen ist, und zum anderen auf die Tatsache, dass es derzeit noch kaum MigrantInnen im sehr hohen Alter gibt. Der Autor schreibt, dass der „Healthy Migrant Effect“ bei MigrantInnen zwischen 20 und 60 Jahren nach wie vor wirksam ist, allerdings mit fortschreitendem Alter (60+) nivelliert wird: „Mit zunehmender Aufenthaltszeit werden Anpassungsprozesse vor allem auf der Lebensstilebene (Ernährungs-, Gesundheits-, Risikoverhalten) vollzogen, die einhergehend mit einer sozioökonomischen Benachteiligung dann zu einem teilweisen Verlust der ursprünglichen Überlebensvorteile führen“ (Kohls 2012: 217).

Spallek und Razum (2008) entwickelten in Bezug auf den Gesundheitsstatus von MigrantInnen ein „Lifecourse“-Modell, welches die Biografie des Migranten/der Migrantin schon vor der Migration mit einschließt (Razum, Spallek 2012). In den drei Phasen des Modells können MigrantInnen in unterschiedlichem Maße gesundheitlichen Expositionen ausgesetzt sein. Im Folgenden wird das Modell näher erläutert:

„1. Phase vor der Migration: Einfluss der Bedingungen im Herkunftsland, z. B. oftmals andere Ernährung, höhere körperliche Aktivität, weniger effektive Gesundheitsversorgung, schlechtere hygienische Verhältnisse, unterschiedliche Häufigkeit bestimmter Krankheiten sowie ggfs. Gewalt, Krieg und daraus resultierende Belastungen.

2. Migrationsphase: Bedingungen während des Migrationsprozesses, z. B. psychosoziale Belastungen und Stress durch Trennung von der Familie und Heimat, Gewalt, Hunger, Rassismus etc.

3. Phase nach der Migration: Einfluss spezifischer Bedingungen im Zuzugsland, die sofort nach der Wanderung auftreten können (z. B. Fremdheitsgefühl, Trennung von der Familie, Diskriminierung und Ausgrenzung, Sprach- und Verständigungsprobleme etc., bessere Gesundheitsversorgung). Andere Bedingungen wirken sich auch noch Jahre oder Generationen später aus (z. B. unterschiedliche kulturelle/traditionelle Lebensweisen, Diskriminierung

und Ausgrenzung, Sprach- und Verständigungsprobleme, schlechtere soziale Lage inklusive schlechter Arbeits-, Wohn- und Bildungsbedingungen, aber auch positive Faktoren wie stärkerer sozialer Zusammenhalt, Krankenversicherung und gute Gesundheitsversorgung, günstige gesundheitsbezogene Lebensweisen, z. B. Ernährung, Rauchverhalten, reproduktives Verhalten“ (ebd.: 174).

Mit diesem Modell können die Krankheitsursache und der Krankheitsverlauf eines Menschen berücksichtigt werden. So können Krankheiten (etwa Krebs), die erst im Alter ausbrechen, ihren Ursprung bereits in der Kindheit haben. Das heißt, es ist sinnvoll, bei der Betrachtung des Gesundheitszustands älterer MigrantInnen ihre ganze Biografie, also auch die Phase vor der Migration, einzubeziehen (ebd.: 174ff.).

### 3.4 Lebensqualität

Innerhalb der Sozialwissenschaften existiert die Lebensqualitätsforschung schon seit den 1950er-Jahren; eine einheitliche Definition von Lebensqualität blieb bisher aber aus (Brockmann 2002: 290). Wie Brockmann schreibt, ist dies unter anderem darauf zurückzuführen, dass Lebensqualität ein sehr weit gefasster Begriff ist: „In recognition of the multidimensionality of quality of life, there has been a shift towards broader definitions, covering a range of life domains and using subjective as well as objective indicators“ (ebd.). Lebensqualität primär über objektive Kriterien zu bemessen, greift zu kurz, da beispielsweise Menschen, die in verhältnismäßig schlechten Bedingungen leben, eine hohe Lebensqualität empfinden können (Zufriedenheitsparadox). Ebenso können Personen, die nach objektiven Kriterien einen hohen Lebensstandard aufweisen, mit ihrem Leben unzufrieden sein (Unzufriedenheitsdilemma) (vgl. Amann 2009: 38ff.). Bei der Lebensqualitätsforschung ist es daher wichtig, sowohl objektive als auch subjektive Komponenten einzubeziehen.

Amartya Sen und Martha Nussbaum prägten den Capability-Ansatz, der die aktuelle Lebensqualitätsforschung nachhaltig formte (Sen 1997; Nussbaum 1997). Dem Ansatz liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen unterschiedliche Ressourcen zu Verfügung stehen, aus denen sie wählen können und die ein gewisses Maß an Lebensqualität ermöglichen. Sen postuliert in diesem Zusammenhang: „The approach is based on a view of living as a combination of various ‚doings and beings‘, with quality of life to be assessed in terms of the capability to achieve valuable functionings“ (Sen 1997: 31). Wie Reinprecht schreibt, bezieht sich die *Capability* eines Menschen auf seine Befähigung, „die eigenen Lebensbedingungen aktiv kontrollieren und gestalten zu können“ (Reinprecht 2012: 341). In diesem Zusammenhang versteht Sen unter dem Begriff *functionings* „parts of the state of a person – in particular the various things that he or she manages to do or be in leading a life“ (Sen 1997: 31). Einige dieser *functionings* sind grundlegend für ein zufriedenes Leben, wie beispielsweise eine gute

gesundheitliche Verfassung. Es gibt auch zahlreiche komplexere *functionings*, die je nach Individuum als unterschiedlich zentral bewertet werden. Sen führt hier als Beispiel Selbstrespekt oder das Gefühl, sozial integriert zu sein, an (ebd.). Die Freiheit, auf einen Pool von *functionings* zurückgreifen und zwischen diesen wählen zu können, spielt beim Capability-Ansatz eine sehr wichtige Rolle, wie Sen betont: „Acting freely and being able to choose may be directly conducive to well-being, not just because more freedom may make better alternatives available“ (ebd.: 39). Lebensqualität definiert sich daher nicht nur über die zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen, sondern auch über die Autonomie und Handlungsfreiheit von Menschen, diese zu nutzen und ihre Ziele umzusetzen (Reinprecht 2006: 77ff.; Kolb 2009: 143). Das bedeutet, wie Motel-Klingebiel et al. schreiben, „je nachdem, ob Ziele erreicht oder nicht erreicht worden sind und ob es möglich ist, bedrohte oder unerreichte Ziele durch neue zu ersetzen, kann von einem guten, erfüllten Leben gesprochen werden“ (Motel-Klingebiel et al. 2010: 19). Wichtig dabei ist, aktiv und selbstbestimmt die zur Verfügung stehenden Ressourcen mobilisieren zu können. Reinprecht drückt dies pointiert aus, wenn er formuliert: „Ein gutes Leben ist demnach nicht nur ein zufriedenes, sondern auch ein tätiges Leben, in dem das verwirklicht ist, was an individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten vorhanden ist“ (Reinprecht 2006: 77). Rosenmayr und Kolland (2002) veranschaulichen, dass bei älteren Menschen ein Autonomieverlust und damit einhergehend ein Ressourcenverlust zu Einsamkeit und einer Einbuße von Lebensqualität führt (Rosenmayr, Kolland 2002: 260). Die Autoren argumentieren, dass Ressourcen, die zu einer Verbesserung der Lebensqualität führen, nur dann genützt werden können, wenn Individuen die „opportunities“ (ebd.) haben, diese zu sehen. Dies ist nur dann möglich, wenn eine Autonomie gegeben ist, denn ein Mensch, der nicht mehr selbst gestalten kann, läuft Gefahr, in eine Abhängigkeit zu geraten (ebd.). Lebensqualität ist daher ein mehrdimensionales Konstrukt, das sich nicht anhand einzelner Kriterien definieren lässt (Reinprecht 2006: 79). Reinprecht bezieht sich auf das Konzept von Allardt (1997), wenn er Lebensqualität anhand der drei Dimensionen „Having“, „Loving“ sowie „Being“ definiert (ebd.). Allardt selbst fasst sein Konzept folgendermaßen zusammen: „All Having, Loving and Being are catchwords for central necessary conditions of human development and existence. It is clearly assumed that there are both material and non-material basic human needs, and that both types of need have to be considered in indicator systems designed to gauge the actual level of welfare in a society“ (Allardt 1997: 89). Unter „Having“ wird das Vorhandensein der grundlegendsten Ressourcen, wie beispielsweise Ernährung, Luft, Wasser, Umwelt usw., verstanden, die ein Überleben sichern. „Loving“ bezieht sich auf die soziale Einbettung und Zugehörigkeit des Menschen und seine soziale Identität. „Being“ deckt Bereiche des Aktivseins ab und meint die soziale Integration in der Gesellschaft und die Fähigkeit, die Freizeit aktiv zu gestalten (ebd.; Reinprecht 2006). Das Modell zeigt, dass Lebensqualität sowohl über objektive als auch subjektive Komponenten bemessen werden sollte.

Eine positive Lebensqualität im Alter wurde mit der Fähigkeit, altersspezifische Aufgaben und Belastungen zu bewältigen, gleichgesetzt. Diese Sichtweise ist stark durch den amerikanischen „Successful aging“-Ansatz geprägt (Amann 2010: 143ff.). Amann (2010) beurteilt diesen Ansatz als zu kurz gegriffen bzw. zu unspezifisch und kommt zu dem Schluss, dass „Lebensqualität als Konstellation von objektiven Lebensbedingungen und subjektivem Wohlbefinden und Zufriedenheit definiert werden muss“ (Amann 2010: 141). Subjektives Wohlbefinden ist aber nicht nur ein Indikator für, sondern hat auch eine Rückwirkung auf eine positiv wahrgenommene Lebenssituation. Personen, die ihr Leben positiv bewerten, sind eher in der Lage, ihre Potenziale auszuschöpfen, als Menschen, die sich aufgrund von Angst und Bedrohungsgefühlen zurückziehen (Tesch-Römer et al. 2010: 264). Tesch-Römer et al. betonen die Subjektivität von Lebensqualität, indem sie schreiben: „Lebenszufriedenheit ist die *kognitive Bewertung* der eigenen Lebenssituation, die mit Blick auf bestimmte Maßstäbe oder Zielvorstellungen evaluiert wird“ (ebd.: 265). Bedeutsam dabei ist, dass objektive Kriterien für eine zufriedenstellende Lebenssituation nicht notwendigerweise mit dem subjektiv empfundenen Wohlbefinden korrelieren müssen. Zudem kann das Wohlbefinden eines Menschen in unterschiedlichen Bereichen variieren und sich dadurch gegenseitig abfedern (ebd.: 265ff.). So ist zu beobachten, dass im Alter das subjektiv empfundene Wohlbefinden erstaunlich gut ist, obwohl tendenziell ein körperlicher Abbau stattfindet. In diesem Zusammenhang wird vom „Paradox des subjektiven Wohlbefindens im Alter“ (Staudinger 2000, zit. nach ebd.: 266) gesprochen. Amann betont, dass sowohl Autonomie als auch Selbstakzeptanz wichtige Komponenten sind, um die Lebensqualität im Alter zu erfassen: „Autonomie ist dabei ausdrücklich als relationaler Begriff zu verstehen, der ein Vermittlungsverhältnis zwischen Individuum und Umwelt bezeichnet, das in der Bewertung des Handlungkönnens zum Ausdruck kommt, Selbstakzeptanz ist als eine Dimension der produktiven Auseinandersetzung mit internen und externen Veränderungen zu sehen“ (Amann 2009: 45). Zusätzliche wichtige Determinanten für die Erfassung von Lebensqualität im Alter sind: psychische und physiologische Grundbefindlichkeiten, der allgemeine Gesundheitszustand, die geistige Leistungsfähigkeit und die „für diese Lebensphase charakteristischen Veränderungen in den Lebensumständen“ (ebd.).

Lebensqualität im Alter wird neben den subjektiven Kriterien auch sehr stark gesellschaftlich konstituiert und kann daher als ein Spiegel der gesellschaftlichen Wohlfahrtspolitik betrachtet werden (Motel-Klingebiel et al. 2010: 20). Motel-Klingebiel et al. betonen die gesellschaftliche Komponente von Lebensqualität: „Verstehen wir Lebensqualität als eine Folge (auch) gesellschaftlicher Bedingungen, ist neben der Frage der allgemeinen Lebensqualität auch die Unterschiedlichkeit im Zugang zu gesellschaftlichen Gütern oder sozialen Positionen zu betrachten, durch den die Lebenschancen von Individuen, Gruppen oder Gesellschaften bestimmt werden“ (ebd.). Da der Zugang zu gesellschaftlichen, sozialen, wirtschaftlichen und materiellen Ressourcen sehr unterschiedlich ist, variiert die Möglichkeit, im Alter ein selbstbestimmtes und selbstständiges Leben zu führen, beachtlich (ebd.). Aus den beschriebenen

Überlegungen folgernd, müssen Studien, die sich mit der Lebensqualität älterer ArbeitsmigrantInnen auseinandersetzen, den beschränkten Zugang zu materiellen Ressourcen im Blickpunkt behalten. Reinprecht (2012) schreibt: „Zum einen hemmen Instabilität und komplexe Unsicherheit die Fähigkeit zur selbstbestimmten Lebensführung und erschweren die Kontrolle der Umweltbedingungen. Zum anderen wirken die durch das Ungleichsystem erzeugten und im Migrations- und Integrationsprozess verstetigten Belastungen (niedriges Einkommen, gesundheitlicher Verschleiß, Diskriminierung und soziale Isolation) negativ auf das Wohlbefinden“ (Reinprecht 2012: 350). Brockmann (2002) untersuchte Lebensqualitätskonzepte, welche die spezielle Situation von älteren MigrantInnen reflektieren, wobei sie die Situation in den drei Ländern Österreich, Deutschland und England einander gegenüberstellt (Brockmann 2002). Sie bezieht die Erfahrung der Migration auf bisher bestehende Konzepte zur Lebensqualität. Die Autorin fasst ihre Ergebnisse folgendermaßen zusammen: „the impact of objective life conditions on subjective perception is strongly mediated by the experience of migration“ (ebd.: 292). Brockmann (2002) formuliert aufbauend auf ihre Recherchen vier Lebensbereiche, die in einem Migrationskontext für ältere Menschen von Bedeutung sind: *political and legal context*; *belonging/identity*; *social support*; *material resources*. Lebensqualität im *political and legal context* meint die Möglichkeit von MigrantInnen, am politischen Geschehen partizipieren zu können, sowie das Gefühl, bei gesellschaftlichen Themen mitbestimmen zu können. Es ist damit aber auch ein Zugang zu Vorteilen, die ein Sozialstaat seinen BürgerInnen bietet, gemeint. *Belonging/Identity* bezieht sich auf die eigene Identität, die nicht als etwas Statisches, sondern permanent Reproduziertes wahrgenommen werden soll. *Social support* meint sowohl die soziale Unterstützung, die ältere MigrantInnen erhalten, als auch jene, die sie ihrem Netzwerk zukommen lassen. Die *material resources* spielen für die empfundene Lebensqualität von älteren MigrantInnen ebenfalls eine Rolle.

Reinprecht (2006) kommt in seiner Studie „Aktiv ins Alter“ zu dem Ergebnis, dass bei der autochthonen Bevölkerung der Zusammenhang zwischen Einkommen und subjektiv empfundener Lebensqualität stärker ist als bei der Vergleichsgruppe mit Migrationshintergrund. Gemeinsam ist beiden Gruppen die Korrelation zwischen den objektiven Kriterien in den Bereichen Wohnen und Gesundheit mit der subjektiven Wahrnehmung von Lebensqualität (Reinprecht 2006: 84). Weitere Ergebnisse der Studie zeigen, dass bei älteren MigrantInnen die subjektiv wahrgenommene Lebensqualität stark mit der Anzahl der Kinder – die zu einer höheren Lebensqualität beitragen – korreliert. Ein niedriges Auftreten von Krankheiten sowie generelle gesundheitliche und gesellschaftliche Faktoren erhöhen ebenfalls eine subjektiv empfundene Lebensqualität (ebd.: 86). Ein guter Zugang zu familiären Ressourcen lässt MigrantInnen tendenziell positiv ins Alter blicken. Ein soziales und ziviles Sicherheitsempfinden ist ebenso wichtig wie der Zugang zu Gesundheitsversorgung (ebd.: 157). Die subjektiven Erwartungen, die an das Alter gestellt werden, beeinflussen erheblich die empfundene Lebensqualität. Das Ausscheiden aus einem aktiven Arbeitsleben und der damit korrelierende Verlust von Verpflichtungen wirken sich positiv aus.

Im Gegensatz dazu üben ein Mangel an sozialer Anerkennung sowie die Angst, auf Angehörige angewiesen zu sein, einen negativen Einfluss auf die subjektiv empfundene Lebensqualität aus (ebd.: 157/158). Die Ergebnisse der Studie „Aktiv ins Alter“ zeigen zudem, dass für MigrantInnen, deren sozialer Status gering ist, materielle Ressourcen weniger ausschlaggebend für ihre subjektive Lebensqualität sind als der familiäre Zusammenhalt und eine gelebte Autonomie im Alltag (ebd.: 88).

Baykara-Krumme (2012) setzt sich in ihrer Studie mit dem Einsamkeitsempfinden älterer MigrantInnen auseinander und damit, welche Rückschlüsse dieses auf die Lebensqualität hat. Studien zu diesem Thema sind bisher rar (Baykara-Krumme 2012: 263). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass türkeistämmige Personen in Deutschland ein größeres Einsamkeitsempfinden haben als die autochthone Vergleichsgruppe, obwohl sie häufiger mit einem Partner bzw. einem Kind in einem Haushalt leben sowie öfter die Betreuung ihrer Enkelkinder übernehmen. In beiden Gruppen wird durch den/die PartnerIn das Einsamkeitsempfinden stärker minimiert als durch ein eigenes Kind. Dennoch spielen bei beiden Gruppen eigene Kinder eine sehr wichtige Rolle. Insbesondere bei Personen mit Migrationshintergrund stellt das Zusammenleben mit Kindern eine wichtige Zufriedenheitsressource dar. Die Betreuung der Enkelkinder und das damit verbundene Gefühl, anderen helfen zu können, stellen bei älteren Personen mit Migrationshintergrund ebenfalls eine zentrale Ressource dar. Warum sich ältere MigrantInnen im Schnitt einsamer fühlen als die autochthone Vergleichsgruppe, obwohl sie häufiger mit Familienmitgliedern zusammenleben, ist eine interessante Frage. Baykara-Krumme nimmt an, dass das „häufigere Alleinfühlen und Beklagen einer geringeren sozialen Einbindung (...), wenn soziale Netzwerke eigentlich existieren, aus hohen, aber unerfüllten Erwartungen an diese familialen und außerfamilialen Netzwerke resultieren“ können (ebd.: 280). In ihrer Studie stellen enttäuschte Erwartungshaltungen allerdings nur eine Erklärungsmöglichkeit dar, ein weiterer Grund für die Unterschiede könnte in den geringeren finanziellen Möglichkeiten und den schlechten gesundheitlichen Lebensbedingungen, denen Personen in der Migration ausgesetzt sind, liegen. Die soziale Benachteiligung in gesundheitlicher sowie finanzieller Hinsicht kann nur schwer durch familiale Netzwerke kompensiert werden und schlägt sich deutlich in dem Einsamkeitsempfinden von MigrantInnen nieder. Baykara-Krumme schreibt dazu: „Dieses Ergebnis unterstreicht die deutlich größeren sozialen und emotionalen Herausforderungen, die das Altern in einer Migration für das Individuum bedeutet“ (ebd.: 281). Reinprecht (2012) untermauert Baykara-Krummes These, nicht ohne zu betonen, welche Energien ältere MigrantInnen mobilisieren, um Lebensqualität zu erzeugen: „Ältere Migrantinnen und Migranten sind in ihrem schöpferischen Tun erfolgreich, werden aber stets von Neuem auf das ‚Leiden der Migration‘ zurückgeworfen“ (Reinprecht 2012: 360).

### 3.5 Resilienz und Coping-Strategien

Die Resilienzforschung ist primär in einem psychosozialwissenschaftlichen Bereich angesiedelt (vgl. Leppert, Strauß 2011; Staudinger, Greve 2001; Endreß, Rampp 2015) und gehört nicht zu den klassischen soziologischen Grundbegriffen (Endreß, Rampp 2015: 34). Zudem ist eine Abgrenzung zu salutogenetischen Modellen schwierig. In dieser Dissertation sind Begriffe der Resilienzforschung entliehen. Aus diesem Grund werden in diesem Kapitel überblicksartig wissenschaftliche Theorien im Zusammenhang mit Resilienz und Alter sowie Migration dargestellt. Da sich diese Arbeit in den Sphären der Soziologie bewegt, wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

Die Resilienz- und Invulnerabilitätsforschung sucht nach Faktoren, die für die Entwicklung einer physischen und psychischen Gesundheit verantwortlich sind sowie diese schützen. Bengel et al. (2001) beschreiben theoretische Schwächen des Modells: „Kennzeichnend für die Forschung in diesem Bereich ist, dass ihr oft kein ätiologisches Modell von Resilienz zugrunde liegt, ein konzeptueller Rahmen bzw. eine Theorie mit explikativen Anspruch fehlt sowie mehr personenspezifische und weniger soziale Risikofaktoren untersucht werden“ (Bengel et al. 2001: 63). Ein weiterer Kritikpunkt an Resilienzmodellen ist, dass sie zum einen defizitorientiert sind und zum anderen auf Risikostudien basieren (ebd.). In den Gesundheits- und Pflegewissenschaften sowie in der Ethnologie wird dennoch zunehmend auf Resilienzmodelle rekurriert (vgl. Endreß; Rampp 2015; Bengel et al. 2001).

Antonovsky ebnete mit dem Modell der Salutogenese einen Weg für Resilienzmodelle (vgl. Endreß; Rampp 2015: 36), deshalb ist eine Bezugnahme auf den Resilienzbegriff in dieser Dissertation nachvollziehbar. Staudinger und Greve (2001) definieren Resilienz als „die Möglichkeit, trotz vorliegender Risikofaktoren (mit Hilfe protektiver Faktoren) negative Konsequenzen zu vermeiden oder auch normales Funktionieren nach Rückschlägen wiederherzustellen“ (Staudinger, Greve 2001: 98). Das heißt, eine Resilienzfähigkeit verhilft dem Individuum mit stressbedingten Situationen so umzugehen, dass der psychischen Gesundheit keine längerfristige Beeinträchtigung widerfährt. Ein aktives Aufrechterhalten der psychischen Gesundheit ist mittels Coping-Strategien möglich. Schneider (2000) fasst Coping-Strategien folgendermaßen zusammen: „Coping-Strategien oder Widerstandsressourcen ermöglichen es dem Menschen, mit einer entsprechenden inneren Einstellung oder äußeren Handlung die aufgetretene Unsicherheit abzubauen. Dies kann zum Selbstbewusstsein und damit auch zur Gesundheit beitragen. Misslingt dies, dann erleidet die betroffene Person Stressgefühle“ (Schneider 2000: 27). Die Resilienzforschung und das Konzept des Kohärenzgefühls ergänzen einander gut, da Studien zu Resilienz nach den Faktoren suchen, die zu einem starken Kohärenzgefühl führen (Bengel et al. 2001: 64). Bengel et al. führen Folgendes aus: „Im Rahmen der Streß- und Bewältigungsforschung werden erfolgreiche oder geeignete Bewältigungsstrategien als gesundheitliche Ressourcen betrachtet, da sie eine

verbesserte Anpassung an Lebensumstände bedingen oder eine Veränderung von aversiven Situationen fördern“ (ebd.: 61).

Endreß und Rampp (2015) formulieren drei Aspekte, die Modellen zur Resilienz gemein sind. *Erstens* wird Resilienz mit Phänomenen, die mit einem sozialen Wandel sowie gesellschaftlichen Umbrüchen einhergehen, in Zusammenhang gebracht. *Zweitens* bezieht sich Resilienz auf das Vermögen des Individuums, mit diesen Veränderungen so umzugehen, dass keine negativen Folgen für das Individuum entstehen. *Drittens* wird Resilienz als ein Prozess wahrgenommen, der durch Latenz und ein implizit akquiriertes Wissen gekennzeichnet ist (vgl. Endreß, Rampp 2015). Zudem beziehen sich die Autoren in ihren Ausführungen auf Keck und Sakdapolrak (2013), wenn sie drei Dimensionen von Resilienz beschreiben (ebd.: 39ff.). *Erstens* nennen sie *Bewältigungspotenziale* und meinen die Fähigkeit, mit akuten Krisen sowie Herausforderungen so umzugehen, dass der ursprüngliche Zustand einer „sozialen Einheit“ (vgl. ebd.: 40) wiederhergestellt wird. *Zweitens* werden *Anpassungspotenziale* beschrieben: Mit diesen ist die Fähigkeit gemeint, aus Krisen zu lernen und sich durch diesen Lernprozess vor zukünftigen Herausforderungen zu wappnen. Im Gegensatz zu den Bewältigungspotenzialen sind die Anpassungspotenziale keine kurzfristigen Handlungen, sondern nachhaltig konzipiert. *Drittens* werden *Transformationspotenziale* genannt. Der Übergang zwischen diesen und den Anpassungspotenzialen ist fließend. Die dritte Dimension von Resilienz wird von Endreß und Rampp folgendermaßen definiert: „So werden mit dem Konzept der Transformationspotentiale Prozesse des komplexen, langfristigen, abstrakten ‚Lernens‘ aus vergangenen Krisen beschrieben, die zu einem umfassenden Wandel der jeweiligen sozialen Einheit führen können, dessen Funktion nicht nur die Bestandserhaltung, sondern auch die ‚Verbesserung‘ der Lage dieser sozialen Einheit anvisiert“ (ebd.).

In vielen Fällen fungiert als wissenschaftlich-theoretischer Rahmen für Studien zu Alter und Resilienz das SOK-Modell (vgl. Staudinger, Greve 2001: 127). Baltes und Baltes (1990) entwickelten das sogenannte SOK-Modell, wobei S für Selektion, O für Optimierung und K für Kompensation steht und einen „Prozess der effektiven psychologischen Anpassung an die Bedingungen des Alterns“ (Wiesmann et al. 2004: 372) meint. Mittels Selektion setzt sich der ältere Mensch Ziele, die für ihn erreichbar sind. Die Optimierung dient zur Umsetzung der Ziele innerhalb der eigenen altersbedingten Grenzen, und Kompensation meint die Flexibilität, auf alternative Mittel zurückzugreifen, falls die ursprünglichen nicht mehr zur Verfügung stehen (vgl. ebd.: 117/118).

In Altersstudien wird insbesondere der protektive Einfluss einer starken Resilienzfähigkeit im Fall von krankheitsbedingten Übergängen, wie beispielsweise im Fall von Pflegebedarf, untersucht (vgl. Leppert, Strauß 2011). Es wird davon ausgegangen, dass Resilienz eine Schutzfunktion hat, die im Alter hilft, nicht in eine Depression oder Demenz zu schlittern. Leppert und Strauß (2011), die forschen, welche Rolle Resilienz bei der Bewältigung von Pflegebedürftigkeit im Alter hat, sehen in dieser einen protektiven Faktor von altersbedingten

Übergängen. Die Autoren schreiben dazu: „Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass Resilienz über den Lebenslauf stabil Bewältigungsleistungen moderiert und zu besserem psychischen Befinden beitragen kann, dass im höheren Alter jedoch ihre Wirksamkeit als ‚protektives System‘ nachlässt“ (ebd.: 316). Den Grund dafür sehen die AutorInnen darin, dass im „vierten Alter“, also ab 80 plus, das Wissen, dass der notwendig gewordene Pflegebedarf irreversibel ist und die gewünschte Autonomie nicht mehr erlangt werden kann, eine hohe Resilienzfähigkeit aushebelt. Gerade in solchen Situationen wäre aber eine „bewusst angenommene Abhängigkeit“ (ebd.) zielführender als eine hohe Resilienzfähigkeit.

### **3.6 Ressourcen im Alter und in der Migration**

Sowohl in dem Konzept der Salutogenese nach Antonovsky (1997) als auch in der Lebensqualitätsforschung wird nach Ressourcen gesucht, die ein Leben und Aufrechterhalten von positiver Lebensqualität ermöglichen. Für eine subjektiv erfolgreich bewertete Migration im Alter stellen demnach vorhandene und entwickelte Ressourcen einen zentralen Indikator dar. Zahlreiche Studien bestätigen negative, lebensqualitätshemmende Faktoren, die mit einer Migration einhergehen (vgl. beispielhaft Baykara-Krumme et al. 2012; Burkert et al. 2012; Han 2010; Kirkcaldy 2006; Kohlbacher, Reeger 2007; Lutz 2010; Matthäi 2004; Razum, Spallek 2012; Sahyazici, Huxhold 2012; Schenk 2008; Tucci, Yildiz 2012). Insbesondere ArbeitsmigrantInnen wurden im Lauf ihres Lebens in der Migration mit Diskriminierungen konfrontiert und in eine subalterne Position gedrängt (Reinprecht 2006, 2007, 2009, 2010, 2012). Die Erfahrung der Migration birgt aber auch viele Potenziale in sich, die im Alter(n) für die Aufrechterhaltung von Lebensqualität zentral sind (vgl. beispielhaft Dietzel-Papakyriakou 2005; Reinprecht 2006; Ates, Reinprecht 2013, 2015; Baykara-Krumme 2012; Brockmann 2002; Eichler 2008). Ates und Reinprecht (2015) sprechen von Migration als einem Bildungsprozess und meinen damit die Fähigkeit, „aktiv und über sich selbst hinaus zu handeln, Alternativen zu denken bzw. zu entscheiden und Abhängigkeitsbeziehungen zu gestalten“ (Ates, Reinprecht 2015: 40). Schenk (2007) sieht als wichtige Determinanten für eine positive Evaluation des Projekts Migration „günstige Umstände und eine positive subjektive Bewertung der Migration, vorhandene Bewältigungsstrategien und die Fähigkeit, sich in Anpassung auf die veränderten Bedingungen neue Strategien anzueignen, Persönlichkeitsmerkmale wie Kontrollüberzeugung und Optimismus sowie materielle und soziale Ressourcen“ (Schenk 2007: 90). Reinprecht (2009) nennt „kompensatorischen Ressourcen“ (Reinprecht 2009: 268), auf die ältere MigrantInnen zurückgreifen, um eine positive Lebensqualität aufrechtzuerhalten. Unter diese fallen beispielsweise „soziale (häufig transnational aufgespannte) Beziehungsnetze, internalisierte kulturelle Muster und Orientierungen, aber auch kognitive Strategien wie das Offenhalten von Zukunftsoptionen (Rückkehr, Pendeln)“ (ebd.).

In der Sozialforschung allgemein und der Migrationsforschung im Speziellen bestehen bereits zahlreiche Ressourcenkategorien (vgl. beispielhaft Bourdieu 1983; Antonovsky 1997; Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Faltermaier et al. 1998). Im Zuge der Literaturrecherche und des Forschungsprozesses wurde erkannt, dass nur teilweise auf die vorhandenen Ressourcenkategorien zurückgegriffen werden kann. In dieser Dissertation werden folgende vier Ressourcenkategorien verwendet: soziale und personelle Ressourcen, strukturelle und ökonomische Ressourcen, kognitive und emotionale Ressourcen und Autonomie und Handlungsfreiheit.

Der Grund für die gewählten Ressourcenkategorien liegt in der Forschungsfrage. Für die Entwicklung eines starken Kohärenzgefühls und damit korrelierend einer positiven Lebensqualitätswahrnehmung, sind zwei Bereiche besonders wichtig:

Zum einen die innere Einstellung, dass es einen Sinn hat, Herausforderungen im Leben anzunehmen (Antonovsky 1997). Antonovsky bezeichnet diese Komponente als *Bedeutsamkeit* und schreibt ihr die wichtigste Funktion für ein stabiles Kohärenzgefühl zu. In dieser Dissertation wird diese Komponente unter der Kategorie *kognitive und emotionale Ressourcen* subsumiert. Sie meint jene Erlebnisse und Gegebenheiten im Zuge des Migrationsprozesses, die zu der inneren Einstellung führten bzw. diese festigten, dass es sich lohnt, Energie in die Bewältigung von Herausforderungen zu stecken. In dieser Kategorie wird nach den kognitiven und emotionalen Entstehungsprozessen gesucht, die zu einer Entwicklung bzw. Stärkung der Komponente *Bedeutsamkeit* führen.

Zum anderen wird in der Lebensqualitätsforschung der vom Individuum wahrgenommenen *Autonomie und Handlungsfreiheit* eine zentrale Bedeutung zugeschrieben. Sen und Nussbaum (1997) beschreiben die Fähigkeit eines Menschen, aktiv sein Schicksal mitbestimmen sowie autonom auf einen Pool von Ressourcen zurückgreifen zu können, in ihrem *Capability-Ansatz*. Migrationsprozesse und -erfahrungen, die zu einer Entstehung dieser Autonomie und Handlungsfreiheit führen, werden unter der Kategorie *Autonomie und Handlungsfreiheit* zusammengefasst. Allardt (1997) bezeichnet diese Kategorie als *Being* (siehe Kapitel 3.4 *Lebensqualität*) und meint damit jene Aktivitätsbereiche, die eine aktive Partizipation an gesellschaftlichen Prozessen abdecken sowie eine autonome Gestaltung der Freizeit ermöglichen.

Wie eingangs in diesem Kapitel dargestellt, wurden bereits zahlreiche Studien über Alter bzw. Migration im Zusammenhang mit sozialen und personellen sowie strukturellen und ökonomischen Ressourcen durchgeführt (vgl. beispielhaft Krumme 2004; Reinprecht 2006; Dietzel-Papakyriakou, Olbermann 1996; Sahyazici et al. 2012; Baykara-Krumme 2012; Hartung 2011; Lang 2004; Staudinger, Greve 2001; Schenk 2007; Mollenkopf et al. 2004; Clemens, Naegele 2004; Kohlbacher, Reeger 2007). Studien in Bezug auf kognitive und emotionale Ressourcen sowie Autonomie und Handlungsfreiheit sind bisher rar. Die starke

Bedeutung von diesen für die Entwicklung und Aufrechterhaltung einer positiven Lebensqualität wurde bereits angedeutet und wird in den folgenden Kapiteln detailliert argumentiert. Im empirischen Teil dieser Dissertation wird auf die beiden Ressourcenkategorien kognitive und emotionale Ressourcen sowie Autonomie und Handlungsfreiheit ausführlich eingegangen und mit Ergebnissen der Analysen untermauert.

### **3.6.1 Soziale und personelle Ressourcen**

Wissenschaftliche Arbeiten in Bezug auf Migrations- und Altersforschung zeigen die ressourcenstärkende Funktion von Familie, Verwandtschaft sowie ethnischen Kontakten und Nachbarschaftsnetzwerken. Insbesondere in einem Migrationskontext nehmen diese sozialen Ressourcen eine wichtige Position ein (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2005; Reinprecht 2006; Sahyazici, Spallek 2012; Baykara-Krumme 2012). In der Migration können bestehende soziale Beziehungen im Herkunftsland nicht oder nur in einem geringen Maße eine soziale Ressource im Aufnahmeland bieten. Durch die räumliche Distanz ist das Aufrechterhalten von sozialen Kontakten zunehmend schwieriger. Dies wird allerdings durch die steigende Qualität der sozialen Netzwerke innerhalb des Aufnahmelandes konterkariert (Sahyazici 2012: 185). Insbesondere bei starken Veränderungen der persönlichen Lebenslage (Migration, Pensionierung, Krankheit, Unfall, Verlust usw.) kommt dem sozialen Netzwerk eine zentrale Bedeutung zu (Reinprecht 2006: 94). Dieses fungiert stabilisierend und hilft, kritische Lebensereignisse zu bewältigen (Baykara-Krumme 2012: 156).

Im Folgenden werden jene Ressourcen zusammengefasst, die in einem sozialen Kontext stehen. Diese beziehen sich sowohl auf Familie und Verwandtschaft als auch auf erweiterte soziale Netzwerke und soziale Kontakte, die den Lebensweg prägten. Unter diese Kategorie fallen zudem jene Ressourcen, die durch das eigene Handeln einen positiven Einfluss auf Mitmenschen gehabt haben, wie beispielsweise die Unterstützung der Familie im Herkunftsland bzw. die Unterstützung der eigenen Kinder und Verwandtschaft (vgl. zukunftsbezogene Ziele nach Reinprecht 2006). Hartung bezeichnet die hier beschriebene Kategorie als Sozialkapital und meint damit, „dass ein Individuum über Kontakte verfügt, die aufgrund von geteilten Werten und Normen von Vertrauen geprägt sind“ (Hartung 2011: 244). Dabei sind nicht nur die Dichte und Größe der vorhandenen Netzwerke von Bedeutung, sondern auch der qualitative Aspekt, nämlich wie verlässlich die Beziehungen im Fall eines Bedarfs sind (ebd.: 247).

Soziale Beziehungen von älteren Menschen gleichen zwar jenen von jüngeren, dennoch sind auch Differenzen auszumachen: So neigen ältere Personen eher dazu, Konflikten aus dem Weg zu gehen, und die Qualität von Freundschaften nimmt im Gegensatz zu ihrer Quantität im Alter zu. Frühere gerontologische Theorien legten ihren Fokus auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und strukturellen Einschränkungen, welche ein Schrumpfen des Beziehungskreises im Alter erklären. In rezenten Theorien werden die subjektiven persönlichen

und emotionalen Motive für eine Reduktion von sozialen Beziehungen miteinbezogen. Die Endlichkeit des Daseins wird im Alter immer präsenter, die verbleibende Zeit soll sinnvoll genutzt werden, und deshalb wird ein stärkerer Fokus auf die Qualität der Beziehungen gelegt (Lang 2004). Das heißt, nahestehende Personen tragen erheblich zu einer positiv empfundenen Lebensqualität bei. Bereits beim Vorhandensein einer solchen Beziehung wird das Einsamkeitsempfinden stark reduziert. Einsamkeit kann also nicht als ein typisches Altersphänomen bezeichnet werden, obwohl viele Faktoren, die zu Vereinsamung führen können (z. B. der Verlust eines nahestehenden Menschen), gehäuft im Alter auftreten (ebd.: 364; Staudinger, Greve: 2001). Als einsam werden Menschen bezeichnet, die sich als sozial nicht eingebunden empfinden. Wobei Einsamkeit im Alter schwer zu definieren ist. Objektive Kriterien (z. B. die Netzwerkgröße) sind ein Maß, um soziale Einbindung zu erfassen, allerdings wird in der Gerontologie diskutiert, ob dieses tatsächlich aussagekräftig ist. Wie bereits in diesem Kapitel beschrieben, besteht die Theorie, dass Menschen im Alter zwar über quantitativ geringere, aber qualitativ hochwertigere Netzwerke verfügen (vgl. beispielhaft Lang 2004; Staudinger, Greve 2001; Baykara-Krumme 2012: 256; Hartung 2011: 247; Sahyazici et al. 2012: 185).

Reinprecht folgert aus seinen Studien, dass bei älteren ArbeitsmigrantInnen soziale Ressourcen, wie das Verbringen von Zeit mit der Familie und Freunden, eine wesentlich wichtigere Rolle innehaben als freizeitbezogene Aktivitäten wie beispielsweise Sport und das Wahrnehmen von kulturellen Angeboten (Reinprecht 2006: 159; Ates, Reinprecht 2013: 41). Dennoch sind die Angaben über soziale Kontakte etwas widersprüchlich: Zum einen wünschen sich viele MigrantInnen einen stärkeren sozialen Anschluss, zum anderen sehnen sie sich nach mehr sozialem Rückzug. Dieses Antwortverhalten spiegelt die Lebensverhältnisse älterer MigrantInnen wider, da das Leben in beengten Wohnungen kaum sozialen Rückzug ermöglicht (Reinprecht 2006: 160). Zudem sind durch die knappen materiellen Ressourcen sowie die gesellschaftliche Randposition die Möglichkeiten, an kulturellen und sportlichen Aktivitäten zu partizipieren, sehr eingeschränkt (ebd.: 162). Zudem sind Aktivitätsressourcen stark an das Wohnumfeld gekoppelt, ein Aspekt, der sich ebenfalls negativ auf das Freizeitverhalten von MigrantInnen auswirkt, da diese in Gegenden leben, die eine schlechte Infrastruktur sowie wenig Grünflächen aufweisen (ebd.).

Baykara-Krumme (2012) formuliert fünf Aspekte, die für eine Analyse der sozialen Einbindung älterer ArbeitsmigrantInnen zentral sind (Baykara-Krumme 2012: 259). *Erstens* nennt sie den *politisch-rechtlichen Kontext*, der sich darauf bezieht, dass Migration, die auf Zeit konzipiert ist, wenige Anreize bietet, Netzwerke mit der Mehrheitsbevölkerung aufzubauen (Dietzel-Papakyriakou 1993, zit. nach Baykara-Krumme 2012: 261). Dadurch wird die soziale Partizipation am gesellschaftlichen, politischen Leben erheblich eingeschränkt. Den *zweiten* Aspekt stellt die *soziale Benachteiligung* dar, die mit einer Migration oft einhergeht, als „ethnische Unterschichtung“ (ebd.) subsumiert wird und sich im Alter oft verfestigt. *Drittens* bietet die eigene *ethnische Community* eine Rückbezugsmöglichkeit zur

Herkunftskultur. Zum einen wird das Sprechen der Muttersprache ermöglicht, und zum anderen wird ein wichtiges Netzwerk in Bedarfsfällen gegeben (ebd.: 262). Homogene soziale Netzwerke haben zwar eine integrative Funktion in der eigenen Gemeinschaft, die zu einer Bleibeentscheidung im Aufnahmeland führen kann. Auf der anderen Seite stehen sie im Widerspruch zu einer klassischen Definition von Integration in die Mehrheitsgesellschaft (Reinprecht 2006: 94). Als *vierten Aspekt* nennt Baykara-Krumme die *Generationenbeziehungen*, die gerade in der Migration einen sehr wichtigen Bezugspunkt darstellen. *Fünftens* nennt die Autorin die *Transnationalität*. Durch den starken Bezug zum Herkunftsland und die Rückkehrorientierung seitens der älteren MigrantInnen entstehen transnationale soziale Räume (Krumme 2004; Baykara-Krumme 2012: 163). Diese bieten bei guten Kommunikations- und Pendelmöglichkeiten Möglichkeiten, mit der Familie in einem engen Kontakt zu bleiben sowie ein Netzwerk im Aufnahmeland zu behalten. Falls diese Möglichkeiten nicht gegeben sind, kann ein Leidensdruck entstehen, da – wie Baykara-Krumme es formuliert – im transnationalen Raum der Herkunftskontext das dominante Referenzsystem ist: „Die eigene Lebenssituation in der Migration wird vor der der (gleichaltrigen) Nichtmigranten im Herkunftsland beurteilt, zu denen man ohne eine Auswanderung gehört hätte“ (Baykara-Krumme 2012: 263).

Die stärkste Ressource von älteren Personen mit Migrationshintergrund ist eindeutig die Familie (Dietzel-Papakyriakou 2005; Reinprecht 2006; Zimmermann 2012; Dietzel-Papakyriakou, Olbermann 1996; Kirkcaldy et al. 2006), wobei der Wunsch nach Geselligkeit und das Gefühl, dieser gegenüber Verpflichtungen zu haben, dominieren (Reinprecht 2006: 161). Mahne sieht in der Familie eine wichtige „Auffang- und Sicherungsinstanz in verschiedenen Bedarfslagen und Notsituationen, sie bildet den Rahmen für eine persönliche Entwicklung bis ins hohe Alter und trägt entscheidend zur sozialen Integration bei“ (Mahne, Motel-Klingebiel 2010: 210). Dietzel-Papakyriakou geht darüber hinaus davon aus, dass durch den „Familismus der Migranten und Migrantinnen, also das gemeinschaftliche Wirtschaften und Zusammenhalten in der Familie“ (Dietzel-Papakyriakou 2005: 400), eine Migration erst möglich wird.

Reinprecht (2006) kommt aufgrund seiner Erhebungen zu dem Ergebnis, dass ältere MigrantInnen über ein gut ausgeprägtes Netzwerk verfügen, wobei jene mit türkischem Hintergrund ein stärker ausgebildetes familiäres Netzwerk haben als jene aus dem ehemaligen Jugoslawien. Dieses Ergebnis deckt sich mit jenen von Dietzel-Papakyriakou und Olbermann (1996), die im Zuge einer Studie über soziale Netzwerke älterer ArbeitsmigrantInnen in Deutschland eruiert wurden.

Das Netzwerk älterer ArbeitsmigrantInnen in Wien ist überwiegend lokal angesiedelt, familiär und ethnisch homogen. Die Belastbarkeit der Netzwerke ist nur begrenzt sowie insbesondere im hohen Alter prekär und wird vorwiegend von der Primärfamilie getragen (Reinprecht 2006: 94). In der Studie von Dietzel-Papakyriakou und Olbermann (1996) nannte

das Gros der Befragten die eigenen Kinder sowie die Ehepartner als wichtigste Bezugsgruppe des primären Netzwerks (Dietzel-Papakyriakou, Olbermann 1996: 35). Dennoch geben ältere Personen mit Migrationshintergrund aus der Türkei bzw. dem ehemaligen Jugoslawien an, einen engen und intensiven Kontakt zu befreundeten Personen außerhalb des engen Familienkreises zu haben. Dies ist mitunter durch die Wohnsituation bedingt, da eine starke räumliche Nähe zum Freundeskreis besteht (ebd.: 36). Aufgrund der Armut findet eine soziale Segregation statt, die in einer ethnischen, sozialräumlichen Konzentration zum Ausdruck kommt (Reinprecht 2006: 105). An dieser Stelle wird darauf hingewiesen, dass der Netzwerkumfang im Freundes- und Bekanntenkreis generell im Alter abnimmt und sich zusehends auf die Familie konzentriert. Dies ist zum einen auf die eingeschränkte gesundheitsbedingte Mobilität und zum anderen auf die erhöhte Sterberate im Bekannten- und Freundeskreis zurückzuführen. In der Studie von Dietzel-Papakyriakou und Olbermann gab nur ein sehr geringer Anteil der Befragten an, in seinem Netzwerk Personen mit anderen Nationalitäten als der eigenen zu haben. Allerdings hatten zwei Drittel der Befragten Deutsche (Mehrheitsbevölkerung) in ihrem Netzwerk, wenn auch nur zu einem geringen Anteil. Insbesondere ältere MigrantInnen mit türkischem und exjugoslawischen Hintergrund pflegen primär innerethnische Kontakte (Dietzel-Papakyriakou, Olbermann 1996: 38/39). Obwohl der Netzwerkumfang von älteren Personen mit Migrationshintergrund verglichen mit der autochthonen Bevölkerung relativ hoch ist, muss darauf hingewiesen werden, dass dieses Netzwerk nicht sehr belastbar ist und im Fall von Krankheit und eingeschränkter Mobilität nicht oder nur wenig greift (ebd.: 40; Reinprecht 2006).

Neben den Eltern-Kind-Beziehungen, die einen besonderen Stellenwert einnehmen und meist durch ein Wechselspiel von Nähe und Distanz geprägt sind, spielen im Alter die Beziehungen zwischen Geschwistern – mit denen ein Wissen um die eigene Biografie geteilt wird – eine zentrale Rolle. Zwischen Eltern und Kindern wird in jedem Lebensabschnitt aufs Neue die Balance zwischen Abstand und Nähe austariert. Diese sogenannte „Intimität auf Abstand“ (Lang 2004: 367) kann aus dem Bedürfnis der Eltern heraus entstehen, den Kindern nicht zur Last fallen zu wollen (ebd.).

Neben der Generativität ist der familiäre Zusammenhalt für ältere MigrantInnen eine wichtige Quelle gegen Vereinsamung und dient unter anderem als Schutz gegen Armut (Zimmermann 2012: 325). Reinprecht (2006) betont die wichtige Funktion der Familie im Fall eines Pflegebedarfs: „Der Zugriff auf intergenerationelle familiäre Ressourcen lässt eine selbständige Lebensführung auch unter schwierigsten sozialräumlichen Existenzbedingungen möglich erscheinen und mindert ein als besonders gravierend erlebtes Risiko: die Übersiedlung in eine stationäre Pflegeeinrichtung“ (Reinprecht 2006: 199). Ältere MigrantInnen dürfen aber nicht als passive Opfer stigmatisiert werden, die ohne Reflexion traditionelle Rollenerwartungen an die ihnen folgenden Generationen stellen. Es findet durchaus eine bewusste Auseinandersetzung mit Lebensmöglichkeiten im Alter statt (Brockmann 2002:

301). Das negative Bild von intergenerationellen Beziehungen in Migrantenfamilien wird in neuesten Forschungen differenzierter betrachtet (Reinprecht 2006; Baykara-Krumme 2012; Dietzel-Papakyriakou 2005). Lange Zeit war es die vorherrschende Meinung, dass die jüngeren Generationen aufgrund des Akkulturations- bzw. Assimilationsdrucks seitens der Aufnahmegesellschaft den traditionellen Erwartungen ihrer Familien nicht entsprechen können und es so zu einer Entfremdung zwischen den Generationen kommt. Neueren Studien zufolge besteht ein großes Solidaritätsempfinden zwischen den Generationen innerhalb der Migrantenfamilien. Bis in die dritte Generation werden Erwartungen für die Alltagsbewältigung sowie im Falle von Pflege gestellt und erfüllt (Brockmann 2002: 300; Dietzel-Papakyriakou 2005: 400). Diese Beziehungen sind durchaus reziprok; so übernehmen die älteren Generationen häufig die Aufsicht über ihre Enkelkinder. Diese Generativität spielt sowohl seitens der Großeltern als auch der Kinder und Enkelkinder eine wichtige Rolle, wobei empirische Studien belegen, dass die Lebenserwartung von Menschen im Schnitt höher ist, wenn sie sich um ihre Mitmenschen bemühen und Gutes tun (Lang 2004: 369). Die Generativität zwischen den Generationen darf aber nicht verklärt werden, denn das Solidaritätsempfinden zwischen den Generationen kann auch stark konfliktgeladen sein (Reinprecht 2006: 199). So werden die Erwartungshaltung seitens der älteren Generation und der Druck, Normen entsprechen zu müssen, von den Kindern und Enkelkindern als belastend empfunden. Die älteren MigrantInnen wiederum empfinden es als bedrückend, auf ihre Kinder und Enkelkinder angewiesen zu sein und ihre Selbstständigkeit aufgeben zu müssen (ebd.: 200). Insbesondere im Fall von auftretendem Pflegebedarf wird dies offensichtlich; so können Töchter und Schwiegertöchter aufgrund ihrer Arbeit bzw. der räumlichen Trennung der Erwartungshaltung ihrer Eltern, im Pflegebedarf die Verantwortung zu übernehmen, nicht entsprechen (Razum, Spallek 2012: 165). Falls die Pflege der Eltern oder Großeltern übernommen wird, sind insbesondere Frauen einer starken Mehrfachbelastung ausgesetzt. Kinder, Haushalt, Arbeit und die Pflege der Eltern stellen eine große Herausforderung dar, die schwierig zu vereinbaren ist (Zimmermann 2012: 331). Zimmermann (2012), der den familiären Zusammenhalt bei MigrantInnen aus der Türkei und bei der autochthonen deutschen Bevölkerung untersucht, resümiert, dass die Bedeutung der Familie als wichtige Ressource in beiden Gruppen zentral ist. Ältere Personen mit türkischem Migrationshintergrund sehen allerdings ihre Kinder und Enkelkinder wesentlich stärker in die Pflicht genommen, wenn sie pflegebedürftig werden, als die deutsche Vergleichsgruppe (ebd.: 327). Mit zunehmendem Alter nimmt generell die Dichte und Belastbarkeit der familiären Netzwerke ab und eine Abhängigkeit von sozialen Diensten wird unausweichlich (Reinprecht 2006: 2001).

Kinder stellen nicht nur eine Ressource im Fall eines Pflegebedarfs dar, sondern dienen auch als ein Gradmesser für die Bilanzierung des eigenen Migrationsprojekts. Ein sozialer Aufstieg, der als ein wichtiger Indikator für eine gelungene Migration wahrgenommen wird, kann – insbesondere bei ArbeitsmigrantInnen – erst in der Generationenabfolge stattfinden (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 15).

### **3.6.2 Strukturelle und ökonomische Ressourcen**

Unter dieser Ressourcenkategorie werden jene Bereiche zusammengefasst, die eine Verbesserung des Lebensstandards beinhalten. Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) nennen es die ökonomische Komponente und umschreiben diese als jene Dimension, die in Bezug auf ältere MigrantInnen „ihre finanzielle Lage, die Wohnungssituation und ganz allgemein ihren Lebensstandard sowie die Veränderungen über die Zeit“ (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 9) umfasst. Reinprecht (2012) bezeichnet die Verbesserung der ökonomischen Komponente durch eine Migration als das Erreichen von ökonomischen Zielen. Diese spielen eine erhebliche Rolle bei der Bilanzierung des Migrationsprojekts. Studien zeigen, dass ein Nichterreichen der durch die Migration erhofften Ziele, insbesondere im Zusammenhang mit einem sozialen Aufstieg, für psychische und psychosomatische Probleme mitverantwortlich sein kann (Schenk 2007: 91).

Ausdruck eines ökonomischen Erfolgs sind die Wohnsituation und das Wohnumfeld. Der Begriff „Wohnen“ umfasst demnach in den Sozialwissenschaften nicht nur das Leben in der Wohnung und deren Beschaffenheit, sondern auch die Infrastruktur und die Lebensqualität im Wohnungsumfeld (Reinprecht 2006: 188). Unter der *Mikroebene* wird die Wohnung des Individuums, unter einer *Mesoebene* die nachbarschaftlichen Strukturen und unter der *Makroebene* die Differenzen zwischen einem Stadt- oder Landleben verstanden (Mollenkopf et al. 2004: 344). Die Mikro- und die Mesoebene können als soziale Indikatoren für die Lebenslage älterer Bevölkerungsmitglieder dienen, denn die Zufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation ist relevant für die empfundene Lebensqualität. Reinprecht schreibt: „Dass in der empirischen Analyse von Gesundheitsressourcen die Qualität von Wohnumfeld (in Bezug auf Erhaltung von Selbständigkeit) und Wohnsituation (in Bezug auf Aktivierung) als wichtige Determinanten identifiziert werden konnten, unterstreicht die Zentralität des Wohnens als räumlich-sozialen Lebenszusammenhang im Alternsprozess“ (Reinprecht 2006: 188). Das Gefühl des selbstständigen Wohnens ist gerade im Alter ein wichtiger Indikator für die allgemeine Zufriedenheit. Dazu gehören auch die Mobilitätsoptionen älterer Menschen. Die Möglichkeit, Einkäufe und Freizeitangebote in unmittelbarer Nähe zu haben und beispielsweise Ärzte zu Fuß aufsuchen zu können, ist von großer Bedeutung (Mollenkopf et al. 2004, Reinprecht 2006: 192). Der Zugang zu sozialen Einrichtungen ist beispielsweise in Wohngebieten, die ein breites Angebot an diesen haben, wesentlich leichter als in vernachlässigten Stadtgebieten (Mollenkopf et al. 2004: 344; Clemens, Naegele 2004). Insbesondere im Alter spielt die Lage und Beschaffenheit des Wohnumfelds eine zentrale Rolle, da der Bewegungsradius immer eingeschränkter wird.

Reinprecht weist darauf hin, dass bei MigrantInnen die Wohnsituation ihre soziale Integration widerspiegelt „So beeinflusst die Qualität der Wohnung nicht nur die allgemeine Befindlichkeit, sondern auch die Herausbildung von emotionalen Gefühlsbindungen an die umliegenden lokalen und überregionalen Lebenskontexte“ (Reinprecht 2006: 197). ArbeitsmigrantInnen

der ersten Generation legten zu Beginn ihrer Migrationsbiografie keinen großen Wert auf ihre Wohnungswahl. Sie hatten weder die finanziellen Mittel dazu noch die Unterstützung des Aufnahmelandes, in bessere Wohngebiete einzuziehen. Da die Aufenthaltsdauer im Aufnahmeland als zeitlich begrenzt wahrgenommen wurde, stellte für sie die Wohnsituation keine Priorität dar. Neben den restriktiven Bestimmungen des Wohnungsmarktes agierten die MigrantInnen entsprechend ihrem Bedürfnis, innerhalb ihrer eignen ethnischen Gruppe zu wohnen. Aufgrund dieser Dynamik fand eine sozialräumliche Segregation statt, die ArbeitsmigrantInnen in schlecht sanierte Wohnungen und nicht altersgerechte Wohngebiete drängte (ebd.: 194/195). Das bedeutet, durch die wohnräumliche Segregation wurde die Marginalisierung zementiert. Der Zugang zu Infrastrukturen, insbesondere im gesundheitlichen Bereich, wird durch die Wohnlage zudem erheblich erschwert. Dadurch sind MigrantInnen im Alter einer hohen Verletzbarkeit ausgesetzt, die durch die Angewiesenheit auf familiäre und Freundschaftsnetzwerke offensichtlich wird (ebd.: 190).

Die Konzentration des Wohnumfelds auf die eigene ethnische Gruppe (Stichwort ethnische Insulation) kann aber auch als entlastend wahrgenommen werden. Es wird eine Vertrautheit geschaffen, in der Situationen umschifft werden können, die als bedrückend und unangenehm empfunden werden (ebd.: 188; Dietzel-Papakyriakou 2005).

In Reinprechts Erhebungen (2006) mit älteren MigrantInnen werden die Infrastruktur der Wohnumgebung in Bezug auf eine Nahversorgung (Einkauf und Verkehrsanbindung) sowie ein allgemeiner Zugang zur Gesundheitsversorgung positiv bewertet. Negativ fällt dagegen die Beurteilung des allgemeinen Sicherheitsempfindens sowie der Zufriedenheit mit der Wohnung an sich aus. Dieses Antwortverhalten spiegelt die objektiven Wohnkriterien wider. So leben in Wien überdurchschnittlich viele MigrantInnen in schlecht ausgebauten Wohnungen und haben im Vergleich zur autochthonen Bevölkerung sehr wenig Platz zur Verfügung (Reinprecht 2006: 189; Kohlbacher, Reeger 2007). Im Fall von Krankheit und Pflegebedarf werden diese engen Wohnverhältnisse sowohl von den pflegenden Angehörigen als auch von den Pflegebedürftigen selbst als belastend wahrgenommen, wodurch eine rasche Rekonvaleszenz verhindert wird (Reinprecht 2006: 196). Zudem lösen die beengten Wohnverhältnisse einen psychosozialen Stress aus, der die Bereitschaft zu Aktivitäten außerhalb der Familie sowie zu sozialem Engagement minimiert (ebd.).

### **3.6.3 Kognitive und emotionale Ressourcen**

Unter dieser Ressourcenkategorie werden jene Bereiche subsummiert, die persönliche Einstellungen und innere Geisteshaltungen umfassen, die es ermöglichen, trotz Barrieren und Hindernissen ein erfülltes Leben zu führen. Antonovsky (1997) bezeichnet diese Fähigkeit als *Bedeutsamkeit* und weist dieser Komponente, die neben den Komponenten *Verstehbarkeit* und *Handhabbarkeit* das Kohärenzgefühl bildet, die zentralste Funktion zu (Antonovsky

1997). Er versteht darunter die Fähigkeit des Menschen, sein Leben als sinnvoll zu erleben. Gemeint ist damit eine positive Einstellung gegenüber Herausforderungen und Schicksalsschlägen, die zwar nicht gewünscht bzw. willkommen sind, deren Bewältigung aber als lohnend empfunden wird. Der Wille, unter widrigen Umständen eine positive Lebensqualität aufrechtzuerhalten und Energie dafür aufzuwenden, indem Ressourcen mobilisiert werden, stellt somit eine der Voraussetzungen für ein starkes Kohärenzgefühl dar. Reinprecht (2009) beschreibt dieses Vermögen, eine positive Lebensqualität trotz schwieriger Lebensumstände aufrechtzuerhalten, als „kompensatorische Ressourcen“ (Reinprecht 2009: 268). Neben einer positiven resilienzerzeugenden Einstellung umfasst diese Kategorie auch das Wahrnehmen von positiven Erlebnissen im Aufnahmeland, die negative Gegebenheiten und Diskriminationserfahrungen konterkarieren. Zudem wird mit diesem Vermögen das Selbstvertrauen abgebildet, einen positiven Beitrag im Aufnahmeland geleistet und ein erfülltes Leben geführt zu haben.

### **3.6.4 Autonomie und Handlungsfreiheit**

Antonovsky (1997) betont, dass Gesundheit kein passiver Zustand ist, sondern eine aktive und sich selbst regulierende Komponente hat (vgl. Bengel et al. 2001). Diesen Aspekt sollen die Ressourcen, die unter der Kategorie „Autonomie und Handlungsfreiheit“ subsumiert werden, veranschaulichen. Der Erwerb von Autonomie und die damit verbundene Möglichkeit, selbstbestimmt und aktiv Lebensbedingungen gestalten zu können, stellen einen zentralen Aspekt von Lebensqualität dar (vgl. Reinprecht 2012; Sen 1997). Aus diesem Grund sind Ressourcen, die ein Erkennen und Aktivieren von Potenzialen ermöglichen, im Zusammenhang mit Lebensqualität von besonderer Bedeutung. In der Kategorie *Autonomie und Handlungsfreiheit* wird zweierlei abgebildet: Zum einen das Bewusstsein, durch die Migration eine Verbesserung der Autonomieoptionen erlangt zu haben. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn Personen in ihrem Herkunftsland einer unterdrückten Minderheit angehörten bzw. verfolgt wurden. Zum anderen wird die persönliche Weiterentwicklung, die zu einem Autonomiegewinn im Alter führt, abgebildet. Das heißt, in dieser Kategorie werden nicht nur die äußeren Umstände, die eine Autonomieentfaltung abbilden, subsumiert, sondern auch die endogenen Entwicklungsprozesse, die zu einer Wahrnehmung von Autonomiegewinn führen. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn das Schicksal nicht als gegeben und unveränderbar wahrgenommen wird, sondern als persönlich gestaltbar und flexibel. Antonovsky spricht in diesem Fall von der Komponente Handhabbarkeit. Sie steht für das Wissen des Individuums, bei Bedarf auf ein Repertoire an Ressourcen zurückgreifen zu können.

Eine autonome Lebensführung äußert sich beispielsweise in einer aktiven Gestaltung der Lebenszeit. Falls ältere Menschen nach Austritt aus dem Arbeitsleben gesundheitlich in einer guten Verfassung sind, spielt das Engagement in sozialen Einrichtungen eine wichtige Rolle. Dieses ermöglicht, einen gesellschaftlich wertvollen Beitrag zu leisten und Kompetenzen

sowie Wissen nach den eigenen Vorstellungen umzusetzen (Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004). Rosenmayr und Kolland (2002) bestätigen in ihrer Studie die Annahme, dass durch soziales Engagement und Freiwilligenarbeit die subjektive Lebenszufriedenheit und das Gesundheitsempfinden erhöht werden (Rosenmayr, Kolland 2002: 273). Soziales Engagement im Alter konterkariert zudem das Bild des „wohlverdienten Ruhestandes“ und nimmt einen zentralen Stellenwert für gemeingessellschaftliche Zwecke ein (vgl. ebd.). Es wird dadurch zu einem wichtigen Faktor allgemeiner gesellschaftlicher Anerkennung. Insbesondere für Personen mit Migrationshintergrund ist dies relevant.

Kritik an dem Konzept des sozialen Engagements im Alter wird dann geübt, wenn dieses Gefahr läuft, Versäumnisse des wohlfahrtstaatlichen Systems zu kompensieren (vgl. ebd.: 270; Majce 2009). Die kritische Gerontologie beleuchtet diese Kehrseite des Konzepts des „aktiven Alterns“, in dem das soziale Engagement der älteren Generationen forciert wird. Sie verweist auf neoliberale Tendenzen, die versuchen, gesellschaftliche Verpflichtungen in die Verantwortung der/des Einzelnen zu legen.

Soziales Engagement von Personen mit Migrationshintergrund wird oft anders ausgelebt als von der autochthonen Bevölkerung. Im Gegensatz zu einem sozialen Engagement in Vereinen ist bei älteren MigrantInnen eher eine Nachbarschaftshilfe und eine informelle Hilfe in der Community sowie eine Einbindung in religiöse Institutionen zu finden (Reinprecht 2006: 164, Zeman 2012: 459). Wie Zeman (2012) erläutert, wird das gesellschaftliche Engagement von MigrantInnen oft übersehen, „weil es sich gängigen Zuordnungen in den gebräuchlichen Kategorien ehrenamtlichen, freiwilligen und bürgerschaftlichen Engagements sperrt“ (Zeman 2012: 458). Gerade in der Lebensphase „Alter“ spielen ethnische Selbsthilfeorganisationen eine zentrale Rolle, da sie dem Bedürfnis der Wahrung einer eigenen kulturellen Identität entgegenkommen und Arrangements entstehen, die im Bedarfsfall (Krankheit, Pflegebedarf, Tod eines nahen Angehörigen) aktiviert werden können (Dietzel-Papakyriakou 2005: 403). Reinprecht (2006) hebt die Brückenfunktion von migrantischen Organisationen hervor: „Soziale Partizipation und Engagement in der nachberuflichen Lebensführung erscheinen so gesehen für ältere MigrantInnen doppelt produktiv: Sie stiften subjektiven Sinn und Zugehörigkeit und schaffen einen anerkannten sozialen Ort sowohl auf der Ebene der Binnenintegration als auch in Hinblick auf die Stellung in der Dominanzgesellschaft“ (Reinprecht 2006: 164, zit. nach Reinprecht 2006). Dietzel-Papakyriakou (2005) verweist neben den positiven Effekten von MigrantInnenorganisationen auf kritische Einschätzungen derselben. So wird ethnisch homogenen Selbsthilfenetzwerken „Selbstsegregation und die Bildung von ‚Parallelgesellschaften‘ vorgeworfen“ (Dietzel-Papakyriakou 2005: 402).

## 4. Migration, Alter(n) und Lebensqualität: eine Positionierung im Forschungsfeld

Migration meint eine auf Dauer angelegte Veränderung des Aufenthaltsorts und ist mit einem Wechsel des Bezugssystems in kultureller sowie sozialer Hinsicht verbunden (vgl. Reinprecht et al. 2012: 15; Treibel 1999). In den Sozialwissenschaften fand insbesondere in der letzten Dekade ein Umdenkprozess statt, der in Bezug auf das Phänomen Migration von einer nationalstaatlichen Perspektive abkommt und die Multidimensionalität miteinbezieht. Statt Kategorien zu verwenden, die auf Erklärungsansätze über die Integrierfähigkeit von MigrantInnen zielen, rückt das Prozesshafte von Migration zusehends in den Blickpunkt der Wissenschaft. Das bedeutet, Phänomene der Migration werden nicht mehr nur in Bezug auf das Aufnahmeland untersucht, sondern auch auf Prozesse, die im Herkunftsland bereits vor der eigentlichen Wanderung stattgefunden haben. Die Herkunftsländer sowie der kulturelle, soziale und finanzielle Austausch zwischen den beiden Bezugsländern (transnationale Migrationsbezüge) und die individuellen Lebensentwürfe in der Migration werden in die Analysen miteinbezogen. Weder transnationale Übergänge und Lebensformen noch eine Doppelzugehörigkeit von Personen mit Migrationshintergrund sind eine Ausnahmeerscheinung (Reinprecht 2006). Migration kann daher nicht mehr als ein abgeschlossener Zustand untersucht werden. Studien müssen den fließenden und unabgeschlossenen Charakter von Migrationsprozessen gerecht werden (vgl. Reinprecht et al. 2012; Perchinig 2010; Breckner 2009; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Apitzsch et al. 2003). Das Phänomen Migration aus einer phänomenologischen Perspektive zu untersuchen, scheint für diesen Zweck geeignet. Migration wird hier als ein Erfahrungsphänomen verstanden, das subjektiven Konstruktionsprozessen unterliegt und sowohl Herkunfts- als auch Ankunftsbezüge beinhaltet (vgl. Breckner 2009). Das bedeutet, es wird von etikettierenden Zuschreibungsprozessen Abstand genommen und die biografische Selbstdarstellung von MigrantInnen in den Mittelpunkt gestellt. Dadurch können beispielsweise Formen transnationaler Migration (Apitzsch 2003) sowie Ressourcen, die durch die Erfahrung der Migration entstehen, sichtbar gemacht werden.

Ebenso wie dem Begriff „Migration“ eine enorme Facettenhaftigkeit innewohnt, ist dies auch bei der Begrifflichkeit des „Alter(n)s“ der Fall. Aus diesem Grund wird es in den Sozialwissenschaften zunehmend herausfordernder, von einer Lebensphase „Alter“ zu sprechen. Dies ist zum einen auf die starke Heterogenität von Personen in dieser Lebensphase zurückzuführen und zum anderen mit den fließenden Übergängen, sprich der Prozesshaftigkeit, die mit dieser Lebensphase verbunden ist, zu begründen (Backes et al. 2010; Kruse et al. 2010; Ding-Greiner, Lang 2004; Rosenmayr 2004; Amann 2008). Es werden dennoch Definitionsversuche der Lebensphase „Alter“ vorgenommen. So konstatiert Clemens (2012), dass „mit Alter in der Regel die Lebensphase nach dem Erwerbsleben bezeichnet (wird, Anm. d. Verf.), die nach dem 60. bzw. 65. Lebensjahr beginnt und in besonderen Fällen bis jenseits

des 100. Lebensjahrs reichen kann“ (Clemens 2012: 438). Dieser Lebensabschnitt kann daher bis zu vier Jahrzehnte umfassen. Hinzu kommt, dass Menschen eines Alters unterschiedlich altern können bzw. eine Person in verschiedenen Bereichen (physisch, kognitiv) differenziert altert (vgl. Kruse et al. 2010). Wissenschaftlicher Literatur mit dem thematischen Schwerpunkt „Alter“ ist zu entnehmen, dass durch die Differenziertheit des Konstrukts „Alter(n)“ der Versuch von Kategorisierungen kontraproduktiv ist. Es scheint daher wesentlich sinnvoller, auf gesellschaftliche Prozesse, die durch den demografischen Wandel bedingt sind, zu rekurrieren. Im Fall dieser Dissertation werden Altersbilder und Lebenslagen, die durch das Alter mit konstituiert werden, besprochen.

Der gesellschaftliche Wandel, der eine starke Differenzierung an Lebensformen und -entwürfen bedeutet, manifestiert sich unter anderem in der Gruppe der älteren MigrantInnen. Es ist daher wichtig zu sehen, dass ältere MigrantInnen eine enorme Heterogenität aufweisen. Wobei sowohl ein Migrationshintergrund als auch die Lebensphase „Alter“ auf eine starke Differenziertheit verweisen. Das bedeutet, Menschen, die dieser Gruppe angehören, können weder pauschalisiert noch vereinheitlicht werden. Sie stellen auch keine klar abgrenzbare Gruppe in unserer Gesellschaft dar, viel eher sind sie ein Teil dieser. Ebenso wie ältere Menschen sind auch jene mit Migrationshintergrund Ausdruck des gesellschaftlichen Wandels (Backes 2004; Reinprecht 2006). Wissenschaftliche Untersuchungen müssen dieser Tatsache gerecht werden.

Aaron Antonovskys (1997) Konzept der Salutogenese, das sich von einer pathogenen – auf die Entstehung von Krankheit fokussierenden – Sichtweise abgrenzt, indem der Blick auf die Aufrechterhaltung von Gesundheit gelenkt wird, läutete in den Sozialwissenschaften einen Perspektivenwechsel ein (vgl. beispielhaft Franke 1997; Hartung 2011; Bengel et al. 2001; Wiesmann et al. 2004). In diesem wird der Frage nachgegangen, welche Faktoren Menschen gesund halten. Die für eine Aufrechterhaltung von Gesundheit notwendigen Ressourcen stehen im wissenschaftlichen Mittelpunkt. Menschen, die Stressoren und Spannungen gut verarbeiten können, also ein hohes Repertoire an Ressourcen aufweisen und aktivieren können, zeichnen sich durch ein starkes Kohärenzgefühl aus. Das Kohärenzgefühl bildet primär die psychisch-soziale Gesundheit und das subjektive Gesundheitsempfinden eines Menschen ab (Duetz et al. 2000; Bengel et al. 2004; Faltermaier 2000). Das Konzept der Salutogenese und damit einhergehend das Kohärenzgefühl empirisch zu untersuchen, ist in seiner Gesamtheit schwer durchführbar (Kolip et al. 2000; Geyer 2000). Aus diesem Grund plädieren WissenschaftlerInnen dafür, es als eine Rahmentheorie zu klassifizieren, die modifiziert und weiterentwickelt werden muss (Faltermaier 2000; Wiesmann et al. 2004). Entgegen Antonovskys Annahme ist eine Veränderung des Kohärenzgefühls im Alter durchaus möglich. Wie bereits im Zusammenhang mit Migration und Alter hingewiesen wurde, werden Lebensläufe durch den gesellschaftlichen Wandel immer differenzierter. In Anbetracht der Diskontinuitäten von Biografien kann nicht mehr von einem statischen Kohärenzgefühl ausgegangen

werden, das ab einem gewissen Alter (Antonovsky nennt 30) fertig entwickelt ist. Es muss vielmehr das Prozesshafte einer Biografie, das aufgrund wechselnder Lebensumstände herausgebildet wird, in die Theorie miteinbezogen werden. Der Aspekt des Prozesshaften lässt sich in der Lebensqualitätsforschung wiederfinden, da sowohl die Bedingungen als auch die Ressourcen, die für eine gute Lebensqualität verantwortlich sind, untersucht werden. Aus diesem Grund wird in dieser Dissertation die salutogenetische Fragestellung (was hält einen Menschen gesund) mit Konzepten der Lebensqualitätsforschung fundiert. Insbesondere der Capability-Ansatz von Amartya Sen und Martha Nussbaum (1997) prägte die Lebensqualitätsforschung nachhaltig. Dieser besagt, dass Menschen, um ein erfülltes Leben führen zu können, nicht nur über Ressourcen verfügen müssen, sondern auch über eine Autonomie und Handlungsfreiheit, um diese umsetzen zu können (vgl. Reinprecht 2006). So manifestiert sich das Gefühl, an gesellschaftlichen Prozessen aktiv partizipieren zu können, in der erlebten Lebensqualität.

Auf die zentrale Bedeutung von Autonomie und Handlungsfreiheit von Individuen wird nicht nur in der Lebensqualitätsforschung und in der Gerontologie verwiesen (vgl. Sen 1997; Nussbaum 1997; Amann 2000), sondern auch in der Migrationsforschung (vgl. Reinprecht 2006; Perchinig 2012; Breckner 2009). Die Suche nach der Entstehung von Ressourcen, die eine Aufrechterhaltung von Autonomie und Handlungsfreiheit im Alter in der Migration ermöglichen, ist daher ein Schnittpunkt der drei soziologischen Themenkomplexe Migration, Alter und Lebensqualität.

### **III. Forschungsprozess und Darstellung der Ergebnisse**

#### **5. Forschungsprozess**

In dieser Studie wird nach lebensqualitätsfördernden Strukturen gesucht, die sich in der Migrationsbiografie der/des Einzelnen manifestieren. Es liegt dem Forschungsprozess demnach die Annahme zugrunde, dass es keine objektive Realität gibt, sondern diese immer durch die subjektive Wahrnehmung des Individuums konstruiert wird. Damit ist Folgendes gemeint: Die Wahrnehmung eines Menschen ist immer subjektiv und unterliegt daher auch subjektiven Deutungs- und Sinngebungsprozessen, diese beruhen allerdings auf „eine(r) große(n) Anzahl gemeinsam geteilter Deutungsschemata“ (Hitzler, Eberle 2009: 115). Das heißt, es bestehen starke Überschneidungen zwischen den subjektiven Relevanzsystemen von Individuen, oder wie es Hitzler und Eberle (2009) formulieren: „In gewisser Weise ‚teilt‘ das Subjekt seine je konkrete Lebenswelt mit anderen“ (ebd.).

Die in den folgenden Unterkapiteln dargestellten phänomenologischen methodologischen Grundgedanken bedeuten folgendes konkret für das vorliegende Forschungsvorhaben:

In dieser Dissertation stehen Migrationsprozesse – die eine Wanderung von einem Nationalstaat in einen anderen bedeuten – als ein sozialwissenschaftliches Phänomen im Mittelpunkt. Es wird davon ausgegangen, dass durch Migration Resilienzfähigkeiten erworben bzw. entwickelt werden, die im Alter lebensqualitätsfördernd sind. Um der Heterogenität von Wanderungsprozessen gerecht zu werden, wird bewusst nach Geschlecht, Herkunftsland, Ethnie, Lebenslage, religiöser Zugehörigkeit, Sozialstatus und Motiv der Migration (vgl. Reinprecht 2009: 263) gestreut. Es wird davon ausgegangen, dass hinter der erzählten Lebensgeschichte des einzelnen Biografen/der einzelnen Biografin und ihrer/seiner subjektiven Wahrnehmung der Migration soziale Sinnstrukturen verborgen sind, die mittels Interpretation herausgearbeitet werden können.

#### **5.1 Methodologie**

Um die Forschungsfrage nach den Einflüssen von Migrationsprozessen auf das subjektive Lebensqualitätsempfinden von älteren MigrantInnen zu beantworten, wurde ein phänomenologischer Zugang (vgl. beispielhaft Schütz 1971 und 1972, Luckmann 2008; Schütze 1983; Hitzler, Eberle 2009; Hitzler, Honer 1988; Kvale 1996) gewählt. Die interpretative Soziologie, der die Phänomenologie zugeordnet wird, eignet sich deshalb als wissenschaftlicher Zugang für das vorliegende Forschungsvorhaben, da das subjektive Handeln des Individuums in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt wird. Ziel ist es, die objektiven Sinnstrukturen hinter den subjektiven Intentionen der GesprächspartnerInnen – also die latenten von dem Individuum

unabhängigen Sinnstrukturen – herauszuarbeiten. Gemeint ist damit, wie Breckner (2009) formuliert, dass „jeder Fall im gesellschaftlich und zeithistorisch bedingten Möglichkeitshorizont theoretisch verallgemeinerbare Phänomene sozialer Wirklichkeiten repräsentiert“ (Breckner 2009: 178). Das bedeutet, es liegt der Gedanke zugrunde, dass sich in den Handlungen des Einzelnen Strukturen des Kollektivs manifestieren. Froschauer und Lueger (2003) sehen in diesem Zusammenhang, dass „bestimmte hypothetisch unterstellte Rahmenbedingungen auf die unmittelbaren Handlungsweisen wirken und diese eine Eigendynamik erzeugen, welche einen kollektiven Handlungszusammenhang charakterisieren“ (Froschauer, Lueger 2003: 152). Dabei gibt es viele Interpretationsmöglichkeiten von sozialer Realität. Es darf nicht in eine objektivistisch-positivistische Falle getappt werden, indem von nur einer „richtigen“ Interpretationsmöglichkeit ausgegangen wird (Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997: 156). Es ist nicht das Ziel der qualitativen interpretativen Sozialforschung, soziale Phänomene zu beschreiben bzw. eine zusammenfassende Darstellung von Interviews und Beobachtungen wiederzugeben. Ebenso sind Häufigkeiten bei dieser Forschungsart irrelevant (vgl. Froschauer, Lueger 2009: 78). Zudem ist es wenig zielführend, wie Glaser und Strauss (1998) postulieren, bei der Interpretation des Materials starre Analysemethoden rezeptartig anzuwenden: „Kurz, der Forscher muß sich von den exakten Regeln der Auswertung befreien, die allein deskriptiven und verifikatorischen Studien angemessen sind“ (Glaser, Strauss 1998: 213).

Froschauer und Lueger (2009) betonen die Bedeutung einer subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit: „Wir machen uns daher kein Abbild von der Welt, in der wir leben, sondern erschaffen durch aktive Zuwendungen und durch kognitive Verarbeitung von Erfahrungen eine Wirklichkeit in unseren Köpfen als Modell der Realität“ (Froschauer, Lueger 2009: 26). Bei einem phänomenologischen Zugang steht demnach – wie Kvale (1996) postuliert – die Perspektive des Subjektes im Mittelpunkt: „in the sense of understanding social phenomena from the actors' own perspectives, describing the world as experienced by the subjects, and with the assumption that the important reality is what people perceive it to be“ (Kvale 1996: 52). Mit *Wirklichkeit* ist die subjektive Wahrnehmung des Individuums abgebildet, und mit *Realität* ist die vom Individuum unabhängige Welt gemeint. Die in einem solchen Sinn definierte *Realität* kann weder durch eine Alltagswahrnehmung noch durch eine sozialwissenschaftliche Forschung rekonstruiert werden. Die phänomenologische Soziologie wendet sich daher der hier beschriebenen *Wirklichkeit* von Individuen zu. Es wird davon ausgegangen, dass die wahrgenommene *Wirklichkeit* von Menschen einer „gesellschaftlichen Konstruktion“ (Berger, Luckmann 1980 zit. nach Froschauer, Lueger 2009: 34) unterliegt. Gemeint ist damit, dass eine gemeinsam geteilte *Wirklichkeit* gesellschaftlich konstituiert ist und in den Handlungen des Individuums zum Ausdruck kommt. Eine Grundfrage der Soziologie lautet daher, wie Rosenthal (2009) postuliert: „Wie kann eine gemeinsam geteilte Welt erzeugt werden, in der man sich orientiert bewegen kann, von der man annehmen kann, dass sie für alle in gleicher Weise für alle praktischen Zwecke ausreichend ‚wirklich‘ ist“ (Rosenthal et al. 2009: 157). Um diese Frage zu beantworten, steht im Zentrum einer phänomenologischen,

interpretativen Sozialforschung die *Rekonstruktion* der *Wirklichkeit* von Individuen (vgl. Froschauer, Lueger 2009: 27).

Schütz (1971, 1972), der sich in seinen Theorien unter anderem auf Weber und Husserl bezieht, kann im deutschsprachigen Raum als einer der wichtigsten Vertreter einer phänomenologischen Soziologie betrachtet werden. Er nähert sich der soziologischen Grundfrage an, indem er nach den Sinnsetzungs- und Sinndeutungsprozessen von Menschen sucht. Marotzki (2009) schreibt dazu: „In Schütz' Werk werden Fragen bearbeitet, die darauf zielen zu klären, wie soziale Welt sinnhaft konstituiert wird und wie eine wissenschaftliche Erschließung solcher Prozesse der Sinnsetzung möglich ist“ (Marotzki 2009: 182). Die subjektive Bewertung des Erlebten steht im wissenschaftlichen Fokus. Das bedeutet, soziale Phänomene werden aus der Subjektivität der Handelnden erklärt (Hitzler, Eberle 2009: 112). Wobei *Sinngebungsprozesse* gesellschaftlich konstituiert sind und nicht nur individuellen Ordnungsprinzipien unterliegen (Froschauer, Lueger 2009: 36). Die sozialwissenschaftliche Phänomenologie versucht sich daher, der „sinnhaften Vorkonstituiertheit der Welt“ (Hitzler, Eberle 2009: 113) methodologisch anzunähern.

## 5.2 Biografische Interviews

Das biografisch-narrative Interview wird als eine geeignete Methode gewertet, um die Forschungsfragen nach den subjektiven Bewertungen von Migrationsprozessen auf die Lebensqualität im Alter und den im Zuge des Lebenslaufs entwickelten Coping-Strategien sowie Resilienzfähigkeiten zu erarbeiten. Aus diesem Grund wird im Folgenden auf diese sozialwissenschaftliche Erhebungsmethode genauer eingegangen.

Hauptert (1991) nennt das narrative Interview „den „Königsweg“ zur Erfassung subjektiver Perspektiven“ (Hauptert 1991: 220). Den methodologischen Grundgedanken folgend, dass in der Lebenswelt des Subjekts sozial geteilte gesellschaftliche Sinnkonstruktionen widergespiegelt werden, wird das biografisch-narrative Interview als eine geeignete Methode angesehen, diese latenten, von dem Individuum unabhängigen Sinnstrukturen (vgl. Breckner 2009) herauszuarbeiten. Rosenthal (2004) schreibt dazu: „Biographical research allows us to reconstruct the interrelationship between individual experience and collective framework, so when we reconstruct an individual case we are always aiming to make general statements“ (Rosenthal 2004: 53). Das bedeutet, biografische Erzählungen sind weit mehr als das bloße Wiedergeben der eigenen Lebensgeschichte. Vielmehr werden Erlebnisse einer ganzen Gruppe dargestellt, die mit der Biografie des Erzählers/der Erzählerin verbunden ist. Apitzsch (2003) bringt dies auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Biographie als Ort transnationaler und transkultureller Räume ist ein Schnittpunkt kollektiver Konstitution und individueller Konstruktion“ (Apitzsch 2003: 72).

Hitzler und Honer (1997) verorten die Biografieforschung und die Narrationsanalyse im Forschungsfeld der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bei der objektiven Hermeneutik, die in ihren Grundzügen auf Ulrich Oevermann zurückzuführen ist, sollen durch Textanalysen objektive Sinnstrukturen hinter den subjektiven Intentionen der GesprächspartnerInnen herausgearbeitet werden. Reichertz (2009) schreibt dazu: „Das Verfahren besteht darin, das jeweilige soziale Handeln erst als Text zu fassen und zu fixieren, um es dann im Hinblick auf handlungsgenerierende latente Sinnstrukturen hermeneutisch auszulegen“ (Reichertz 2009: 514). Damit ist gemeint, dass das subjektive Wahrnehmungs- und Deutungsverhalten von Individuen in einen größeren gesellschaftlichen Kontext gestellt wird. Hitzler und Honer spezifizieren folgendermaßen: „D. h., ‚zusammengehalten‘ werden die ansonsten durchaus divergenten Richtungen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik durch das Prinzip, quasi naturwüchsiges, alltägliches Verstehen methodisch zu problematisieren, theoretisch zu hinterfragen und epistemologisch zu reflektieren“ (Hitzler, Honer 1997: 25). In diesem Kontext ist die vorliegende Forschungsarbeit einzuordnen.

In modernen industrialisierten Gesellschaften ist generell der Trend zu beobachten, dass Lebensläufe individueller und weniger vorhersagbar sind als noch vor einigen Generationen (vgl. Hitzler, Honer 1988). Die qualitative Biografieforschung stellt ein adäquates Mittel dar, um sich dieser Vielfältigkeit anzunähern, da sie sich – wie Marotzki schreibt – der „Komplexität des Einzelfalles“ (Marotzki 2009: 177) widmet: „Qualitative Biografieforschung akzeptiert, dass die Biografie des Einzelnen immer auch als soziales Konstrukt zu begreifen ist, aber eben nicht nur. Der Schwerpunkt ihrer Betrachtung verlagert sich darauf, individuelle Formen der Verarbeitung gesellschaftlicher und milieuspezifischer Erfahrung zu studieren“ (ebd.: 176).

Wichtiger Bestandteil der Biografieforschung ist es, herauszuarbeiten, wie und wo sich Menschen innerhalb einer Gesellschaft verorten und in welcher Weise die eigene Lebensgeschichte rekonstruiert wird. Dabei spielt die sogenannte *Biografisierung* eine bedeutende Rolle. Individuen biografisieren, indem sie zurückliegende Ereignisse in einen größeren, sinnhaften Zusammenhang mit ihrem Leben stellen und so ihre Biografie als konsistent wahrnehmen. Marotzki (2009) schreibt dazu: „Eine sinnstiftende Biographisierung gelingt nur dann, wenn das Subjekt in der Lage ist, in retrospektiver Einstellung Zusammenhänge herzustellen, die es erlauben, Ereignisse und Erlebnisse in sie einzuordnen und Beziehungen untereinander wie auch zur Gesamtheit herzustellen“ (ebd.: 179). Durch diese Perspektive wird die Prozesshaftigkeit der Biografie offensichtlich und steht in einem Widerspruch zu einem statischen Konzept der Identität (vgl. beispielhaft Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997: 134). Marotzki bringt dies auf den Punkt, indem er schreibt: „Fragilität von Identität ist die Signatur unserer Existenz“ (ebd.: 184), und weiter: „Wir entwerfen in Prozessen der Biographisierung ständig uns selbst und die Welt vom Blickwinkel einer bestimmten uns eigenen Sichtweise“ (ebd.: 185). Bei der Analyse biografischer Erzählungen von Personen mit Migrations-

hintergrund wird diese Begrenztheit von soziologischen Kategorien und Typisierungen offensichtlich, wie Breckner (2009) argumentiert: „In der diachronen Perspektive biographischer Rekonstruktion wird vielmehr sichtbar, dass die Gestaltungsdynamik von Migrationserfahrungen auf diskursive gesellschaftliche Typisierungsprozesse zwar ständig Bezug nimmt, diese jedoch in unterschiedlicher Weise und in sich verändernden Selbstbeschreibungen um- und neu gestaltet“ (Breckner 2009: 10). Die Autorin verzichtet daher bewusst auf Identitätskonzepte, da sie diese als problematisch und zu normativ aufgeladen klassifiziert. Vielmehr bezieht sie sich in ihren Studien auf einen biografieanalytischen Zugang (ebd.: 16).

Gerade in der Migrationssoziologie haben qualitative Forschungsansätze und biografische Erhebungsmethoden Tradition. So wurden bereits unter der Chicagoer Schule biografische Interviews durchgeführt. Insbesondere das Werk „*The Polish Peasant in Europe and America*“ von Thomas und Znaniecki (1974) ist an dieser Stelle hervorzuheben. In diesem stand die Perspektive der Untersuchungsgruppe selbst im Fokus der Studie (Rosenthal 2004). Mittels biografischer Interviews wird die Untersuchungsgruppe aus ihrer passiven Rolle geholt und ihr Aktivitätspotenzial sichtbar gemacht. Es kann beispielsweise die aktive „Integrationsarbeit“ (Lutz 1999: 183) seitens der MigrantInnengruppen, die nicht selten auf Barrieren innerhalb der Aufnahmegesellschaft stößt, herausgearbeitet werden (ebd.). Auf die starke Heterogenität von älteren MigrantInnen wurde bereits mehrfach hingewiesen; es wäre daher nicht zielführend, generelle Aussagen über die Lebensqualität und die Bedürfnisse dieser Untersuchungsgruppe zu formulieren (vgl. Reinprecht 2009). Durch biografische Interviews kann der Heterogenität gezielt begegnet und zudem von Verallgemeinerungen Abstand genommen werden.

### **5.2.1 Durchführung biografischer Interviews**

Biografische Interviews durchzuführen, ist herausfordernd, da diese von im Alltag geführten Gesprächen erheblich abweichen. Die Interviewerin/der Interviewer soll sich so wenig wie möglich aktiv in das Gespräch einbringen und dennoch die Gesprächspartnerin/den Gesprächspartner anregen, ihren/seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Die Einstiegsfrage ist bei biografischen Interviews besonders zentral, da diese zu einem Erzählfluss animieren soll. Diese soll so offen wie möglich gehalten sein und Raum zu einer freien Erzählung bieten. Erst in einem Nachfrageteil kann auf diverse offen gebliebene Thematiken eingegangen werden, und eventuelle Unklarheiten können in der Erzählung nochmals behandelt werden (Rosenthal 2004). Das bedeutet, das biografische Interview wird in zwei Sequenzen unterteilt. Zuerst ist ein narrativer Erzählteil, in dem seitens des Biografen/der Biografin die Möglichkeit geboten wird, ausführlich über sein/ihr Leben zu sprechen. In diesem Teil soll die Interviewerin/der Interviewer so wenig wie möglich in das Interview eingreifen und der Narration seitens der Interviewpartnerin/des Interviewpartners freien Lauf lassen. Die Aufgabe der Interviewerin/des Interviewers besteht vielmehr darin, durch Anmerkungen und

aktives Zuhören zum Weitererzählen zu animieren. Es können zudem während des Gesprächs Notizen gemacht werden, die als eine Grundlage für den darauffolgenden Nachfrageteil des Interviews dienen (ebd.). Erst in dem Nachfrageteil am Ende des Interviews kann auf die offen gebliebenen Fragen seitens der Interviewerin/des Interviewers eingegangen werden (ebd.). Dabei ist es wichtig hervorzuheben, dass bei den Fragen keine Meinungen und Beweggründe abgefragt werden, sondern auch hier der narrative Charakter des Interviews erhalten bleiben soll (ebd.: 52). Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997) schreiben in diesem Zusammenhang: „Wie der Autobiograph seine Präsentation gestaltet, worüber er erzählt, argumentiert, oder was er ausläßt, gibt uns Aufschluß über die Struktur seiner biographischen Selbstwahrnehmung und die Bedeutung seiner Lebenserfahrungen“ (Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997: 143). Das heißt, ein Intervenieren durch Fragen seitens der Interviewerin/des Interviewers würde den wichtigen offenen Charakter des Interviews zerstören. Schütze (1983) ergänzt diese zwei Interviewsequenzen (Narration- und Nachfrageteil) um einen weiteren. In diesem wird der Autobiograf als Experte wahrgenommen, der seinen Lebenslauf nochmals theoretisierend und abstrahierend reflektiert (Schütze 1983: 285).

### **5.2.2 Interpretation der biografischen Interviews**

In der qualitativen Sozialforschung ist es wichtig, das erhobene Datenmaterial einer fundierten und theoriegeleiteten Interpretation zu unterziehen. Honer (2009) betont, „die genuin soziologische Qualität im Umgang mit dem Feldmaterial liegt durchaus nicht darin, es so zu lassen, wie es ‚gewachsen‘ ist, und auch nicht darin, die Idiosynkrasien des Forschers dazu auszubreiten, sondern darin, sich diesem Material in den interpretativen Phasen mit theoretischem Interesse zuzuwenden und seine erkenntnisrelevanten Implikationen ‚zur Sprache zu bringen‘“ (Honer 2009: 203). Generell ist es wichtig, dass bei der Interpretation – wie bereits bei der Durchführung – der Interviews der offene Charakter beibehalten wird (vgl. Rosenthal 2004: 53). Das bedeutet, es wird dem gewonnenen Interviewmaterial nicht mit bereits vorgegebenen, vordefinierten Kategorien begegnet, sondern die Kategorien werden aus dem gewonnenen Interviewmaterial entwickelt.

Bis auf eine Ausnahme wurden alle durchgeführten biografischen Interviews aufgezeichnet und im Anschluss daran transkribiert.<sup>10</sup> Diese Vorgehensweise ist für eine fundierte Interpretation Voraussetzung (Froschauer, Lueger 2009: 151). Es wurde im Laufe des Forschungsprozesses permanent vor Augen gehalten, dass das erhobene Material bereits durch seine Transkription einem ersten Interpretationsverfahren unterzogen wird. Hitzler und Honer (1997) verweisen darauf, dass diese Form der Erstinterpretation durch eine Verschriftlichung nicht vermeidbar ist und deshalb auch nicht negiert werden darf (Hitzler, Honer 1997: 12).

---

<sup>10</sup> Die Tonqualität des Interviews (Interview 14) war sehr schlecht, sodass es nicht transkribiert werden konnte. Aufbauend auf Tagebucheinträgen und dem Gedächtnisprotokoll wurde es für die Themenanalyse zugezogen.

Bei der Analyse des Datenmaterials fand eine Orientierung an der Themenanalyse nach Froschauer und Lueger (vgl. Froschauer und Lueger 2003: 158ff.) statt. Dabei wird die gegenwärtige Sichtweise der Biografin/des Biografen auf vergangene Erlebnisse rekonstruiert. Hierfür wird das Interview in Segmente bzw. Sequenzen unterteilt und analysiert. Es geht darum herauszufinden, warum die Biografin/der Biograf Bereiche ihres Lebenslaufs in der geschilderten Weise darstellt. Mit welchem Lebensabschnitt die Schilderung der eigenen Biografie beginnt, welche Bereiche mehr oder weniger ausführlich beschrieben werden und wie die interviewte Person ihre Biografie strukturiert. Das bedeutet, die präsen- te Sicht auf vergangene Erlebnisse steht im Mittelpunkt der Analyse. Wie Froschauer und Lueger (2003) vorschlagen wurde ergänzend eine Analyse des Gesprächsflusses durchgeführt (vgl. Froschauer, Lueger 2003: 143). Die Interviews wurden in einzelne Themenfelder strukturiert und zusammengefasst. Wobei darauf geachtet wurde, „die charakteristischen Elemente der Themendarstellung“ (ebd.: 159) herauszuarbeiten, um die Differenzen in der Beschreibung eines Themas darstellen zu können. Die thematischen Einheiten wurden gemäß der Forschungsfrage gebildet. Das heißt, es wurde nach resilienzfördernden Strukturen innerhalb des Lebenslaufs gesucht. Dabei wurden die Interviews in Themenkategorien gegliedert und entsprechend aufbereitet (ebd.: 163ff.) sowie einer vergleichenden Analyse unterzogen. Die durch diese Vorgehensweise gefundenen Schlüsselkategorien wurden intensiver interpretiert (vgl. ebd.: 142ff.). Jedes Interview wurde gemäß der vorläufigen, im Zuge der Themen- analyse entwickelten Kategorien zergliedert. Die Kategorien sind aus den Interviews hervor- gegangen, wurden also aus dem Text entwickelt und nicht vorab gebildet. Vorläufige Interpretationsergebnisse wurden auf Memos festgehalten und in Beziehung zueinander gesetzt. Es war Ziel der Interpretation, neben den manifesten Strukturen auch latente heraus- zuarbeiten. Aus diesem Grund wurde innerhalb der zusammengefassten thematischen Ein- heiten nach zentralen latenten Strukturmerkmalen gesucht, „auf deren Basis das Zustande- kommen der Aussagen sowie deren Relationen zur Umwelt der befragten Personen erklärbar sind“ (ebd.: 147). Durch diese Vorgehensweise konnten resilienzfördernde biografisch bedingte manifeste und latente Strukturen herausgearbeitet werden.

### **5.3 Überblickartige Darstellung des Forschungsprozesses**

Für eine bessere Nachvollziehbarkeit des methodologischen Zugangs der Dissertation und der daraus resultierenden methodischen Vorgehensweise wird im Folgenden der Forschungs- prozess, der dieser Dissertation zugrunde liegt, nochmals überblicksartig dargestellt. Wie Matt (2009) argumentiert, ist eine Betonung von Nachvollziehbarkeit wichtig, „weil bereits die Datenauswahl eine Interpretation der Signifikanz des Wiedergegebenen darstellt“ (Matt 2009: 585). Es wird darauf hingewiesen, dass die gewählten Analysemethoden flexibel und nicht dogmatisch gehandhabt wurden (vgl. Glaser, Strauss 1998: 73). Bude (2009) bringt die

Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Flexibilität auf den Punkt, wenn er schreibt: „Wer sich von der Wissenschaft nur die Sicherheit von Methoden und die Gewissheit von Begründungen erwartet, bringt sich von vornherein um den Reiz der Forschung, der da beginnt, wo man mit Methodengehorsam und Begründungsidealität nicht mehr weiter kommt“ (Bude 2009: 571).

Der Forschungsprozess erfolgte in sechs Schritten:

**1. Forschungsvorhaben und methodologischer Zugang:** Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Forschungsvorhaben und einer Formulierung der Forschungsfrage wurde der methodologische Zugang expliziert und das daraus resultierende methodische Erhebungsverfahren bestimmt. Der methodologische Hintergrund dieser Dissertation ist ein phänomenologischer. Das heißt, in dieser Studie werden Migrationsphänomene als Prozesse wahrgenommen, die sowohl durch den Herkunfts- als auch den Ankunfts-kontext bestimmt sind. In der Forschungsfrage wird nach der Bedeutung der Erfahrung der Migration für die Entwicklung einer positiven subjektiven Lebensqualität im Alter gesucht. Zudem wird nach Resilienz-faktoren im Alter geforscht, die auf eine Migrationserfahrung zurückzuführen sind, sowie nach möglichen Coping-Strategien, die aufgrund der Migrationserfahrung entwickelt wurden. Den methodologischen Ausgangsüberlegungen folgend, wurden biografische Interviews als eine adäquate Erhebungsmethode für die Beantwortung der Forschungsfragen gewählt.

**2. Reflexion des Forschungsprozesses:** Es fanden fortlaufend und begleitend eingehende Reflexionen des eigenen Forschungsstandpunkts statt. Dieser wurde auch im Zuge des Forschungsprozesses in Form von Tagebucheinträgen niedergeschrieben. Das bedeutet, die eigenen Vorstrukturierungen und Vorannahmen wurden festgehalten und hinterfragt. Dieses kritische Hinterfragen der eigenen Grundannahmen ist in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und bei einem phänomenologischen Zugang im Besonderen bedeutsam. Hitzler und Honer (1997) sehen im Zweifel einen wichtigen Bestandteil des Forschungsprozesses: „Zweifel an den Vor-Urteilen des Interpreten, Zweifel an subsumptiven Gewißheiten in Alltag und Wissenschaft und Zweifel schließlich auch an reduktionistischen Erklärungen“ (Hitzler, Honer 1997: 24).

**3. Durchführung der Interviews:** Es fanden 15 biografische Interviews in einem Zeitraum von zwei Monaten statt.<sup>11</sup> Den GesprächspartnerInnen ist gemein, dass sie einen Migrationshintergrund aufweisen (in einem anderen Land als der Republik Österreich geboren wurden) sowie bis zu ihrem mindestens 16. Lebensjahr nicht in Österreich gelebt haben und zum Zeitpunkt des Interviews über 60 Jahre alt sind. Es wurde bewusst nach Migrationsgrund, Herkunftsland und Geschlecht gestreut, da das Phänomen der Migration an sich im

---

<sup>11</sup> Aufgrund struktureller Einschränkungen (ein Forschungsaufenthalt in Wien war nur für zwei Monate möglich) mussten die Interviews in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgeführt werden. Aus diesem Grund war ein paralleles Datenerhebungs- und Analyseverfahren (vgl. Glaser, Strauss 1998: 49) nicht möglich. Ebenso konnte kein zweiter Gesprächstermin mit den InterviewpartnerInnen vereinbart werden (vgl. Fischer-Rosenthal, Fischer 1997: 144).

Mittelpunkt der Studie steht und nicht eine spezielle Art oder Form der Migration.<sup>12</sup> Bei der Durchführung der biografischen Interviews wurde der offene Charakter der Interviewführung beachtet (vgl. Flick 2010; Froschauer, Lueger 2002; Hitzler, Honer 1997). Zusätzlich wurden nach jedem Interview Notizen in ein Forschungstagebuch eingetragen. Die Notizen beinhalten Eintragungen zu der Interviewsituation, Beobachtungen und erste Eindrücke (vgl. Hauptert 1991: 226). Die „Interviewskizzen“ (ebd.: 228) wurden bei der späteren Interpretation des Interviewmaterials hinzugezogen. Das Führen eines Forschungstagebuchs erwies sich während des Forschungsprozesses als sehr wichtig und hilfreich. Erste Gedanken direkt nach den Interviews konnten so festgehalten werden, und der Interpretationsverlauf des Forschungsmaterials wurde durch die Tagebucheintragungen nachvollziehbarer.

**4. Transkription der Gespräche:** Bis auf ein Gespräch (Interview 14) wurden die durchgeführten Interviews vollständig transkribiert. Es wurde darauf Wert gelegt, das gesamte Interview zu transkribieren und nicht nur einige Textpassagen (vgl. Hitzler, Honer 1997: 12; Froschauer, Lueger 2003; Hauptert 1991). Die Interviews wurden wortgetreu abgetippt; es wurden allerdings keine Sprechpausen gemessen. Dem von Hitzler und Honer postulierten Prinzip der Transkription wurde im Zuge des Forschungsprozesses gefolgt: „Grundsätzlich gilt dabei, wegen des hohen Zeitaufwandes, das pragmatische Gebot, das Gesprochene so genau zu verschriften, wie es aufgrund des je gegebenen theoretischen Interesses notwendig erscheint – aber nicht genauer (und stattdessen gegebenenfalls stärker auslegungsbedürftige Teile des Textes nochmals feiner nachzutranskribieren)“ (Hitzler, Honer 1997: 12).

**5. Analyse und Interpretation:** Eine Analyse sowie Interpretation des erhobenen Materials wurde durchgeführt. Nach einer eingehenden Auseinandersetzung mit Analysemethoden biografischer narrativer Interviews (vgl. beispielhaft Apitzsch 1999, 2003; Bude 2009; Breckner 2009; Fischer-Rosenthal 1999; Rosenthal 2004; Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997; Flick 2010; Froschauer, Lueger 2003, 2009; Glaser, Strauss 1998; Hauptert 1991; Hitzler, Eberle 2009; Hitzler, Honer 1988, 1997; Honer 2009; Schütze 1976, 1977, 1983) kristallisierte sich für das vorliegende Forschungsvorhaben eine Analysemethode heraus, die sich an der Themen- sowie Systemanalyse nach Froschauer und Lueger (2003) orientiert.<sup>13</sup> Die identifizierten Themen wurden anhand der Forschungsfrage strukturiert (Froschauer und Lueger 2003: 163). Die durch die Themenanalyse ausgewählten Textstellen wurden anschließend einer intensiven Analyse unterzogen (vgl. ebd.: 158). Das bedeutet, mithilfe der dargestellten Analyse- sowie Interpretationsmethoden wurden sowohl manifeste Inhalte als auch latente Sinnstrukturen herausgearbeitet, die auf – durch einen Migrationsprozess erworbene – Coping-Strategien und Resilienzbezüge verweisen.

---

<sup>12</sup> Zur genauen Definition der Zielgruppe wird auf das Kapitel 1.4 verwiesen

<sup>13</sup> An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass bei der vorliegenden Arbeit keine parallele Datenerhebung und -interpretation, wie von Rosenthal und Fischer-Rosenthal (1997: 151) nahegelegt wird, möglich war. Durch einen zeitlich begrenzten Forschungsaufenthalt in Wien konnten nur in einem ersten Schritt die Interviews durchgeführt und diese in einem zweiten Schritt interpretiert werden. Ein paralleles Vorgehen beim Datenerheben und -auswerten war daher nicht möglich.

**6. Aufbereitung der Ergebnisse:** Es wurden die Ergebnisse der Analyse dargestellt. Die Ergebnisdarstellung gestaltete sich als besonders herausfordernd, da die Fülle der Interpretationsarbeit systematisiert und nachvollziehbar veranschaulicht werden sollte. Zudem wurde versucht, die Forschungsqualität in der Ergebnispräsentation sichtbar zu machen (vgl. Froschauer, Lueger 2009: 199ff.). Die Darstellung der Interpretationsergebnisse wurde nach dem theoretischen Korpus der Arbeit strukturiert.

Der Forschungs- und Ergebnisprozess kann in seiner Komplexität nicht vollständig wiedergegeben werden. Es ist zudem wichtig zu betonen, dass qualitative Forschung im Allgemeinen und die vorliegende Dissertation im Besonderen keinen Generalisierungsanspruch erheben. Wie Bude (2009) betont, muss davon ausgegangen werden, dass „die Ergebnisse qualitativer Forschungen (...) daher keine generellen Theorien mit dem Anspruch auf universelle Gültigkeit (sind), universelle Anwendbarkeit und universelle Relevanz, sondern kontextualistische Erklärungen, die von befristeter Gültigkeit, von lokaler Anwendbarkeit und von perspektivischer Relevanz sind“ (Bude 2009: 576). Bei der Ergebnispräsentation wurden die themenanalytisch identifizierten Kategorien mittels Narrativen dargestellt. Diese Narrative bilden eine inhaltliche Zusammenfassung (vgl. Froschauer, Lueger 2003: 154) des Themenkomplexes. Sie dienen der Abstraktion von Aussagen und zur Erklärung von Kontexten (Flick 2010: 438). Es werden demzufolge durch die Narrative Resilienz- und Coping-Strategien abgebildet und im Anschluss daran Zwischenbilanzen formuliert in denen die Ergebnisse der Interpretation wiedergegeben sind. Diese Zwischenbilanzen stellen eine Selektion von Informationen dar, wie Froschauer und Lueger (2009) formulieren: „Die Informationsselektion vollzieht sich hinsichtlich des Forschungsgegenstandes bereits im Verlauf des Analyseprozesses und zeichnet sich schrittweise in der Kondensierung durch Zwischenbilanzen ab“ (vgl. Froschauer, Lueger 2009: 245). Im letzten Kapitel *IV. Zusammenfassende Reflexion, Diskussion der Ergebnisse und Ausblick* werden die Interpretations- und Analyseergebnisse mit dem theoretischen Teil der Dissertation zusammenfassend gegenüber- und dargestellt (vgl. ebd.: 246ff.). Zudem wird veranschaulicht, welchen ergänzenden Beitrag die Dissertation zum bestehenden Forschungskanon liefern kann.

## 6. Darstellung der Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Forschungsergebnisse der Dissertation präsentiert. Die theoretische Aufbereitung der soziologischen Schlüsselbegriffe „Migration“, „Alter(n)“ und „subjektive Lebensqualität“ ebnete den Weg für eine wissenschaftlich fundierte Ergebnisdarstellung. Wie dem Inhaltsverzeichnis zu entnehmen ist, wurden bereits die theoretischen Reflexionen in den entwickelten Ressourcenkategorien dargestellt. Dieses Schema ist in der Ergebnispräsentation wiederzufinden. Ziel ist es, aufzuzeigen, welche Erkenntnisse aus den biografischen Gesprächen gewonnen wurden, um die Forschungsfrage nach der *Bedeutung der Erfahrung der Migration für die Entwicklung einer positiven subjektiven Lebensqualität im Alter* zu beantworten.

Nach einer überblicksartigen Vorstellung der GesprächspartnerInnen werden die Ergebnisse anhand der vier Themenkomplexe *Die Ausgangssituation vor der Migration nach Österreich, Ankunft in Österreich, Die Sichtweise auf die Lebensphase Alter und der Blick zurück auf die Biografie* sowie *Narrative des Migrationsprozesses* präsentiert. Wobei das letzte Kapitel *Narrative des Migrationsprozesses* der Hauptteil der Ergebnisdarstellung ist. Die Einteilung in diese Themenkomplexe ergab sich aus dem Interviewmaterial. In den Biografien wurden die Ausgangsbedingungen im Herkunftsland vor der eigentlichen Migration eingehend reflektiert. In dieser Lebensphase konnten Resilienzfähigkeiten identifiziert werden, die für den weiteren Lebensweg bis in Alter zum Einsatz kommen. Die Ankunftszeit in Österreich wurde von den GesprächspartnerInnen als besonders prägend beschrieben, deshalb ist dieser Migrationsphase ein eigenes Kapitel zugeordnet. Der Themenkomplex *Die Sichtweise auf die Lebensphase Alter und der Blick zurück auf die Biografie* entstand durch die Forschungsfrage nach einer subjektiven Lebensqualität von MigrantInnen im Alter. Insbesondere bei dem Zwischenfazit werden Kategorien zusammengefasst, die sich bei einer Retrospektive des eigenen Lebens etablierten. Es konnte herausgearbeitet werden, dass sich resilienzerzeugende Ressourcen erst mit einiger Distanz zum Erlebten manifestieren. Das Kernstück der Ergebnispräsentation bildet das Kapitel *Narrative des Migrationsprozesses*. In Form von Narrativen werden die durch den Migrationsprozess erworbenen Coping-Strategien abgebildet. Die jeweiligen Kategorien werden den vier Ressourcenkategorien soziale und personelle Ressourcen, strukturelle und ökonomische Ressourcen, kognitive und emotionale Ressourcen sowie Autonomie und Handlungsfreiheit zugeordnet.

Im Anschluss an das jeweilige Thema werden die Erkenntnisse zusammenfassend dargestellt. Bei diesen Zwischenfazits handelt es sich um Destillate der gewonnenen Ergebnisse. Die durch die Migrationserfahrung mitbestimmte Resilienzfähigkeit im Alter soll in den Zwischenfazits abgebildet werden. Resilienz wird im Sinne Endreß' und Rampps (2015) als „eine Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse“ (Endreß, Rampp 2015: 42) verstanden.

Unter Resilienz sind primär *Transformationspotenziale* (vgl. ebd.) gemeint, die eine Lern- und Weiterentwicklungsfähigkeit aus erlebten Krisen und Erfahrungen bedeuten.

## 6.1 Vorstellung der GesprächspartnerInnen

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte nach dem Prinzip der Kontrastierung der Fälle. Alle InterviewpartnerInnen haben eine Migrationsbiografie sowie ein Alter von über 60 Jahren gemein.<sup>14</sup> Die starke Kontrastierung der GesprächspartnerInnen wurde bewusst gewählt, da nicht bestimmte Formen bzw. ein bestimmter Typ der Migration Gegenstand der Untersuchung ist, sondern das Phänomen Migration an sich. Es werden Strukturen und Potenziale herausgearbeitet, die dem Phänomen Migration innewohnen, deshalb scheint eine möglichst große Streuung nach Herkunft, Status, Bildungsstand, Migrationsgrund, Alter und Geschlecht sinnvoll. Die gesellschaftliche Tendenz zur Pluralisierung von Lebensläufen – gemeint ist damit, dass das Individuum keinen vorgegebenen Statuspassagen mehr folgt, sondern seine Biografie individuell gestaltet, was eine starke Ausdifferenzierung von Lebensformen bedeutet und mit einem Individualisierungsprozess einhergeht (vgl. Backes et al. 2000; Reinprecht 2006; Rosenmayr, Kolland 2002; Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997) – wird durch die starke Heterogenität der GesprächspartnerInnen ebenfalls widerspiegelt. Zudem stellen – wie Apitzsch (2003) betont – gerade in der qualitativen Sozialforschung differenzierte Biografien eine wichtige Grundlage für Studien dar: „Wie Biographieforschung generell, so interessieren sich auch diese Beiträge durchaus nicht für die statistisch wahrscheinlichen, sondern auch für die eher unwahrscheinlichen Entwicklungen, die jedoch für die Gesellschaft oft von großer qualitativer – prototypischer – Bedeutung sind und deren Bedingungen und Kontexte sie ergründen möchten“ (Apitzsch 2003: 10).

Es wurden Personen befragt, die aufgrund ihrer Minderheitenzugehörigkeit oder ihres politischen Engagements aus ihren Herkunftsländern fliehen mussten, und solche, die freiwillig den Weg der Migration wählten. Neben ArbeitsmigrantInnen, die in den unteren Segmenten des Arbeitsmarkts tätig und prekären Arbeitsbedingungen ausgesetzt waren, wurden Personen befragt, die mit wesentlich geringeren materiellen oder ökonomischen Sorgen belastet waren und beispielsweise als AkademikerInnen nach Wien migrierten. Neben dem sozialen Status im Aufnahmeland wurde nach Geschlecht, der Ausgangssituation vor der Migration nach Österreich, dem Herkunftsland und den Migrationsmotiven der GesprächspartnerInnen differenziert. Die Herkunftsländer der GesprächspartnerInnen sind sehr unterschiedlich; sie wurden in Osteuropa, Nordafrika, Naher Osten, Südeuropa, Südamerika, Südostasien, mittlerer Osten, östliches Mittelmeer und Zentraleuropa geboren.

---

<sup>14</sup> In Kapitel 1.4 *Versuch einer Definition* werden die Auswahlkriterien der Zielgruppe näher beschrieben.

Amann (2000) postuliert, dass sich die jeweilige Lebenslage eines Menschen anhand der Kategorien *Arbeit*, *Alter*, *Geschlecht* und *Staat/Recht* konstituiert. Weiters geht Amann davon aus, dass innerhalb der jeweiligen Lebenslage ein Spielraum für eine individuelle Entwicklung besteht (vgl. Kapitel 2.3 *Lebenslagen im Alter(n)*): „Lebenslage heißt aber auch der Spielraum, den die einzelnen innerhalb dieser Verhältnisse zur Gestaltung ihrer Existenz potentiell vorfinden und tatsächlich verwerten und in denen sich Chancen als strukturierte Wahlmöglichkeiten, als Dispositionsspielräume darstellen“ (Amann 2000: 58). Dieses Entwicklungspotenzial innerhalb der jeweiligen Lebenslage soll herausgearbeitet werden, indem nach den individuellen Strategien gesucht wird, Ressourcen zu mobilisieren, die ein Aufrechterhalten bzw. ein Verbessern der Lebensqualität ermöglichen. Dabei wird der Frage nachgegangen, ob durch die Erfahrung der Migration Strategien entwickelt wurden, die lebenslagenunabhängig sind und zu einer positiven Lebensqualität führen können. Eine Kontrastierung und möglichst breite Streuung der Fälle ist für die Umsetzung dieser Fragestellung notwendig.

Da der Gender-Aspekt in der Migrationsforschung lange Zeit vernachlässigt wurde (vgl. Lutz 2010; Apitzsch 2003) wird in dieser Arbeit ein Augenmerk auf diesen gelegt. Daher wurde bewusst nach den in der Literatur beschriebenen Formen der weiblichen Migration gestreut. Insgesamt wurden mit neun Frauen biografische Gespräche geführt. Eine der Frauen migrierte nach Österreich, um im informellen, privaten Dienstleistungsbereich (in diesem Fall als Haushälterin) tätig zu sein. Ihr Einkommen sowie ihre berufliche und finanzielle Absicherung sind sehr gering. Im Alter von 65 arbeitet sie nach wie vor als Pflegerin in einem Privathaushalt. Sie entspricht dem Bild der klassischen Arbeitsmigrantin (vgl. Lutz 2010), die im informellen, privaten Dienstleistungsbereich mit geringem Einkommen und schlechter Absicherung tätig ist.

Zwei Gesprächspartnerinnen migrierten aufgrund der Arbeitsaussichten des Ehemannes, wobei einer der Ehemänner dem Bild des klassischen „Gastarbeiters“ zuzuordnen ist und der andere Ehemann eine akademische Ausbildung hat sowie die Möglichkeit besaß, in Wien eine adäquate Arbeitsstelle zu finden. Die Frau des Akademikers ging keiner Arbeit nach, da die finanziellen Ressourcen durch den Mann ausreichend abgedeckt wurden und sie sich um das gemeinsame Kind kümmerte. Die andere Gesprächspartnerin war von Beginn ihres Aufenthalts an als Putzkraft tätig. Ihr Einkommen war sehr gering und aufgrund eines Arbeitsunfalls musste sie frühzeitig in Pension gehen. Da ihre Arbeitsbiografie von längeren Phasen der Arbeitslosigkeit geprägt war und sie aus gesundheitlichen Gründen frühzeitig in den Ruhestand gehen musste, steht ihr nun im Alter eine geringe Pension zur Verfügung.

Eine Interviewpartnerin migrierte allein aufgrund der besseren eigenen Arbeitsaussichten nach Österreich und war in Wien als Putzkraft tätig. Sie fand nur stundenweise eine vertraglich abgesicherte Arbeitsstelle und musste daher zusätzlich im informellen Bereich in privaten

Haushalten arbeiten. Aufgrund ihrer sehr geringen Pension ist sie nach wie vor gezwungen, im informellen Sektor tätig zu sein.

Zwei Frauen waren aus politischen Gründen gezwungen, ihr Herkunftsland zu verlassen, und mussten nach Österreich fliehen. Beiden wurde Asyl zugesprochen. Eine der Frauen arbeitete bis zu ihrer Hochzeit als Kindermädchen im privaten, informellen Dienstleistungsbereich. Die andere konnte nach intensivem Lernen der deutschen Sprache eine Anstellung als Sekretärin finden.

Zwei weitere Frauen migrierten nach Österreich, um eine Ausbildung zu absolvieren, und blieben aufgrund ihrer Hochzeit mit österreichischen Staatsbürgern in diesem Land. Eine weitere Frau kam wegen der Eheschließung mit einem in Wien lebenden Mann nach Österreich. Allen drei Frauen ist gemeinsam, dass sie aufgrund des Partners und der Familiengründung in Österreich blieben. Zwei davon sind Akademikerinnen und arbeiteten. Alle drei Frauen befinden sich sowohl in finanzieller als auch sozialer Hinsicht in gut situierten Lebenslagen.

Es wurden sechs Interviews mit Männern durchgeführt. Die Hälfte der interviewten Männer ist dem Bild des klassischen Arbeitsmigranten (im ursprünglichen Sinn eines „Gastarbeiters“) zuordenbar. Das Herkunftsland variiert bei diesen Gesprächspartnern, und es wurden zudem unterschiedliche Migrationsmotive genannt (siehe anschließendes Kapitel). Zwei der Männer, die ursprünglich auf einen temporären Arbeitsaufenthalt in Wien zielten, machten sich selbstständig und sind nach wie vor in dem von ihnen aufgebauten Unternehmen tätig. Ein weiterer Mann weist eine brüchige Erwerbsbiografie auf, er war in unterschiedlichen Firmen tätig sowie selbstständig und ist mittlerweile in Pension.

Zwei der interviewten Männer haben einen universitären Bildungsabschluss, wobei einer der beiden in seiner Ausbildung entsprechenden Berufen tätig war. Der andere hat eine brüchige Erwerbsbiografie und arbeitete primär in den untersten Segmenten des Arbeitsmarkts.

Ein weiterer Gesprächspartner kam zum Studieren nach Österreich. Er schloss das Studium nicht ab und weist eine brüchige Erwerbsbiografie auf, die unter anderem Phasen der Arbeitslosigkeit beinhaltet.

Int.	Geburtsland	Geschlecht	Alter	In Österreich seit	Höchste abgeschlossene Bildung	Familienstand und Kinder
1	Osteuropa	weiblich	85	59 Jahren	Matura	verwitwet, ein Kind, zwei Enkelkinder
2	Nordafrika	männlich	62	40 Jahren	Matura	verheiratet, ein Kind
3	Mittlerer Osten	männlich	70	40 Jahren	Universität	geschieden, eine Tochter
4	Östliches Mittelmeer	weiblich	62	43 Jahren	Volksschule	geschieden und wieder verheiratet, vier Kinder und fünf Enkelkinder
5	Südeuropa	weiblich	63	40 Jahren	Universität	geschieden, drei Kinder, zwei Enkelkinder
6	Südamerika	weiblich	73	40 Jahren	Matura	verheiratet, vier Kinder, zwei Enkelkinder
7	Osteuropa	männlich	63	41 Jahren	Lehre	verheiratet, zwei Kinder, drei Enkelkinder
8	Südostasien	weiblich	64	43 Jahren	Matura	zwei Kinder, ein Enkelkind
9	Östliches Mittelmeer	männlich	73	49 Jahren	Volksschule	fünf Kinder, zwei Enkelkinder
10	Zentraleuropa	weiblich	85	69 Jahren	Pflichtschule	zwei Kinder, ein Enkelkind
11	Osteuropa	männlich	67	37 Jahren	Universität	zwei Kinder
12	Südamerika	weiblich	65	30 Jahren	Pflichtschule	ledig
13	Osteuropa	männlich	64	43 Jahren	Lehre	verheiratet, zwei Kinder, drei Enkelkinder
14	Östliches Mittelmeer	weiblich	63	31 Jahren	Volksschule	geschieden, keine Kinder
15	Mittlerer Osten	weiblich	72	50 Jahren	Universität	verheiratet, zwei Kinder, zwei Enkelkinder

## 6.2 Die Ausgangssituation vor der Migration nach Österreich

Das Prinzip der Kontrastierung der Fälle spiegelt sich nicht nur in den unterschiedlichen Herkunftsländern, Bildungsniveaus und Migrationsmotiven der InterviewpartnerInnen wider, sondern auch in der Ausgangssituation vor der Migration nach Österreich. Diese spielt für den weiteren Verlauf der Migrationsbiografie eine entscheidende Rolle. Zum einen wird der Migrationserfolg anhand der Lebensbedingungen, die vor der Migration gegeben waren, evaluiert (vgl. Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Matthäi 2004). Zum anderen reflektieren diese unterschiedlichen Ausgangssituationen die Differenziertheit der Untersuchungsgruppe.

Die Prozesshaftigkeit der Migration, die sich durch die Erfahrungen aus dem Herkunfts- und Ankunfts-kontext manifestiert (Breckner 2009) nimmt ihren Anfang in der Ausgangssituation vor der Migration. Durch das Einbeziehen des Herkunftskontexts der Untersuchungsgruppe soll auch mit dem starken nationalstaatlichen Bezug (gemeint ist hier auf das Aufnahmeland), der insbesondere in der vergangenen Migrationsforschung vorherrschend war (vgl. Perchinig 2010), gebrochen werden.

Die Motive für eine Migration nach Österreich sind unter anderem in den Ausgangsbedingungen der Ursprungsländer zu finden. Der von Hoffmann-Nowotny (1973) beschriebene strukturelle und soziale Spannungsabbau, der durch eine Abwanderung aus der Herkunftsregion vollzogen wird (vgl. Reinprecht et al. 2012: 22), wird anhand der einzelnen Biografien nachvollziehbar. In den extremsten Fällen sind Personen zu einer Migration in Form von Flucht gezwungen, da sie entweder durch ihr politisches Engagement zum Feindbild des Regimes im Herkunftsland wurden oder weil ihre Zugehörigkeit zu einer Minderheit und die damit verbundenen Repressalien existenzbedrohend sind und eine Flucht unausweichlich wird. Dass die Übergänge zwischen einer Flucht zu einer Arbeitsmigration fließend sind (vgl. Han 2010, Treibel 1999), wird auch in den Lebensgeschichten offensichtlich. So beschreiben GesprächspartnerInnen, dass ihnen durch ihren Minderheitenstatus und die damit verbundenen Benachteiligungen im Herkunftsland eine Arbeitsmigration nach Österreich unausweichlich schien.

Eine Frau engagierte sich in ihrem diktatorisch geführten Herkunftsland politisch, kam in Haft und musste so schnell wie möglich das Land verlassen. In Österreich beantragte sie Asyl, das ihr sofort gewährt wurde. In dem für sie sicheren Österreich versuchte sie, ihren Mann aus der Gefangenschaft zu befreien und ihre Familie nachzuholen. Beides gelang mit Erfolg.

*Damals ist der Militärputsch, und alle Leute, das mit Politik zu tun hatten, natürlich nicht die konservative Politik, sondern linke Politik, wurden eingesperrt oder vertrieben oder so. Ich war zum Glück nur ein paar Monate in Gefängnis, aber mein Mann war fast ein Jahr. Bei mir keiner hat mir ein Haar berührt, aber mein Mann bis heute noch hat die Narben und die anderen Narben, das nicht so sehen sind, sind psychisch, ja, bei ihm. (6, w, Südamerika, 73J)*

Eine weitere Gesprächspartnerin, die in ihrem Herkunftsland einer Minderheit angehörte, beschreibt die spürbar wachsenden Anfeindungen und Diskriminierungen, die sie in ihrem Herkunftsland aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit erfahren musste. Die wachsenden Anfeindungen sind in der Mehrheitsbevölkerung latent spürbar und manifestieren sich in verbalen Attacken am Arbeitsplatz.

*Ich bin an und für sich ein friedliebender Mensch, ich mag auch keinen Streit, und ich hätte auch nicht gewusst warum, eines schönen Tages hat sie mich so angegriffen. Da muss schon in ihr dieser Hass gewesen sein, ich hab ihr aber nie was getan, ich persönlich. Und da hat sie zu mir gesagt, irgendeine Kleinigkeit war, i weiß net, in der Arbeit, und sie hat zu mir gesagt, na warte nur, es wird nicht lange dauern, und da wirst du draußen an der Laterne einmal hängen. Und dann hab ich gesagt, ja sag einmal, was fällt dir ein, net, und, und, und da hab ich eigentlich das erste Mal diesen unglaublichen Hass verspürt, den ich gar nicht fassen konnte. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Beide Frauen identifizieren sich mit ihren Herkunftsländern, obwohl sie zur Flucht gezwungen wurden. Dies zeigt sich im politischen Engagement und dem Sprechen der Herkunftssprache in Österreich. Das prägende Erlebnis der Flucht spielt bei der Evaluierung ihrer Biografie eine wichtige Rolle. Sie empfinden nach dem Martyrium, das sie in ihrem Herkunftsland erleben mussten, ihr Leben in Österreich als erfolgreich. Die Alternativlosigkeit, die sie zur Flucht zwang, ist zudem bedeutsam, da sie sich nie die Frage stellen mussten, ob ein Verbleib sinnvoller gewesen wäre. Eine andere Frau, die aufgrund der Arbeitsmigration ihres Mannes nach Österreich kam, bewertet den Migrationserfolg negativ und stellt diesem einen Verbleib im Herkunftsland gegenüber. Sie selbst betont im Zuge des Gesprächs immer wieder, dass ein Leben im Ursprungsland erfolgreicher gewesen wäre.

Personen, die nach Österreich aufgrund von Arbeitssuche migrierten, beschreiben ihr Leben im Herkunftsland als schwierig, da sie dort einer Minderheit angehören. Das Leben in Österreich wird als entlastend empfunden, da zum einen ein Engagement für die eigene ethnische Gruppe möglich wird, und zum anderen weniger Diskriminierungserfahrungen aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Minderheit erlebt werden. Die von dieser Gruppe beschriebene Lebensrealität steht in einem Widerspruch zu Schütz' Überlegungen in seinem Aufsatz „Der Fremde“ (Schütz 2002)<sup>15</sup>. Sie zeigt, dass von keiner *Wir-Gruppen-Identität* innerhalb eines Nationalstaats ausgegangen werden kann, die in sich kohärent und konsistent ist (vgl. Breckner 2009). GesprächspartnerInnen, die aufgrund ihres ethnischen, religiösen oder politischen Hintergrunds nicht der Mehrheitsbevölkerung zuzuzählen sind, beschreiben, das Gefühl der Fremdheit bereits in frühen Kinderjahren wahrgenommen zu haben. Sie empfanden infolgedessen das Leben in der Migration als entlastend, da sie weniger Diskriminierungen ausgesetzt waren. Es entsteht das Paradoxon, im Herkunftsland stärker das Paradigma des „Fremden“ aufoktroziert (vgl. Treibel 1999) zu bekommen als im Aufnahmeland.

---

<sup>15</sup> Eine detaillierte Beschreibung der Theorie sowie eine kritische Auseinandersetzung mit ihr findet sich im Kapitel 1.1.3 *Der phänomenologische Blick auf Migration* dieser Dissertation.

Neben den Erfahrungen der Diskrimination aufgrund einer Minderheitenzugehörigkeit, sind das Leben in Armut und die geringen Ausbildungschancen ein genanntes Motiv für die Migration.

*Ja, ja, in Zeit von sieben Jahre war meine Anfang ... Beruf ... Anfangszeit, aber da war alle so, weil bei uns war keine eine Berufsschule oder eine Schneiderschule, bei uns gibt keine, nur, ahm, es kann ma praktisch lernen, du fangst irgendwo an, und lernst du so weiter, so hab ich gelernt. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Es wird von dem Mann als prägend beschrieben, schon in der Kindheit erkennen zu müssen, dass das Erlernen eines Handwerks und das damit verbundene Arbeiten seine einzigen Möglichkeiten sind, um den prekären Lebensverhältnissen zu entkommen. Die Vorstellung, nur aus eigenem Antrieb der Armut entgegenwirken zu können, manifestierte sich dadurch bereits in Kinderjahren. Dieses Wissen wird von ihm auch bewusst auf seine Kinder übertragen. Es ist ihm wichtig, dass all seine Kinder die Möglichkeit haben, einen Beruf zu erlernen. Für die Ausbildung seiner Kinder verwendet er seine gesamten finanziellen Ressourcen und verzichtet bewusst auf Eigentum.

*Na ja, sicher interessant, weil wann man nicht erlebt, kann man nicht wissen, weil wir haben von einen Rindleder, wir haben, ich und meine ältere Brude,r wir haben für uns Schuhe gemacht ... Ahm einen Tag zieht er an, und zweite Tag zieht ich an. So haben wir gelebt. Ahm, eine weiße Sackerl meine Mama hat oben geschnitten und Seite geschnitten für Ärmel, oben für Kopf, und so haben wir angehabt ein T-shirt sozusagen. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

InterviewpartnerInnen, die als ArbeitsmigrantInnen nach Wien kamen, entschieden sich für Österreich als vorübergehendes Arbeitsland, da es neben besseren Arbeitsaussichten und einem höheren Verdienst eine geografische Nähe zum Herkunftsland aufweist. Ein häufiges Besuchen der zurückgebliebenen Herkunftsfamilie wird durch diese möglich.

*Des ist der Grund, was hab ich nach Österreich gekommen, was kanna jede Zweite, wenn nicht jedes Woche runter nach Hause fahren wegen meine Eltern, wegen meine Kind, des ist der Grund, des ist der nächste Land, was warra, was kann ma schon wir Ausländer was verdienen und arbeiten, sonst wir fahren zum Beispiel nach Deutschland und Amerika oder was was ist, aber ich möchte nicht wegen des zu weit weg (...). (7, m, Osteuropa, 63J)*

Einen weiteren Grund für eine Migration nach bzw. einen Verbleib in Österreich stellt die Beziehung zu einem Partner dar. Frauen beschreiben, dass sie sich in einen Österreicher verliebten und nach der Hochzeit im Land ihres Ehemannes blieben bzw. kamen. Sie lernten ihren Mann entweder in der Migration kennen und entschieden sich aufgrund der Beziehung gegen ihre ursprünglichen Pläne, wieder in ihr Herkunftsland zurückzukehren, oder sie lernten ihren Partner in ihrem Herkunftsland kennen und zogen nach abgeschlossener Ausbildung zu ihm nach Österreich.

Ein weiterer Migrationsgrund, der von zwei Gesprächspartnern genannt wurde, war die Abenteuerlust. Nicht das Ziel, die Lebenschancen zu verbessern, stand hier im Mittelpunkt, sondern der Drang, etwas Neues kennenzulernen.

*Ja, ich wollte mal in die große weite Welt hinaus, und da hab ich mich beworben um eine Stelle als Dolmetscher in Deutschland oder Schweiz oder Österreich oder so. Und da haben sie erst gesagt, na, es gibt keine Stelle, die rühren sich, wenn was ist. Und da sind wirklich paar Monate verstrichen, und da haben sie angerufen. Und damals bin ich nach Österreich auch nicht gegangen, weil ich mehr Geld haben wollte. Eben bissl Abenteuer und einfach Abwechslung. Und mal was anderes tun. (11, m, Osteuropa, 67J)*

Die politischen und gesetzlichen Einschränkungen im Herkunftsland werden von InterviewpartnerInnen als ein zentraler Push-Faktor (vgl. Lee 1972), der für eine Migrationsentscheidung ausschlaggebend ist, genannt. Ein Mann, der ein Stipendium für ein Studium nach Österreich erhalten hat, betont gleich zu Beginn des Gesprächs, dass er von klassischen MigrantInnen klar zu unterscheiden ist. Er selbst setzt Migration mit Arbeitsmigration und mit einer Tätigkeit in den untersten Arbeitssegmenten gleich und hebt hervor, dass er dieser Gruppe nicht zuzurechnen ist. Bei ihm findet eine starke Abgrenzung zur Arbeitsmigration statt, die auch bei einem weiteren gut ausgebildeten Migranten zu finden ist. Nicht die Suche nach Arbeit, sondern die Möglichkeit, aus den freiheitseinschränkenden Bedingungen, die im Herkunftsland vorherrschend sind, zu entkommen, steht hier im Mittelpunkt.

*So ... und für mich war das anders. An erster Stelle stamme ich nicht vom Land. Das ist das einer ... Ich habe Schule besucht, ich habe Universität besucht, den Grund für mich, das ich weg von xxx wollte, aha ... Ich wollte einfach frei ... frei, das war ein System gerade in der 70er-Jahre, das war ostblockmäßig ... (2, m, Nordafrika, 62J)*

Es ist wichtig festzuhalten, dass die Binnenmigration (Treibel 1999: 20), also jene, die innerhalb eines Nationalstaats erfolgt, eine entscheidende Rolle für die Evaluation des Migrationsprojekts in Österreich spielt. Bei InterviewpartnerInnen, die in ihrem Herkunftsland einer Minderheit angehörten bzw. keine Arbeit in ihrer Herkunftsregion fanden, ging der Migration nach Österreich eine Binnenmigration (meist vom Land in die Stadt) voraus. GesprächspartnerInnen, die eine solche erlebten, beschreiben die Binnenmigration als wesentlich prägender als die Migration zu einem späteren Zeitpunkt nach Österreich. So erzählt eine Frau, die aus einer ländlichen Gegend stammt, einer indigenen Gruppe angehört und deren Eltern Bauern sind, dass für sie die Migration in die Hauptstadt ihres Landes wesentlich herausfordernder war als jene nach Europa. Zum einen beherrschte sie zu diesem Zeitpunkt kein Spanisch (die Hauptsprache des Landes), und zum anderen hatte sie keine Vorstellung davon, wie differenziert das Leben in der Stadt im Vergleich zum Landleben ist. Die Anpassung an die neuen Gegebenheiten beschreibt sie als schwierig und mühsam. Die darauf folgende Migration nach Europa wird von ihr als wesentlich einfacher dargestellt. Selbiges schildert eine Frau, die mit ihrer Familie von einer kleinen Stadt in die Hauptstadt des Landes migrierte. Mit ihrem Mann und ihrem gemeinsamen Sohn lebte sie ursprünglich in einer kleinen Stadt, in der verhältnismäßig viele Angehörige der ungarischen Minderheit (der sie selbst angehörte) wohnten. Der Schritt in die Hauptstadt des Landes stellte für sie einen richtigen Bruch mit der Herkunftstadt dar, den sie rückblickend als schwer bezeichnet. Die darauf folgende Migration nach Wien wurde von ihr positiv bewertet und als erleichternd wahrgenommen. Ein Mann, der innerhalb seines Herkunftslands von seinem kleinen

Herkunftsdorf in eine große Stadt migrierte, beschreibt ein ähnliches Phänomen: Da er bis zum Zeitpunkt der Migration ausschließlich seine indigene Muttersprache sprach, ist für ihn das Erlernen der Mehrheitsprache schwierig gewesen. Neben den sprachlichen Barrieren beschreibt er seine Minderheitenzugehörigkeit als einen Nachteil, um in der großen Stadt eine gesicherte Existenz aufbauen zu können. Die Migration nach Österreich wird als eine positive Chance beschrieben, um den diskriminierenden Gegebenheiten im Herkunftsland zu entkommen.

### **6.2.1 Zwischenfazit: Herkunftskontext**

Im Zuge der Analysen des Interviewmaterials kristallisierten sich Ressourcen heraus, die bereits auf den Herkunftskontext zurückzuführen sind und als lebensqualitätsfördernd klassifiziert werden. Die in diesem Kapitel dargestellten Ressourcen beziehen sich explizit auf den Herkunftskontext. In einigen Fällen entwickelten sich diese Ressourcen erst im Zuge des Migrationsprozesses.

**Umgang mit Armut:** Das Vermögen, bereits seit früher Kindheit mit Entbehungen umzugehen und mit wenigen finanziellen Mitteln auskommen zu können, wird als eine wichtige Coping-Strategie, die über weite Strecken der Biografie hilfreich ist, beschrieben. Nicht nur der erfolgreiche Umgang mit Armut fällt unter diese Kategorie, sondern auch das befriedigende Wissen, aus der Armutsfalle entkommen zu sein. Dieses Honorierenkönnen, welche zusätzliche Optionenvielfalt einem durch eine Verbesserung des Lebensstandards zur Verfügung steht, wird im Alter als eine zentrale Ressource beschrieben.

**Bildung und aktives Lernverhalten als Exit aus der Armutsfalle:** Die Erkenntnis, dass Bildung und aktives Lernen Möglichkeiten sind, der Armut zu entkommen, wird als prägend beschrieben. Besondere Betonung liegt hier auf dem aktiven Verhalten, an der eigenen Situation etwas verändern zu können. Dieses Wissen wird in den Kinder- und Jugendjahren entwickelt und zieht sich durch den gesamten durch die Erfahrung der Migration geprägten Lebensweg. Bildungsressourcen wirken sich zudem positiv auf die Migrationsentscheidung aus (Ates, Reinprecht 2015). Das Verlangen danach und die Freude daran, sich neues Wissen anzueignen, bleiben im Alter. Bildung stellt auch in dieser Lebensphase eine wichtige Ressource dar und steigert die Lebensqualität erheblich (Kolland 2009: 124). So gilt es als wissenschaftlich gesichert, dass sich eine aktive Bildungsteilhabe positiv auf die Gesundheit auswirkt. Kolland (2009) schreibt in diesem Zusammenhang, ein Zugang zu Weiterbildung „steigert das physische und psychische Wohlbefinden, erhöht die Antizipation und Verarbeitung kritischer Lebensereignisse und wirkt sich positiv auf bürgerschaftlichem (sic) Engagement bzw. Freiwilligenarbeit aus“ (ebd.: 127). Zudem hat Bildung einen gesellschaftlich integrativen Charakter (vgl. ebd.: 129; Ates, Reinprecht 2015), der sich sowohl auf den Status der Migrantin/des Migranten als auch auf die Gruppe der Alten positiv auswirken kann. Der

positive Effekt von Bildung für das subjektive Wohlbefinden ist daher nicht von der Hand zu weisen. Reinprecht und Ates (2015) bezeichnen Bildung als „eine Erklärungsvariable für Lebensqualität und die Erfüllung von Autonomieansprüchen sowie für die reflexive Steuerung des Handelns“ (Ates, Reinprecht 2015: 176). Bildung sollte in diesem Zusammenhang aber nicht nur mittels formaler Merkmale bemessen werden (wie beispielsweise Bildungsabschlüssen und akademischen Titeln), sondern auch anhand informeller Kriterien, die durch eine Migrationserfahrung entwickelt werden. Ates und Reinprecht sehen daher in Bildung kein zu erreichendes Ziel in Form von Bildungstiteln; sie rücken vielmehr den lebensweltlichen Aspekt der Bildung in den Mittelpunkt. Bildung wird als ein „Verarbeitungsmodus von Welt- und Selbsterfahrungen gedacht, durch die, wie im Kontext der Migration, bewährte Praktiken und Routinen auf die Probe gestellt werden, was nach neuen Lösungen verlangt“ (ebd.: 183). Die Migration an sich und die mit ihr verbundenen Fähigkeiten zu einem Umgang mit sowie der Aneignung von unterschiedlichen kulturellen Mustern und Habitus wird als Bildungsressource klassifiziert, die im Sinne des Capability-Ansatzes eine Autonomiebefähigung mit sich bringt.

***Umgang mit dem eigenen Minderheitenstatus:*** Das Gefühl, nie einer Mehrheitsgruppe anzugehören, zieht sich durch das ganze Leben. Im Herkunftskontext, da die Person einer Minderheit angehörte, und im Aufnahmeland, da sie sich durch ihren MigrantInnenstatus nicht der Mehrheitsgesellschaft zugehörig fühlt. Durch den Minderheitenstatus im Herkunftskontext wird in der Migration das Gefühl der Nichtzugehörigkeit zu der *In-Group* (Schütz 2002) im Aufnahmeland als abfedernd beschrieben. Strategien, um mit diesem Minderheitenstatus umzugehen, wurden bereits im Herkunftsland entwickelt und erweisen sich im Aufnahmeland als hilfreich.

***Alternativlosigkeit zur Migration:*** Das Gefühl, keine andere Möglichkeit als eine Migration ins Ausland gehabt zu haben, wird beispielsweise im Fall einer Flucht aufgrund der ethnischen bzw. politischen Zugehörigkeit beschrieben. Zudem werden Diskriminierungen seitens der Mehrheitsgesellschaft genannt, die ein zufriedenstellendes Leben im Herkunftsland unmöglich machen. Eine Migration stellt zu diesem Zeitpunkt der Biografie die einzige Möglichkeit dar, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Dieses Wissen stärkt das subjektive Selbstwertgefühl im Migrationsverlauf, da ein retrospektives Bereuen der Migrationsentscheidung wegfällt. Das Wissen, durch eine Migration einem repressiven System entkommen zu sein, ist demnach eine stärkende Ressource. Das heißt, es findet eine psychische Entlastung statt, die sich wiederum positiv auf das Resilienzempfinden auswirkt. Das Bedürfnis, Potenziale ausschöpfen und ein autonomes Leben führen zu können, wird erst durch eine Migration möglich. Die Handlungsfreiheit und Autonomie, Ziele verwirklichen zu können, stellt nach dem Capability-Ansatz eine wichtige Voraussetzung für eine positive Lebensqualität dar (vgl. Reinprecht 2006; Sen 1997; Motel-Klingebiel et al. 2010). Die Erkenntnis, dass

diese erst durch eine Migration geschaffen wurde, führt zu einer positiven Evaluierung des Migrationsprojekts.

**Binnenmigration:** Eine Migration innerhalb der nationalen Grenzen – zum Beispiel vom Land in die Stadt – kann Anpassungsleistungen erfordern, die für eine nationalstaatliche Migration zu einem späteren Zeitpunkt nützlich sind. Sowohl sprachliche als auch kulturelle Schwierigkeiten werden bei der ersten Migration als wesentlich herausfordernder beschrieben als bei der darauffolgenden Migration nach Österreich. Da erfolgreiche Strategien, um mit migrationsbezogenen Herausforderungen umzugehen, bei einer Binnenmigration bereits entwickelt wurden, können diese bei der darauffolgenden grenzüberschreitenden Migration ebenfalls angewandt werden. Diese Ergebnisse zeigen unter anderem, dass in zukünftigen Forschungen der zentrale Einfluss von Binnenmigration (meist vom Land in die Stadt) berücksichtigt werden muss. Wird die nationalstaatliche „Brille“ abgenommen, die eine differenzierte Sicht auf Migrationsprozesse verdeckt (vgl. Reinprecht 2006), werden die prägenden Einflüsse von migrantischen Bewegungen, die innerhalb eines Nationalstaats stattfinden, offensichtlich.

### 6.3 Die Ankunft in Österreich

In den durchgeführten biografischen Interviews nimmt die Beschreibung der Ankunft in Wien einen zentralen Stellenwert ein. Die Bedeutung dieses einschneidenden Erlebnisses manifestiert sich in den detaillierten Erinnerungen an die Wetterverhältnisse bzw. die Jahreszeit und das genaue Datum bei der Ankunft.

*Dann bin ich hier gekommen nach Österreich, dieser Tag war, ja, habe ich gesagt, 11. 8. '75 war ... War windig, sonnig und windig. Kleiner Flughafen, habe ich gesagt, nicht wie in XXX, eine große Flughafen bei uns, hier in Wien, in Europa kleine, kleine (...). (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Die InterviewpartnerInnen hatten sich zum Zeitpunkt der Ankunft in Österreich klare Vorstellungen von der Beschaffenheit Wiens gemacht und retrospektiv können sie sich erinnern, ob sich diese bewahrheiteten oder nicht. Das heißt, mit der Ankunft in Österreich sind vorgefasste Erwartungen verbunden, die sich als richtig oder als falsch herausstellen. Anfängliche Irrtümer und Missverständnisse werden anekdotenhaft wiedergegeben.

*Z. B. war da Herbst, na, in XXX war da Frühling, und hier in Europa war Herbst dann. Und alle Bäume ohne Blätter nur so. Habe gedacht, die Menschen sind so, ich wollte diese Bäume alles wegschneiden, wozu brauchen so viele Bäume ohne Blätter. (lacht) (12, w, Südamerika, 65J)*

Das Leben in Wien wird dem bisher geführten Leben im Herkunftsland gegenübergestellt. Für die subjektive Evaluation des Migrationsprojekts spielt nicht nur der Verlauf der Migration im Aufnahmeland eine entscheidende Rolle, sondern auch die Ausgangssituation im

Herkunftsland. Die schwierigen Lebensbedingungen bestätigen und rechtfertigen die Entscheidung zur Migration. Aus diesem Grund wird in manchen Fällen Wien im Vergleich zum Herkunftsland überhöht und fast klischeehaft dargestellt.

*Die Zeit des Terrorismus, also die Roten Brigaden und einige Extremisten, extreme Gruppierungen, haben wirklich also bei uns Schlimmes verursacht. Ja, also ich hab im Jahr '78 geheiratet, die Stimmung war in XXX nicht schön, nicht gut, also ich hab wirklich das Gefühl gehabt, in Österreich wirklich in diese glückselige Insel (...). Es war für mich, wie soll ich sagen, nicht nur für mich, auch für andere, also ich kann das schon sagen, angenehm, sich in einem sicheren Land zu fühlen, auch so pittoresk, ja, wir haben erlebt, wie die Leute noch mit Dirndl und so auch auf die Uni sind, manchmal mit Körbe oder Dirndl gekommen die Mädchen oder mit dem Fahrrad oder in der Oper noch die Bälle oder diese altösterreichische, Wiener Leben und so. Aber in XXX, in der Uni im Jahr '77 gab es nur Unruhen, Kämpfe, auch gefährliche ... (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Insbesondere bei einer Schilderung der Ankunftszeit in Österreich wird die damalige Migrationsentscheidung nochmals evaluiert. Die erste Zeit im Aufnahmeland war sehr herausfordernd und wurde besonders intensiv erlebt. Die Entscheidung, sich diesen Herausforderungen, Barrieren und Entbehrungen die mit der damaligen Migration verbunden waren, gestellt zu haben, wird rückblickend gerechtfertigt. Es kommt die Neigung zu einer Biografisierung zum Ausdruck, in der vergangene Entscheidungen als sinnvoll erlebt und so gerechtfertigt werden (vgl. Reinprecht 2006; Stauber, Walther 2001; Marotzki 2009).

Die zum Ankunftszeitpunkt vorgefundene Situation im Aufnahmeland ist in allen Interviews präsent und wird detailliert beschrieben. Die ersten Eindrücke und die sich (nicht) bestätigenden vorgefassten Annahmen zu Wien werden anekdotenhaft dargestellt.

*Na, ich komme Wien, die Menschen schauen auch wie wir aus, ja, die Geschäfte san gleich, die Straßen san ... ja, bissl groß, bissl schön, aber was mich wirklich schockiert, war damals, waren die Frauen (...) Wirklich aber schöne Frauen, waren ehrlich aber! In, ahm, das habe ich gehört, die wienerischen Frauen ist beste Frauen in der Welt. (lacht) Ehrlich aber, ist keine Spaß, so habe ich gehört dort ... Schönheiten, die Schönheiten, wirklich wahre schöne Frauen! (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Das hier angeführte Zitat stammt von einem Mann, der aus dem östlichen Mittelmeer nach Österreich migrierte, um eine Arbeitsstelle zu finden. Mit Humor reflektiert er über seine ersten Eindrücke in Wien. Selbiges ist bei einer Frau, die aus dem ostasiatischen Raum nach Wien migrierte, festzustellen. Sie beschreibt ihre anfängliche Enttäuschung, dass Wien nicht den vorgefassten Erwartungen entsprach.

*Meine Eindruck, Österreich ist sehr grün. Erste Tag ich habe Angst gehabt. So da, neben niemandem, ich seh nur alte Leute gehen mit Stock oder ganz langsam und hart. Bei uns immer so viele Leute, die alte Leute sieht man kaum. Aber da die Alte geht, seh da auf die Straße und kaufen, einkaufen gehen und tragen Tasche so. Und mit so dicke Fuß, geschwollen Fuß. Dann haben so, so tsch (zischt) ganz schnell das Auto, das über 60 fahren. Damals ja in die Stadt und habe Angst, habe gedacht, ist das Krieg. (lacht) Habe mir gedacht, ist das Krieg. Und ich habe gedacht, Wien ist eine Museum. Musik, weil das sehr berühmt, ja. Alle wissen hier, nach Österreich muss ich studieren, nicht. Und dann komm ich hier, hab mich so vorgestellt, dass viele Leute singen oder so. Nein, ich seh überhaupt nichts. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die interviewte Frau ist bei ihrer Ankunft von Wien sichtlich enttäuscht. Zu hoch waren ihre Erwartungen in Bezug auf die „Stadt der Musik“. Rückblickend bewertet sie ihre damalige Einstellung als naiv und lacht darüber. Sie kam aus keinen ökonomischen Motiven nach Wien, sondern um zu studieren. Die primäre Motivation zu einer Migration nach Wien bestand darin, die Stadt kennenzulernen. Das bedeutet, die Erwartungen an die Beschaffenheit der Stadt waren in ihrem Fall bedeutsamer als beispielsweise bei Personen, die aufgrund von Arbeitsmotiven nach Wien migrierten. In solchen Fällen spiegeln die vorgefassten Annahmen über die Verdienstmöglichkeiten die primären Erwartungshaltungen wider.

*Schau, also das Leben war so, also Ankunft in Österreich war so: Unten war ka Arbeit gehobt, und sin ma nach nach Wien ausgewandert, ja. Also wir haben angekommen in Wien in '72 Jahr. Ahm, hab ich zwei Tage in Südbahnhof halt, war der Treffpunkt wo man Arbeit ... Arbeit gesucht und, und, und wo die Firma Arbeiter aufnehmen worden, dort das war so ... Und als dritte Tag, war ma wir aufgenommen, ich und ein Freund von mir war am Südbahnhof, und so hamma begonnen. Und dann hamma den Chef gefragt, wo wir schlafen könnten, ja, weil wir hamma ka Wohnung, gar nix, und dann hat uns gesagt, wir hamma alles, ja, und einquartiert hat er uns in 18., und da war ma in einem Keller einquartiert, wo Vierbettzimmer war, also in einem Zimmer waren so vier Stockbetten, ja. Und des war der Anfang. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Für diesen Mann, der als klassischer Arbeitsmigrant mit einer geringen beruflichen Qualifikation nach Wien kam, waren neben der enttäuschten Erwartungshaltung bei der Ankunft in Wien auch die Lebensbedingungen, mit denen er zu Beginn seiner Migration konfrontiert war, schwierig. Der Verdienst war geringer, als ursprünglich angenommen, und die Wohnmöglichkeiten waren sehr beschränkt sowie im Substandardbereich angesiedelt. Neben den schlechten Wohn- und Lebensbedingungen werden sprachliche Barrieren als unerwartet herausfordernd dargestellt.

*Der Anfang hier war schwer, wegen deutsche Sprache, aber ich habe schon gehobt Glück, in eine Firma hab ich schon gefunden eine Arbeit, meine Frau, Gott sei Dank, nach zwei Monat schon gefunden eine Arbeit, wie Bedienerin in eine Firma, na, war nix Bedienerin, war Waschteller in eine Restaurant. (7, m, Osteuropa, 63J)*

In den durchgeführten Gesprächen stellen MigrantInnen, die als ursprünglich geplante „GastarbeiterInnen“ nach Österreich kamen, ihre Ankunft in Österreich anhand ihrer Arbeitsbiografie dar. Der Erfolg des Projekts Migration wird anhand des Arbeitserfolgs und des damit verbundenen sozialen Aufstiegs gemessen. Die Zeit zu Beginn der Migration wird als herausfordernd beschrieben, da die Wohn- und Lebenssituation schwierig war und noch keine finanziellen und sozialen Ressourcen aufgebaut werden konnten.

In den Interviews fokussierten MigrantInnen, die nicht der Gruppe der „klassischen ArbeitsmigrantInnen“ zuzuordnen sind, sondern aus anderen Motiven (Heirat, Studieren, Abenteuerlust) nach Wien kamen, tendenziell weniger auf die Arbeits- als auf die Lebensbedingungen in Wien. Zum einen beziehen sie sich auf ihre vorgefassten, oft klischeehaften Vorannahmen, die sie mit Wien in Verbindung brachten und die enttäuscht oder bestätigt wurden, und zum anderen reflektieren sie über die Lebensbedingungen im Vergleich zu ihrem Herkunftsland.

*Meine Schwiegermutter ist in den 50er-Jahren gekommen, als der, noch vor dem Staatsvertrag. Ich bin in Ende 70er-Jahren gekommen, aber sagen wir so, sie hat es stärker erlebt, ich hab's dann aber auch noch erlebt, äh, Österreich war eine kleine, geschlossene Gesellschaft. Ich kann mich erinnern, es gab noch so kleine Geschäfte, wo wir nur so das einheimische Obst, ähm, es war nicht so selbstverständlich, dass wir Parmesan oder italienischen Kaffee oder so viele Obstsorten bekommen. In Österreich gab es schon Salat und Äpfel, Gurken, aber Mozzarella war für die Österreicher ein ..., was ist das? (5, w, Südeuropäerin, 63J).*

Die Gesprächspartnerin nimmt Österreich im Vergleich zu ihrem Herkunftsland als provinziell wahr. Sie sieht in diesem Land eine kleine, abgeschlossene Insel, die zum damaligen Zeitpunkt noch nicht von den beginnenden Globalisierungsbewegungen tangiert war. Dies veranschaulicht sie anhand der beschränkten Erwerbbarkeit von Lebensmitteln. In Wien gab es zwar einheimisches Obst und Gemüse, Zugang zu internationalen Lebensmitteln war allerdings noch rar. In weiterer Folge beschreibt sie den langsamen Wachstum von Supermarktketten und die Öffnung Österreichs gegenüber internationalen Märkten. Sie sieht für sich selbst zum damaligen Zeitpunkt diese abgeschlossene Inselhaftigkeit von Österreich als positiv an, da sie den politischen Unruhen in ihrem Herkunftsland entkommen konnte. Sie empfand zum Zeitpunkt ihrer Ankunft Österreich als ein willkommenes, ruhiges Kontrastprogramm im Vergleich zu ihrem von Unruhen gekennzeichneten Herkunftsland.

Schwierigkeiten, die aufgrund der unterschiedlichen Gewohnheiten des Herkunfts- und Aufnahmelandes entstehen, werden ebenfalls detailliert beschrieben. So erzählen InterviewpartnerInnen von den anfangs verwirrenden Öffnungszeiten der Geschäfte. Das Anpassen an die ungewohnten Bedingungen wird zwar als herausfordernd, aber nicht notwendigerweise als negativ beschrieben. Eine Frau reflektiert über diese Schwierigkeiten positiv, da sie ihre Flexibilität und Anpassungsfähigkeit gefördert haben.

*Ja, und beim Einkaufen habe ich immer Schwierigkeiten. Weil sechs Uhr ist schon finster oder Mittagspause*

*I: Und das haben Sie nicht gekannt?*

*Nein, wir haben bis in die Nacht oder 24 Stunden, ja. Da nicht. Hier muss schnell, schnell immer. Aber jetzt denk ich, damalige Zeit ist sehr schön. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Frau beschreibt ihre anfänglichen Schwierigkeiten, sich in Wien zurechtzufinden. Neben den ungewohnten Öffnungszeiten von Geschäften und Institutionen wird von ihr der unterschiedliche Habitus der Mehrheitsgesellschaft als herausfordernd genannt. Dieser erfordert von ihr starke Anpassungsleistungen. Sie selbst reflektiert über diese Zeit in ihrem Leben im Alter positiv, da sie durch diese Erfahrungen lernte, flexibel auf Menschen zuzugehen und mit ungewohnten Situationen umzugehen. Bis heute profitiert sie von der damals erlernten Fähigkeit zur Flexibilität.

### **6.3.1 Zwischenfazit: Ankunftskontext**

Im Zuge der Auswertung des Interviewmaterials zeigte sich, dass der Ankunftszeit in Österreich eine besonders prägende Bedeutung zugeschrieben wird. Über diese erste Zeit in der Migration wird eingehend reflektiert. Die anfänglichen Schwierigkeiten, mit den ungewohnten kulturellen Codes und dem Habitus umzugehen, werden detailliert beschrieben. Strategien, die in dieser Zeit entwickelt wurden, um sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden, erweisen sich bis ins Alter als nützlich und resilienzfördernd (vgl. Reinprecht 2006: 125). Im Folgenden werden diese Ressourcen zusammenfassend dargestellt.

**Anpassungsleistungen und Flexibilität:** Es werden ausführlich Probleme und Schwierigkeiten beschrieben, sich in den ungewohnten, teils fremden kulturellen Gegebenheiten des Aufnahmelandes zurechtzufinden. Bereits Schütz schreibt in seinem Aufsatz „Der Fremde“ (1944) von der Herausforderung der/des Fremden, sich an eine neue soziale Gruppe anzunähern.<sup>16</sup> Diese „Krisis-Erfahrungen“ (Schütz 2002: 80) werden auch von den InterviewpartnerInnen eingehend geschildert. Obwohl diese Erlebnisse zeitlich teils weit zurückliegen, sind sie nach wie vor in den Narrationen präsent. Das deutet auf eine stark prägende Erfahrung dieses Lebensabschnitts hin. Die Fähigkeit der Anpassung wird in diesem Zusammenhang als eine zentrale Ressource beschrieben. Diese wird durch die Herausforderung, sich an die neue *In-group* anzunähern und sich die neuen kulturellen, habituellen Muster (vgl. ebd.) anzueignen, entwickelt. Der Weg der Anpassung und des Verstehens wird als mühsam und kraftraubend beschrieben, der Output aber als lohnend. Die durch diesen Prozess gelernte Anpassungsfähigkeit ist zum einen horizontweiternd und zum anderen flexibilitätsfördernd. Amann (2009) spricht in diesem Zusammenhang von *Regulation* und meint „die Fähigkeit des Menschen, produktiv auf Veränderungen zu reagieren und zwar in aktiven Prozessen“ (Amann 2009: 282). Diese Ressource kann auf andere soziale Kontexte (wie beispielsweise bei einem Arbeitswechsel oder neuen sozialen Kontakten in der Freizeit) angewendet werden und erweist sich generell als hilfreich. Die angeeignete Flexibilität wird insbesondere in der Lebensphase Alter als nützlich klassifiziert, da mit drohenden zukünftigen Lebensumstellungen, die Anpassungsleistungen erfordern (wie beispielsweise Pflegebedürftigkeit oder Umzug in ein Altersheim), gerechnet wird. Der durch die Migration durchgeführte Wechsel des Lebensmittelpunkts von einem Nationalstaat in einen anderen führt zu einer Aufgeschlossenheit gegenüber einer erneuten Migration im Alter (vgl. Reinprecht 2006: 141). Es wird die starke Bindung zur Familie betont, die ortsbezogene Bindungsgefühle konterkariert. Diese Ortsungebundenheit den eigenen Lebensmittelpunkt betreffend kann im Alter eine Ressource sein. Im Fall von Pflegebedarf, der mit einem Umzug zu einem Familienmitglied oder in ein Altersheim einhergeht, kann diese aktiviert werden.

**Umgang mit Enttäuschungen und Lernen aus Fehlern:** Mit der Ankunft in Wien sind vorgefasste Annahmen (beispielsweise in Bezug auf die Stadt, die Bevölkerung, die Lebens-

---

<sup>16</sup> Im Kapitel 1.1.3 *Der phänomenologische Blick auf Migration* werden Schütz' Abhandlungen dargestellt und einer kritischen Reflexion unterzogen.

weise, die beruflichen und sozialen Chancen) verknüpft, die sich als falsch herausstellen können. Der Umgang mit dieser enttäuschten Erwartungshaltung wird von den GesprächspartnerInnen eingehend beschrieben. Eine wichtige Rolle spielt hier beispielsweise der *Humor*. Über die eigenen vorgefassten Erwartungen zu lachen und diese aus einer gewissen Distanz betrachten zu können, erweist sich als sehr nützlich. Eine *optimistische Lebenseinstellung* ist ebenfalls sehr hilfreich. Antonovsky sieht in der Komponente *Bedeutsamkeit* des Kohärenzgefühls eine wichtige Fähigkeit, um Gesundheit aufrechtzuerhalten. Diese bedeutet, in dem Erlebten einen Sinn zu sehen und eine positive Einstellung zum Leben zu haben. Dieser Optimismus verhilft zu einer inneren Stabilität, die ein aktives Verarbeiten und Überwinden von Schicksalsschlägen ermöglicht. Die so entwickelten Coping-Strategien sind auch für den weiteren Lebensweg nützlich und eine Ressource. Enttäuschte Erwartungshaltungen prägen Passagen des Lebens. Mit diesen umgehen zu können und optimistisch zu bleiben, ist gerade in der Lebensphase Alter wichtig. In diesem Lebensabschnitt wird über das vergangene Leben reflektiert, und ein Hadern mit vergangenen Enttäuschungen kann erhebliche Auswirkungen auf die subjektive Lebensqualität haben.

#### **6.4 Die Sichtweise auf die Lebensphase Alter und der Blick zurück auf die Biografie**

Da die narrativen biografischen Interviews sehr offen gehalten wurden und der Blick zurück auf die eigene Biografie im Mittelpunkt des Gesprächs stand, erzählten die meisten GesprächspartnerInnen erst im Zuge des Nachfrageteils von ihrer derzeitigen Lebenssituation. Ihre Sichtweise auf den Lebensabschnitt Alter wird stark von ihrer Biografie und der Migrationserfahrung geprägt. Dies könnte allerdings darauf zurückzuführen sein, dass das gesamte Interview von der eigenen Vergangenheit dominiert wurde und diese daher im Nachfrageteil des Interviews (vgl. Froschauer, Lueger 2003: 72) noch sehr präsent bei der Beantwortung der Fragen war.

Die Erfahrung der Migration nimmt naturgemäß bei der Reflexion über die eigene Vergangenheit einen sehr hohen Stellenwert ein. Ein Mann, der aus dem östlichen Mittelmeer nach Österreich migrierte und mittlerweile seit fast 50 Jahren in Wien lebt, fasst den ungeplanten Verlauf seines Lebens folgendermaßen zusammen:

*Ich bin froh, weil ich hier bin, weil ich hab gedacht, na in fünf Jahre kehre ich zurück, aber ist schon lang geworden, ich war nicht mehr zurück! (lacht) (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Über eine Rückkehr in das Herkunftsland im Alter wird bei fast allen GesprächspartnerInnen reflektiert. Da die meisten befragten Personen ihre Familien in Österreich haben, wird dem Bedürfnis – so es vorhanden ist –, in das Herkunftsland zurückzukehren, durch Formen der transnationalen Migration begegnet (vgl. beispielhaft Pries 2015; Laubenthal, Pries 2012). Diese äußern sich vorwiegend in einer Pendelmigration, auch Pendeln bei Verbleib (vgl.

Krumme 2004: 147) genannt, das heißt, es werden einige Monate des Jahres in Wien und einige im Herkunftsland verbracht. Krumme (2004) bezeichnet diese Form des Pendelns als einen Ausdruck von Bilokalität (ebd.), bei dem sowohl Ressourcen des Herkunfts- als auch des Ankunftslandes bestmöglich genützt werden. Der primäre Lebensmittelpunkt ist aber Wien, dies bedeutet, das Herkunftsland wird nur in den Ferien aufgesucht (siehe auch Kapitel 1.1.4 *Transnationale Migration*), und das Ankunftsland bleibt der Hauptbezugsort.

Eine endgültige Remigration wird aufgrund der Familie und hier insbesondere der Kinder ausgeschlossen (vgl. Brockmann 2002). Wie bereits Brockmann (2002) feststellt, ist auch bei den hier durchgeführten Analysen das stärkste Argument für einen Verbleib im Aufnahmeland und gegen eine Rückkehr in das Herkunftsland der Lebensmittelpunkt der eigenen Kinder.

*Ahm, es war so, weil wir haben bei uns einen, ahm, Stelle gesucht besser zu leben kann, besser arbeiten kann, etwas mehr verdienen können, aber (ahm) es war so, ich habe von vielen gehört, Europa geht es so gut, und Europa ist so gut, aber wann ich ehrlich sagen, (ahm) für mich war Europa so gut ist nicht, weil (ahm) kulturelle Sachen haben wir viele verloren, unsere Kultur (ahm). (...) Dieses Leben war für uns ganz anders, weil wir sind eine andere Mentalität, und wir müssen europäische Kultur mitmachen oder einfach zurückkehren. Aber ich habe gedacht, na, es kann schon sein, dass kann für mich so sein, aber für meine Kinder wird vielleicht anders, und was ich gedacht habe, wirklich das war so, und jetzt kann ich nicht meine Kinder, ahm, sagen, ja, wir fahren zurück, wir fahren in Heimat, weil die sagen: Nein, hier ist sie! Du bist dort geboren, wir sagen nix, du kannst zurückkehren, aber wir nicht, weil wir sind hier geboren, und wir haben keine Freunde dort, und wir können nicht dort anpassen. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J).*

Für den hier zitierten Mann wäre in der Pension eine Rückkehr in den Nahen Osten zwar eine wünschenswerte Option, allerdings schließt er diese aufgrund des Lebensmittelpunkts seiner Kinder in Österreich aus. Er erkennt, dass seine Kinder, die in Wien aufgewachsen und sozialisiert wurden, kein Bedürfnis haben, ins östliche Mittelmeer zu ziehen. Sie haben kaum Bezug zum Herkunftsland der Eltern und betonen ihre Distanz zu diesem, indem sie darauf verweisen, dort keine Freunde zu haben bzw. sich anpassen zu müssen.

Das Herkunftsland prägt die Sicht auf die eigene Lebenssituation im Alter. Insbesondere in diesem Lebensabschnitt wird verstärkt über die eigene Vergangenheit reflektiert. Die durch eine Migration entstandene Zugehörigkeit zu verschiedenen Kultursystemen wird positiv evaluiert. Das heißt, sowohl die gefühlte Zugehörigkeit zu verschiedenen kulturellen Bezugssystemen als auch der gelebte saisonale Wechsel von einem Land in ein anderes wird als eine Bereicherung im Alter wahrgenommen. Dieser Wissensschatz fehlt Menschen, die diese Erfahrung nicht gemacht haben. Eine Gesprächspartnerin beschreibt die positive Bereicherung, die zwei soziale Bezugssysteme mit sich bringen, die durch die Migration erworbenen wurden. Für sie stellt dies eine kognitive innere Ressource dar. Sie hebt hervor, dass durch die zeitlich bedingte Veränderung ihres Herkunftslandes eine Rückkehr in dieses illusorisch ist.

*Weil mittlerweile hab ich festgestellt, dass selbst wenn die Landschaft mehr oder weniger dieselbe geblieben ist, oder die Luft oder so, Düfte oder so, die Menschen nicht mehr da sind, die uns damals getragen haben, ja, oder gepflegt, oder die sich um uns gekümmert haben. Meine Mutter ist noch da, aber die Gesellschaft, also die Umwelt ist nicht mehr da. Und deswegen (...), ja, gerne komm ich ein paar Tage oder auch, aber richtig dann dort zu leben, also nein, das hab ich nicht. Man ist dort, man ist ein bisschen überall zu Hause, also man, es*

*stimmt, dass man, äh, eine Herkunft hat, eine geografische Herkunft hat, ja, aber wie soll ich sagen, die ist nicht so, die ist einerseits prägend, aber die ist nicht so bestimmend. (5, w, Südeuropa, 63J)*

Die Aussage dieser Frau, die aus Südeuropa nach Wien migrierte, spiegelt die Prozesshaftigkeit von Identität wider. In Übereinstimmung mit Rosenthal (1999) wird daher in dieser Dissertation von einem nationalstaatlich geprägten Identitätskonzept Abstand genommen und der Theorie, dass MigrantInnen aufgrund ihrer Biografie ein für sie kohärentes und stimmiges Selbstverständnis entwickeln, zugestimmt (vgl. Rosenthal 1999: 23). So bezeichnet die interviewte Frau ihren Herkunftsort als prägend, nicht aber als bestimmend. Das bedeutet, ein Zugehörigkeits- und Identitätsgefühl ist nicht statisch und ab einem bestimmten Zeitpunkt des Lebens abgeschlossen, sondern es entwickelt sich permanent durch innere biografische Aushandlungsprozesse weiter.

Die Lebensphase „Alter“ wird von den GesprächspartnerInnen differenziert betrachtet, wobei die Erfahrung der Migration und die damit verbundenen Barrieren und Hürden stets in die Reflexion miteinbezogen werden.

*Zeit. Und da hat man auch natürlich sehr viel mit den Jahren gelernt, wie es ist. Wie gesagt, ja, so ist das Leben. Ich bin heute glücklich, meine Kinder sind ja wirklich sehr gut integriert, sie sind hier aufgewachsen. Mein Sohn ist erfolgreich, meine Tochter (...). Ich bin, was meine Kinder, meine Familie betrifft, bin ich eigentlich ganz glücklich. Aber es war ein sehr schwieriger Weg, und zwar ein schwieriger Weg, wo uns hier die Tür nicht aufgemacht wurde, wir haben die Tür selber aufmachen müssen! (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Die Frau betont, dass sie die Erfolge, die sie in ihrem Leben erzielte, ihrer Willensstärke und ihrem Durchsetzungsvermögen zu verdanken hat. Für die erreichten Errungenschaften musste sie, wie sie empfindet, stets kämpfen. Erst im Alter ist sie dazu fähig, diese zu sehen und mit Zufriedenheit auf das Leben zurückzublicken. Das Gefühl, von der Mehrheitsgesellschaft nicht als gleichwertig akzeptiert zu werden und sich in dieser erst etablieren zu müssen, begleitet weite Teile ihrer geschilderten Biografie. Erst im Alter wird ein Loslassen möglich, und ein Gefühl des *Angekommenseins* wird zugelassen. Dieses Phänomen zeigt sich auch in Interviewpassagen von anderen InterviewpartnerInnen:

*I hab schlecht erlebt, hab sehr viel mitgemacht, aber zum Schluss ich bin glücklich aber mit 61. Also die schöne Zeit ist jetzt, aber alt. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Das Erlebte und die Leiden, welche mit der Migrationserfahrung einhergehen, insbesondere wenn in der Anfangsphase der Migration keine finanziellen und sozialen Ressourcen vorhanden waren, werden bei einer Reflexion über die derzeitige Lebenssituation nicht vergessen. Die Frau bezeichnet sich zwar als glücklich, bedauert aber, dass sie dies erst im Alter ist. Das zeigt zum einen ihre innere Auseinandersetzung mit der Endlichkeit des Daseins und zum anderen, dass sie in der Lebensphase Alter wenig Entwicklungspotenzial sieht. Es werden mit dem physikalischen Prozess des Alterns negative Assoziationen evoziert (vgl. Schmitt 2004). Das bedeutet, die Endlichkeit des Lebens und der körperliche Abbau, der mit dem Alter einhergeht, werden negativ gesehen. Diese mit dem „Alter“ negativ assoziierten Stereotype (vgl. Wurm et. al. 2010; Wurm, Huxhold 2010) werden auch von weiteren Gesprächs-

partnerInnen genannt. So wird die Lebensphase „Alter“ mit Einsamkeit, Krankheit und Verlust attribuiert (vgl. Reinprecht 2006; Kruse et al. 2010).

*Ja, ja, also schön langsam bin ich etwas empfindlicher und werde immer trauriger, weil man einfach nimma mehr jung ist ... Ahm, ich verliere sehr viele, also schon langsam viele Freunde, ahm, ich hatte viele gute Freunde (klopft beim Reden auf den Tisch), und die sind gestorben, und andere sterben weiter und so, ahm, das macht mir bisl schade, also irgendwann bin ich alleine, ja, ahm (räuspert sich) (...) Ja, und rund um mich in der letzten Zeit, was mich etwas traurig macht, ja, der ist krank, der ist krank, der ist krank, und der ist krank ... das macht mir ein bisl (schnalzt) ja, gut, na ja, und dann auf der anderen Seite, denk ich mir (klopft auf den Tisch), so ist das Leben, also bei meinem Alter (klopft auf den Tisch), toi, toi, toi, hoffentlich bleibt es so, ich bin gesund, ich habe nichts. (2, m, Nordafrika, 62J)*

Eine Evaluation des eigenen Lebens findet – wie das Zitat veranschaulicht – im Alter durch einen Vergleich mit der eigenen Alterskohorte bzw. mit ähnlich gelagerten Generationen statt (vgl. Lang 2004; Bude 2009). Geschwister können als solche vergleichende Projektionsflächen dienen, da ihre biografischen Ausgangsbedingungen als ähnlich empfunden werden.

*Ich habe nur gedacht, ich habe so viel Geschwister, und die nicht mehr alle (...), ich noch leben, und ich bin Jüngste, und vielleicht werde ich auch, irgendwann einmal, gehen, aber weiß ich nicht, wann. Ich muss nur meine Zeit gut ausnützen für mich. Ja, weil, weil die gehen, ich geh auch sterben, die Kinder gehen auch sterben, ja, das ist Menschen, das ist Natur. Versuchen wir, solange wie möglich, hier zu bleiben, aber müssen wir jeder gehen, weil wir sind, wir haben diese Privilegien. (lacht) Nachdem geboren, wir haben Privilegien, das Sterben. Ja, und daher, was ich besitz, als ich jung war, möchte ich viele, viele Besitz, aber bis gewisse Grad ich möchte nicht mehr. Ich möchte nicht mehr viel besitzen, ich möchte nur genießen. Die Zeit verrennt. Früher ist mir wichtig, was die Leute mich schauen, heute ist anderes. Wie ich ausschaue für andere Leute ist egal, meine innerlich, das ist Wichtigste, ja. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Frau beschreibt, wie sich in der Lebensphase „Alter“ ihre Prioritäten von materiellen zu postmateriellen Werten verschoben haben (vgl. beispielhaft Backes 2004; Clemens, Naegele 2004). Diesen inneren Wertewandel sieht sie der Erkenntnis der Endlichkeit des Lebens geschuldet und resümiert für sich, dass sie zu dieser erst im Alter kommen konnte. Für sie stellt diese Lebensphase also eine Chance dar, sich persönlich weiterzuentwickeln. Generell gilt es festzuhalten, dass die subjektive Evaluation des „Projekt Alterns“ (vgl. Reinprecht 2006) von den individuellen Erwartungshaltungen abhängig ist. Dem Lebensabschnitt „Alter“ werden also durchaus positive Attribute zugeordnet. Der im Alter gewonnene innere Abstand zu den erlebten negativen Ereignissen eröffnet beispielsweise die Möglichkeit, mit einer gewissen Distanz diese zu betrachten. Durch diesen gewonnenen inneren Abstand kann das negativ Erlebte in eine Ressource umgewandelt werden. Das Wissen, zu welchen Leistungen die Person selbst fähig ist, stärkt das Selbstvertrauen und relativiert Sorgen um die Zukunft. Es wird eine Zuversicht entwickelt, die es ermöglicht, mit den Unsicherheiten, die das Alter mit sich bringen kann, adäquat umzugehen.

*Weil wenn man so viele schwierige Dinge erlebt hat, wird, natürlich kommt das nicht sofort, das ist, glaub ich, auch ein, wie soll man das jetzt sagen, eine Entwicklung mit den Jahren, die man dann mitmacht, aber ich denke, mir haben diese schwierigen Dinge irgendwie geholfen, egal was immer war, das zu schaffen, weil man irgendwie mit einer anderen Einstellung an die Dinge herangeht. Und komischerweise, ich glaube, das kommt einem erst so richtig zu Bewusstsein, wenn man dann alt ist. Denn, wenn man, wenn man jünger ist, äh, äh, hat man diese Erkenntnis noch nicht so sehr. Aber je älter man wird, desto stärker kommt*

*das zum Vorschein. Vielleicht weil man auch schon einen großen Abstand zu dieser ganzen Situation hat. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Erst im Alter und mit einem großen Abstand zu dem Erlebten ist es der Frau möglich, aus den Erfahrungen zu lernen. Die Möglichkeit zu einer persönlichen Weiterentwicklung findet also in dieser Lebensphase statt (vgl. Wurm et al. 2010).

Wurden die Ziele, die bei der Ankunft in Wien präsent waren, erreicht, dann wird auch wesentlich positiver in die Zukunft geblickt (vgl. Reinprecht 2006). Das Gefühl, die möglichen Handlungspotenziale ausgeschöpft zu haben, spiegelt sich positiv in der subjektiven Lebensqualität im Alter wider.

*Also, ich, meine Wille, aber jetzt habe ich alles geschafft, was mein Traum war. Ich bin hochzufrieden mit alles und des, des meine Stolz, dass ich niemanden Schulden bin, meine Stolz, dass ich geh nicht versteckt. Was ich hab mir alles gewünscht, ich hab mit meine 64 erfüllt. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Dieser Mann betont, dass er durch seinen eigenen Willen und den damit verbundenen inneren Antrieb seine Lebensziele erreichen konnte. Im Alter verleiht ihm dieses Wissen ein Selbstvertrauen, das sich positiv auf sein Lebensqualitätsgefühl auswirkt. Das heißt, eine Realisierung der ursprünglichen Ziele durch die Migration nimmt einen wichtigen Stellenwert bei der Evaluierung des Migrationsprojekts im Alter ein (Matthäi 2004: 197). In der wissenschaftlichen Literatur wird Ähnliches beschrieben, insbesondere in materiellen ökonomischen Bezügen: Bei MigrantInnen, die ihr Herkunftsland verlassen haben, um eine (bessere) Arbeit zu finden und damit verbunden eine bessere ökonomische Position zu erreichen, nimmt die Erhöhung des Lebensstandards eine zentrale Bedeutung bei der Bewertung des Migrationsprojekts ein (vgl. beispielhaft Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Reinprecht 2006; Schenk 2007).

Keiner der interviewten GesprächspartnerInnen hat den Kontakt zu ihrem/seinem Herkunftsland nachhaltig abgebrochen; es weisen daher alle InterviewpartnerInnen transmigrantische Bezüge auf. Wobei die meisten der interviewten Personen dem Typus des *mobilen Transmigranten* (vgl. Laubenthal, Pries 2012 und Kapitel 1.1.4) zuzuordnen sind. Es findet demnach ein Pendeln zwischen dem Herkunfts- und Aufnahmeland statt, wobei Wien im Alter der Lebensmittelpunkt ist. Diese Form der „zirkulären transnationalen Migration“ (Reinprecht 2006: 131) lässt auf eine aktive und autonome Gestaltung des Lebensabends schließen, was ein Gefühl der selbstverantwortlichen Lebensführung (vgl. Kruse et al. 2004: 578) evoziert. Dieses wiederum wirkt sich nachhaltig positiv auf die subjektiv empfundene Lebensqualität aus. In der Lebensqualitätsforschung stehen beim *Capability-Ansatz* (vgl. Sen 1997; Nussbaum 1997; Reinprecht 2006) die genutzten Optionen im Zentrum, um die eigenen Potenziale auszuschöpfen, die eine selbstbestimmte und eigenständige Lebensführung ermöglichen. Diese werden auch bei den durchgeführten Analysen sichtbar; so wird im Zuge der Interviews der Wunsch nach einer autonomen Lebensführung im Alter genannt. Die Freiheit, über die

Gestaltung des Lebensabends selbst bestimmen zu können, nimmt einen hohen Stellenwert ein. Diese wird als eine Form der Belohnung im letzten Lebensabschnitt für ein durch Entbehrungen und Barrieren geprägtes Leben gesehen. Eine weitere Form der transnationalen Migration ist neben den regelmäßigen Besuchen des Herkunftslandes die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen ethnischen Community. Der Kontakt mit dieser wird entweder über Kulturvereine oder selbst organisierte regelmäßige Treffen aufrechterhalten. Dieses Verhalten kann auf Heimwehgefühle im Migrationskontext (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2004) schließen lassen. Es kann aber auch auf eine im Alter intensive Auseinandersetzung mit der Herkunftskultur verweisen, die neben anderen Interessen gelebt und als bereichernd empfunden wird. Das heißt, der regelmäßige Kontakt zur ethnischen Community entspricht dem Bedürfnis nach sozialen Beziehungen und wirkt einer Vereinsamung im Alter entgegen (vgl. Reinprecht 2006).

#### **6.4.1 Zwischenfazit: Reflexion der eigenen Biografie**

In diesem Kapitel werden jene Kategorien zusammengefasst, die sich im Zuge einer Retrospektive auf das eigene Leben herauskristallisierten. Es konnte herausgearbeitet werden, dass sich resilienzerzeugende Ressourcen erst in der Lebensphase Alter mit einiger Distanz zum Erlebten manifestieren. Dies widerspricht Antonovskys Annahme, dass ab einem Alter von 30 Jahren das Kohärenzgefühl abgeschlossen ist (Antonovsky 1997: 105) und zeigt, dass es im Alter tendenziell steigen kann (vgl. Franke 1997). In dieses Kapitel fallen zudem jene Ressourcen, die sich konkret auf eine positive Lebensqualität im Lebensabschnitt Alter beziehen.

**Prägende Erfahrungen und Begegnungen:** In den biografischen Interviews wurden Erlebnisse geschildert, die bis in die Gegenwart eine zentrale Bedeutung für die GesprächspartnerInnen einnehmen. Die *Erfahrung der Flucht* kann hier als ein Beispiel genannt werden. Sie ist traumatisierend, wird aber retrospektiv als ressourcenstärkend beschrieben. Dieses Erkenntnis entwickelt sich allerdings erst im Alter und mit einiger Distanz zu dem Erlebten. Das Wissen, trotz der belastenden Erfahrungen überlebt und sich eine Existenz aufgebaut zu haben, stärkt das Selbstbewusstsein. Insbesondere in einem Zusammenhang mit Ängsten, welche die eigene Zukunft betreffen. Die Erkenntnis, in der Vergangenheit Hürden bewältigt zu haben und aus diesen gestärkt hervorgegangen zu sein, wird auf zukünftige Herausforderungen projiziert. Das bedeutet: Aktiv Hindernisse überwunden und keine passive, fatalistische Haltung diesen gegenüber eingenommen zu haben, bestätigt den Glauben daran, das Schicksal selbst mitbestimmen zu können. In dem Erlebten wird das Entwicklungspotenzial erkannt und nicht auf das Traumatisierende fokussiert. Allerdings ist das nur dann möglich, wenn Vergangenes aktiv verarbeitet werden kann und nicht verdrängt wird.

*Diskriminationserfahrungen* werden retrospektiv ebenfalls als prägende Erfahrungen beschrieben. Sie werden als kränkend und demütigend empfunden. Im Alter und mit einiger

Distanz zu dem Erlebten können sie aber in eine Ressource umgewandelt werden. Die Diskrimination nicht stoisch ertragen, sondern aktiv gegen diese angekämpft zu haben, erfüllt im Alter mit Stolz. Im letzten Lebensabschnitt einen guten Lebensstandard zu haben, der dem eigenen Fleiß und Antrieb zu verdanken ist und trotz gesellschaftlicher Diskriminierung erreicht wurde, offenbart die eigene Leistungsfähigkeit. Es zeugt zudem von der Eigenschaft der Flexibilität, denn Barrieren die aufgrund von Diskriminierung ein Weiterkommen hinderten, konnten umschifft werden. Die zu Verfügung stehenden Handlungspotenziale wurden ausgeschöpft. Diese Leistungen in der Vergangenheit führen zu einer guten subjektiven Lebensqualität in der Gegenwart.

Neben den genannten negativen Erfahrungen können auch *positive Erlebnisse und Begegnungen* bis ins Alter prägend und resilienzfördernd sein. Es werden zum einen Schlüsselfiguren im Lebenslauf genannt, die – meist in der Kindheit – einen starken Einfluss ausübten und bis in die Gegenwart eine wichtige Bedeutung haben. Diese *prägenden Vorbilder* werden als emotionale Ressource bis ins Alter genannt. Bereits Emmy E. Werner (1993, 2012) die die Resilienzforschung maßgeblich prägte (vgl. Bengel, Lyssenko 2012) beschreibt ausführlich den resilienzfördernden Einfluss von positiven Bezugspersonen auf Kinder.

Neben Begegnungen mit prägenden Persönlichkeiten werden auch *positive Erlebnisse mit der Aufnahmegesellschaft* beschrieben, die emotional stärkend waren und durchlebte Entbehrungen konterkarierten. Insbesondere in der Anfangszeit der Migration werden Hilfestellungen der autochthonen Gesellschaft eine Brückenfunktion zugeschrieben. Das Bedürfnis, die Sprache zu lernen, sowie das subjektive Wohlbefinden im Aufnahmeland hängen von dem Gefühl des Willkommenseins ab.

***Der positive Vergleich:*** Der positive Vergleich meint ein Resümieren über vergangene Entscheidungen, die aus präsender Perspektive sinnvoll erscheinen. Das Rationalisieren vergangener Entscheidungen steht hier im Mittelpunkt. Es handelt sich also um ein Biografisieren (Marotzki 2009), bei dem die Entscheidung zu migrieren als zielführend evaluiert wird. Mit einer Biografisierung der eigenen Lebensgeschichte ist die Neigung gemeint, das Erlebte in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen (vgl. Stauber, Walther 2001: 36; Reinprecht 2006). Das bedeutet, es besteht im Alter das Verlangen, Widersprüchlichkeiten und Diskontinuitäten in der eigenen Biografie zu rechtfertigen und zu rationalisieren. Die Biografisierung an sich kann als Coping-Strategie gewertet werden, da sie im Alter ein inneres Gefühl der Stabilität und Kohärenz verleiht. Eine Migration in der Vergangenheit wird demnach aus präsender Perspektive als sinnvoll und notwendig erachtet. Ein positiver Vergleich bezieht sich auf drei Ebenen des Vergleichens: Die *erste Ebene* ist der *Vergleich mit der Peergroup, die im Herkunftsland* verblieben ist. Diese hat eine Art Spiegelfunktion, wie das eigene Leben verlaufen wäre, wenn keine Migration stattgefunden hätte. Wird die eigene Lebenssituation positiver evaluiert als jene der Peergroup im Herkunftsland, dann dient diese Vergleichsziehung als eine emotionale Ressource. Das Nutzen einer breiteren Optionenvielfalt, die erst

durch eine Migration möglich wurde, wird hier ins Treffen geführt. Der Vergleich ist dann kontraproduktiv, wenn für diesen Menschen herangezogen werden, deren Lebensstandard nicht erreicht werden kann (Baykara-Krumme 2012). Die *zweite Ebene* meint eine *Gegenüberstellung des eigenen Lebens in der Vergangenheit mit der Gegenwart*. Diese umfasst sowohl das Leben vor als auch nach der Migration. Das Vor-Augen-Halten, welche Leistungen in der Vergangenheit vollbracht wurden, um den Lebensstandard zu verbessern, und dass dieser zum derzeitigen Zeitpunkt um einiges höher ist, wirkt sich positiv auf das subjektive Wohlbefinden aus. Die *dritte Ebene* bezieht sich auf einen *Vergleich zwischen den Lebensbedingungen im Herkunfts- und dem Aufnahmeland*. Eine Gegenüberstellung der Lebensbedingungen und Arbeitschancen im Herkunfts- und im Ankunftsland erweist sich dann als Ressource, wenn das Ankunftsland bei dieser besser abschneidet. Einem repressiven System entkommen zu sein und in einem Land zu leben, in dem freie Meinungsäußerungen und Religionszugehörigkeit erlaubt sind, wird als Lebensqualitätssteigerung empfunden. Zudem wirkt das Wissen stärkend, in ein Land migriert zu sein, das in ökonomischer und gesellschaftlicher Hinsicht Strukturen aufweist, in denen Potenziale entwickelt und umgesetzt werden können. Das bedeutet, Österreich bietet im Gegensatz zum Herkunftsland eine Optionenvielfalt an, in der ein Autonomiebedürfnis befriedigt werden kann.

InterviewpartnerInnen sehen durch die Migration eine Chance, ihr Bedürfnis nach Autonomie verwirklichen zu können. Dieses wird durch die schlechten Aufnahmebedingungen und die erlebten anfänglichen Schwierigkeiten zwar konterkariert. Allerdings werden die Entwicklungsmöglichkeiten, die sich durch die Migration eröffnet haben, den erfahrenen Entbehrungen gegenübergestellt. Das bedeutet, trotz anfänglicher Probleme und schlechten Lebensbedingungen im Aufnahmeland überwiegt das befriedigende Gefühl, durch die Migration einem repressiven System entkommen zu sein und Möglichkeiten erlangt zu haben, selbstständig und autonom agieren zu können.

***Gefühl der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit im Alter:*** Das Gefühl, selbstständig entscheiden und agieren zu können, ist mit der Vorstellung erfolgreichen Alterns verknüpft (vgl. beispielhaft Rosenmayr, Kolland 2002; Reinprecht 2006; Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004). Im Zuge des Resümierens über die eigene Biografie und eines Blicks in die Zukunft bezüglich des bevorstehenden Lebensabends wird auf die Fähigkeit, ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben führen zu können, verwiesen. Diese wurde in der Vergangenheit mitunter hart erkämpft und erst durch eine Migration erreicht. Die autonome Lebensführung kann in einem Widerspruch zu den Gepflogenheiten des Herkunftslandes stehen. Aus diesem Grund wird diese nicht als selbstverständlich gewertet, sondern als eine positive Errungenschaft, die sich bis ins Alter fortsetzt. Selbstständigkeit drückt sich beispielsweise in dem Wunsch aus, im Aufnahmeland den Lebensabend verbringen zu wollen, und das in einer eigenen Wohnung. Unabhängig in einer eigenen Wohnung leben zu können, wird als ein wichtiges Ziel beschrieben. An der im Alter erzielten Autonomie wurde bereits während der

Erwerbsphase gearbeitet. So manifestierte sich beispielsweise die Suche nach finanzieller Unabhängigkeit in einer beruflichen Selbstständigkeit. Die Gründung eines Unternehmens kann hier als Beispiel genannt werden. Es wird in den Gesprächen immer wieder auf die finanzielle Unabhängigkeit und die beinahe durchgehende Erwerbsbiografie verwiesen.

Der Wunsch, bis ins Alter ein selbstbestimmtes Leben zu führen, korreliert aber nicht nur mit einer beruflichen Selbstverwirklichung. Frauen beschreiben die mittels einer Scheidung erreichte Emanzipation von ihrem Mann als den wichtigsten Schritt in ein selbstbestimmtes Leben. In ihrem stark patriarchalisch strukturierten Herkunftsland wäre eine Scheidung nur schwer möglich gewesen, und im Fall einer Trennung hätten sie viele Verluste (finanzielle Einbußen, Verzicht auf die gemeinsamen Kinder) auf sich nehmen müssen. In Österreich konnten sie sich von der Abhängigkeit ihres Mannes befreien und eine Autonomie erlangen, von der sie bis ins Alter profitieren. Das Wissen durch die eigene Antriebskraft ein selbstbestimmtes Leben führen zu können geht mit dem Gefühl einher, stärker als viele Leidensgenossinnen zu sein und verleiht Selbstvertrauen.

***Verschiebung von materiellen zu postmateriellen Werten:*** Eine Werteverchiebung im Alter von materiellen zu postmateriellen Werten wurde bereits im theoretischen Teil dieser Dissertation diskutiert.<sup>17</sup> Ein guter gesundheitlicher Zustand, der eine autonome Lebensführung ermöglicht, sowie gefestigte soziale Beziehungen und eine positive Lebensqualität werden als wichtig eingeschätzt und gewinnen im Gegensatz zu materiellen Werten an Bedeutung (vgl. Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004; Amann 2009). Das Vorhandensein dieser postmateriellen Werte wird bewusst wahrgenommen und als ein Indikator für einen positiven Lebensabend verbucht. Durch diese Werteverchiebungen werden materielle Verluste in der Vergangenheit verkraftet, und es findet kein Hadern über diese im Alter statt. Es wird der innere Reichtum durch die Lebenserfahrungen betont; hier werden insbesondere die Migrationserlebnisse ins Treffen geführt. Es wird als sehr wertvoll klassifiziert, durch diese ein besseres Verständnis für Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen entwickelt zu haben und die Fähigkeit zur Empathie zu besitzen. Dieser durch das vergangene Leben erlangte innere Reichtum wird als bedeutender eingestuft als materielle Besitztümer.

***Innere Bereicherung durch transnationale Migrationsbezüge:*** Im Alter und mit der bevorstehenden (oder bereits eingetretenen) Pensionierung können bei Personen mit Migrationsgeschichte verstärkt Heimwehgefühle auftreten (Dietzel-Papakyriakou 2004; Krumme 2004). Der Sehnsucht nach dem Herkunftsland wird mit Formen von transnationaler Migration begegnet. Diese können sich zum einen durch eine *plurilokale Sesshaftigkeit* (Laubenthal, Pries 2012: 385) in Form von Pendelmigration zwischen Herkunfts- und Ankunftsland ausdrücken und zum anderen in Kontakten mit der eigenen ethnischen Community im Aufnahmeland äußern. Das Engagement in Kultur oder Sportvereinen bzw. in religiösen Begegnungsstätten wird hier als Beispiele genannt. Diese Formen der transnationalen

---

<sup>17</sup> Für eine detaillierte Darstellung wird auf Kapitel 2.4 und 3.4 verwiesen.

Migration sind dann eine positive Ressource, wenn sie als Bereicherung und Ausdruck einer selbstbestimmten Lebensführung klassifiziert werden. Krumme (2004) schreibt über das Pendeln als transnationale Lebensform: „Die Aktivität des Pendelns schafft Zufriedenheit, denn sie sichert Kontinuität des transnationalen Lebens und verleiht ein Gefühl von Kompetenz“ (Krumme 2004: 150). Maßgebend dabei ist die Freiheit, selbst entscheiden zu können, welche herkunftsbezogenen kulturellen Bestandteile in der Migration gelebt werden. Das heißt, die Herkunft wird zwar als prägend, nicht aber als bestimmend gewertet. Die Biografin bzw. der Biograf bezeichnet selbst, wie sie/er ihre/seine Heimat definiert und zu welcher Kultur sie/er sich zugehörig fühlt. Dies zeigt, dass Identität kein statisches Konstrukt, sondern vielmehr prozesshaft ist. Rosenthal (1999) veranschaulicht dies: „Die Selbstzuordnung zu einem Kulturkreis, einer Nation oder einem Volk ist lebensgeschichtlich durch Erfahrungen konstituiert. Wir sind auch nicht unmittelbar ‚Element‘ eines Kollektivs und repräsentieren es, sondern leben aus dem Erfahrungs- und Deutungspotenzial unserer jeweils eigenen Lebensgeschichte, die in Kollektive, Milieus und Nationen eingebettet ist“ (Rosenthal 1999: 23). Das Leben im Aufnahmeland wird mit selbstgewählten kulturellen Versatzstücken aus dem Herkunftskontext angereichert. Dabei kann, wie Krumme schreibt, durch „die Selektion von Elementen und ihre Vermischung (...) etwas qualitativ Neues entstehen“ (Krumme 2004: 140). Das Gefühl, zwischen zwei kulturellen Kontexten physisch und psychisch pendeln zu können, wird als eine persönliche Bereicherung empfunden. In dem Beherrschen von verschiedenen Sprachen kommt dies beispielsweise zum Ausdruck. Es wird als ein innerer Reichtum wahrgenommen. Hinzu kommt das Gefühl, mit Menschen aus unterschiedlichen kulturellen und sozialen Kontexten gut umgehen zu können, da das Wissen eines differierenden kulturellen Habitus zu einer sozialen Flexibilität führt. Die Stadt Wien wurde bewusst als Lebensmittelpunkt im Alter gewählt, und dennoch kann die Herkunftskultur eine wichtige Rolle einnehmen, ohne zu inneren Widersprüchlichkeiten zu führen. Diese Doppelzugehörigkeit stellt demnach eine Ressource dar, die positiv auf die subjektive Lebensqualität wirkt (vgl. Reinprecht 2006). Dass der Wunsch besteht, diese den eigenen Kindern weiterzugeben, zeigt, wie bedeutsam diese Ressource ist.

## **6.5 Narrative des Migrationsprozesses**

In diesem Kapitel werden die im Zuge der Themenanalyse entwickelten Kategorien mittels Narrativen dargestellt. Diese sind eine inhaltliche Zusammenfassung der identifizierten Themenkomplexe (vgl. Froschauer, Lueger 2003: 154). Ziel ist es, Aussagen der GesprächspartnerInnen zu abstrahieren. Es werden die identifizierten Coping-Strategien und die im Zuge des Lebenslaufs entwickelten Resilienzfähigkeiten veranschaulicht. Mittels Zitaten und Ausführungen zu den jeweiligen Narrationen soll die Interpretationsarbeit nachvollziehbar gemacht werden.

Die Narrative werden den jeweiligen Ressourcenkategorien (*soziale und personelle Ressourcen, strukturelle und ökonomische Ressourcen, kognitive und emotionale Ressourcen sowie Autonomie und Handlungsfreiheit*) zugeordnet. Wie in Kapitel 3.6 *Ressourcen im Alter und in der Migration* erläutert wurde, besteht bereits in der Sozialforschung und Migrationssoziologie eine Anzahl von Ressourcenkategorien. Die in dieser Dissertation vorgenommene Ressourceneinteilung hat sich sowohl aus der Forschungsfrage, der Literaturrecherche als auch den Interviewanalysen ergeben. Theorien, Studien und Erkenntnisse die jeweiligen Ressourcenkategorien betreffend sind im Kapitel 3.6 *Ressourcen im Alter und in der Migration* zu dargestellt. Wie dem Theorieteil dieser Arbeit entnommen werden kann, fokussiert der überwiegende Teil der Studien zu Ressourcen älterer MigrantInnen auf soziale, personelle Ressourcen sowie auf strukturelle, ökonomische Ressourcen. Kognitive und emotionale Ressourcen sowie Autonomie und Handlungsfreiheit haben im Gegensatz dazu kaum Eingang in Studien zu diesem Themenbereich gefunden. Aus diesem Grund und weil sie für ein positives Lebensqualitätsempfinden entscheidend sind, wird auf sie in diesem Kapitel besonderes Augenmerk gelegt.

Eine klare Trennung zwischen den beiden Ressourcenkategorien *kognitive und emotionale Ressourcen* sowie *Autonomie und Handlungsfreiheit* kann nicht eingehalten werden und scheint auch nicht sinnvoll. Beide Bereiche spiegeln unter anderem Einstellungen wider und führen in ihrer Konsequenz zu einer Stärkung der Lebensqualität im Alter. Eine positive Einstellung zum Leben und der Glaube an einen tieferen Sinn des Erlebten führen zu der Entwicklung einer Autonomiefähigkeit. Beide Kategorien stärken also das Wissen in die eigenen Fähigkeiten und Potenziale. Diese können allerdings nur in der passenden Umgebung verwirklicht und umgesetzt werden.

### **6.5.1 Soziale und personelle Ressourcen**

Die Kategorie *soziale und personelle Ressourcen* verweist auf die resilienzfördernde Funktion von sozialen Netzwerken. Insbesondere Familie, Verwandtschaft, aber auch Freunde und ethnische Netzwerke werden hier genannt. Die stützende sowie schützende Funktion sowohl in materieller als auch emotionaler Hinsicht, die diese einnehmen, sind ausschlaggebend. Neben diesen wurde aber auch im Zuge der Gespräche auf die eigene Rolle verwiesen, die durch Unterstützungsleistungen Verwandten und Freunden zuteil wird (vgl. Brockmann 2002). Die Möglichkeit, helfen und unterstützen zu können, wird als Beweis des eigenen Migrationserfolgs gewertet. Einige biografische Erzählungen zeigten, dass eine prägende Person den weiteren Lebensweg mitbestimmte und bis ins Alter präsent ist. Diese wird als Mentor wahrgenommen und bis in die Gegenwart wertgeschätzt.

### ***Familie ist sehr wichtig***

Die Familie stellt sowohl im Migrations- als auch im Alterskontext die bedeutendste Ressource dar (vgl. Reinprecht 2006; Zimmermann 2012; Dietzel-Papakyriakou, Olbermann 1996; Kirkcaldy et al. 2006; Mahne, Motel-Klingebiel 2010; Staudinger, Greve 2001). Diese hat in der Migration eine wichtige Stütz- und Schutzfunktion. Für einen Gesprächspartner, der als Arbeitsmigrant in den 1970er-Jahren nach Österreich kam, stellte das Nachholen seiner Brüder und die Arbeitsbeschaffung für diese eines der zentralsten Ziele seines Migrationsprojekts dar. Gemeinsam mit seinen Brüdern baute er eine Firma auf, die er bis zum Zeitpunkt des Interviews mit ihnen leitet.

*Und dann hab ich meinen Bruder hinaufgeschleppt, hab ich einen, zweiten, dritten und so, war ma vier Brüder da, so wie sie sehen außer dem dort (zeigt auf ein gemaltes Bild an der Wand, das eine Moschee in der Mitte zeigt und die vier Brüder um die Moschee herum angeordnet, Anm. d. Verfass.). Wir andere waren alle in Wien. Und nach 20 Jahren hab ich mich dann entschieden, also die Brüder waren auch in der Firma, natürlich in meiner Gruppe und so, und dann habe ich gesehen, die Firma funktioniert nimma mehr so, wie sie funktionieren sollte, dann habe ich gesagt, nein, wir machen sich selbstständig (...)*  
(13, m, Osteuropa, 64J)

Für den Interviewpartner steht außer Frage, dass er mit seinen Brüdern in derselben Firma arbeitet und auch gemeinsam mit ihnen von dieser weggeht, um ein eigenes Projekt aufzuziehen. Durch den Zusammenhalt in der Familie war es möglich, für alle Geschwister einen Wohlstand aufzubauen. Dabei herrscht eine klare Aufgabenteilung zwischen den Brüdern. Die Familie ist stark patriarchalisch organisiert. Die weiblichen Familienmitglieder haben zwar ebenfalls Funktionen innerhalb der Firma, allerdings kein Mitspracherecht. Nach dem Tod des Vaters übernimmt der älteste Bruder dessen Aufgaben. So werden beispielsweise die Ausgaben und Investitionen von diesem getätigt. Das gemeinsam erwirtschaftete Geld obliegt seiner Verwaltung. Der älteste Bruder betont, dass ein Einzelner von ihnen nicht zu diesem Reichtum gekommen wäre, erst durch den familiären Zusammenhalt und die klare Aufgabenteilung unter ihnen war ihr Erfolg möglich. Die starke Identifikation mit der Familie wird durch ein großes Bild in seinem Büro, das alle vier Brüder um eine Moschee zeigt, visualisiert. In der Darstellung des Lebenslaufs wurde die zentrale Bedeutung von Geschwistern bereits in Studien bestätigt (vgl. Lang 2004). Dabei spielt nicht nur das gemeinsame Aufbauen von Wohlstand in der Migration eine Rolle, sondern auch die Schutz- und Stützfunktion, die einen gegenüber den Geschwistern verpflichtet, wird genannt.

*Gott sei Dank, Gott sei Dank ich bin immer da, wenn sie was brauchen, ich hilf sehr gerne meine Schwester, die Ältere war schon in Österreich, und dann sein Kind war in der Schule.*  
(7, m, Osteuropa, 63J)

Die Möglichkeit, die erweiterte Familie unterstützen zu können, wird als ein Zeichen für den Erfolg der eigenen Migration gewertet. Das Aufbauen von finanziellen Ressourcen, die den Geschwistern und/oder Eltern zur Verfügung gestellt werden können, wäre ohne das Projekt Migration nicht möglich gewesen.

Nicht nur die Eltern und Geschwister haben eine wichtige ressourcenstärkende Bedeutung, sondern auch im Fall einer funktionierenden Beziehung die Partnerin/der Partner (vgl. Staudinger 2001). Eine interviewte Frau betont, welche positive Ressource für sie ihre glückliche Ehe darstellt. Selbst nach 61 Jahren Ehe und dem Tod des Ehemannes vor einem halben Jahr spricht sie von den Erinnerungen an ihren Mann und ihr gemeinsames Leben als ihre stärkste Kraftquelle. Das Handeln ihres Mannes hinterfragt sie nicht, da sie von der Richtigkeit seiner Entscheidungen überzeugt ist. Dies kommt bei seinem Beschluss, nach Österreich zu migrieren, zum Ausdruck. Da ihr Mann sich für eine Migration entschieden hat, wird diese von ihr nicht hinterfragt.

*Und dann hat er eben, das war (in) der Adenauerzeit schon, wo der Adenauer eben von Familienzusammenfügung gesprochen hat, und mein Mann hat gedacht, er probiert einzureichen, nach Österreich zu kommen, weil sein Onkel und Großmutter und also von diese großmütterliche Teil die ganze Familie also war in Österreich, also mein Mann hat die Papiere eingereicht, nach Österreich zu kommen. Und das war also auch eine schwere Geschichte ...*

*I: Und wollten Sie auch nach Österreich ... ?*

*Also ich hab geheiratet, und ich hab meine Mann (ham) versprochen, dass ich mit ihm überall hin bin und dass ich mit ihm halte, und natürlich hab ich gesagt ja. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Die Frau schildert ihre Ankunft in Wien und hebt neben der Bedeutung des Ehemannes als eine wichtige Ressource mit Stützfunktion die erweiterte Familie hervor. Dank dieser gestaltet sich die Ankunft in Wien für die Familie leicht. Im Lauf des Interviews wird immer wieder ersichtlich, wie dankbar sie für die familiäre Unterstützung in ihrer Anfangszeit in Wien war und dass diese die Migration wesentlich erleichterte.

*Wir konnten bei der Tante und Onkel wohnen, und die Großmutter auch war, es war eine große Altwiener Wohnung. Waren irrsinnig nett, also und lieb zu uns. Mein Mann war öfters als kleines Kind hier in Wien, sodass die Tante von meinem Mann, die eine ganz bezaubernde Wienerisch gesprochen hat, ihn gut gekannt, und die Großmutter war auch eine ganz liebe, ganz gescheite Person. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Eine Frau, die im Jahr 1947 aus Zentraleuropa nach Österreich fliehen musste, beschreibt den familiären Zusammenhalt in der Nachkriegszeit in Wien. Die Stützfunktion der Verwandtschaft und die zentrale Bedeutung des familiären Zusammenhalts, die dieser zukommt, wird in ihrem Bericht offensichtlich.

*Da waren Läuse, wir haben zu viert, mein Onkel ist dann auch noch gekommen, wir waren zu viert und haben geputzt nach den Russen. Die wissen ja gar net, was sie tun sollten, die ham nur gschaut, dass sie es irgendwie schaffen, es war ja auch net einfach im Nachkriegswien zu leben. Es gab ja nix zu essen, es war schrecklich. Und, und wir haben also, meine Mutter war da einmalig, und sie hat wirklich, wir ham geschafft, wir ham die ganzen, da waren so viele Wanzen, wir haben den Betteinsatz genommen und haben ihn fallen lassen, und die Wanzen sind rechts und links gelaufen. Ich schwöre es. Was hät ma machen sollen, es bleibt einem nichts anderes übrig. Man kann nix machen, man muss damit fertig werden, und dann haben wir sie zertreten, und dann haben wir natürlich Seifenlauge und irgendwelche Desinfektionsmittel, das gab's ja dann schon. Und damit haben wir geputzt und geschrubbt. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Nicht nur in Zeiten des Aufbaues und der Etablierung im Aufnahmeland kommt der Familie eine wichtige Bedeutung zu, sondern auch im Alter. Der Familie wird in dieser Lebensphase ein besonders wichtiger Stellenwert zugeschrieben (Reinprecht 2006). So kann das Leben der

Herkunftskultur durch die Familie aufrechterhalten werden. Zudem wirkt die Familie als Ressource einer möglichen Vereinsamung entgegen (vgl. Zimmermann 2012).

*Heute z. B., da gibt's (...), jede xxx Familie hat so einen Heilige,n und der wird geehrt, einmal im Jahr, und dann kommen Nachbarn, Verwandte usw. Heute ist der heilige Johannes, und ich geh da zu einer Familie im elften Bezirk, und da treffen sich dann auch Großfamilien. (11, m, Osteuropa, 67J)*

Es wurde bereits im theoretischen Teil dieser Arbeit ausführlich thematisiert, dass mit dem Alter ein ethnischer Rückzug einhergehen kann (vgl. Kapitel 2.5 *Erfahrungen in der Migration – ein Potenzial im Alter(n)?*). Insbesondere mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben wird dieser beobachtet. Es kann so ein durch die Pension verursachter Rollenverlust kompensiert und Einsamkeitsgefühlen entgegengewirkt werden (Reinprecht 2006). Ein ethnischer Rückzug ist gehäuft dann zu beobachten, wenn MigrantInnen in einer ausländerskeptischen Gegend wohnen (vgl. ebd.) bzw. aufgrund einer restriktiven Politik kein bis wenig gesellschaftliches Mitbestimmungsrecht haben (vgl. Brockmann 2002). Dieses verstärkte Auseinandersetzen mit den eigenen ethnischen Wurzeln kann sich positiv auf die subjektiv empfundene Lebensqualität auswirken. So wird damit einem Einsamkeitsempfinden entgegengewirkt, und Kontakte werden gepflegt, die ein Verlassen der Wohnung und somit ein Aktivsein fördern (vgl. Reinprecht 2006).

### ***Ohne diese Menschen hätte ich es nicht geschafft***

Freundschaftskontakte und die damit verbundene außerfamiliäre Anerkennung (vgl. Rosenmayr, Kolland 2002: 255) dienen im Alter als eine wichtige Ressource. Wird die Lebenssituation älterer MigrantInnen näher betrachtet, so wird in Studien bestätigt, dass insbesondere Netzwerke innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe von Bedeutung sind (vgl. Reinprecht 2006; Dietzel-Papakyriakou 1996). Insbesondere in den ersten Jahren nach der Ankunft in Österreich werden Hilfestellungen seitens des erweiterten Netzwerks als zentral beschrieben. Dieses Verhältnis wird von den befragten Personen als reziprok geschildert. Sie erzählen, dass sie Freunden und Personen aus dem erweiterten Bekanntenkreis, die aus ihrer Herkunftsstadt nach Österreich migrierten, bei ihrer Ankunft in Wien Hilfeleistungen gaben.

*Wegen des san ma zusammen, wir samma stark ... Alleine, wer bist du alleine? Aber wenn wir zusammen ist ... (7, m, Osteuropa, 63J)*

Die Anfangszeit in Wien wird als besonders herausfordernd geschildert, da die GesprächspartnerInnen noch kein Deutsch beherrschten und mit der Infrastruktur im Aufnahmeland nicht vertraut waren. Hilfeleistungen seitens der bereits in Wien wohnhaften ethnischen Gruppe werden daher als unverzichtbar beschrieben.

*Na ja, sicher habe ich (ahm) schlimme Zeiten hinter mir auch, also wie ich zurückgekommen bin von, von England, ahm, und da habe ich einmal vier Tage nichts gegessen ... Und (ahm) da war bei Eduscho einen Kaffee um vier Schilling ... Aber das hatte ich nicht vier Schilling um einen Kaffee zu haben, ja ... Und, ahm, nach vier Tagen hab ich ein Glück gehabt, ein Algerier, der zufällig noch da war in Wien, und hat er mir 100 Schilling gegeben, und da war ich bei der (...), und das ist Linke Wienzeile, hat's ein Studentenlokal, so Kärntner Insel hat*

*es geheißen, und da hab ich Spaghetti bolognese gegessen ... Ich habe ja nichts gegessen vier Tage ... ja (2, m, Nordafrika, 62J)*

Das Geld des Bekannten war zu jenem Zeitpunkt dringend notwendig und eine große Hilfe. Der Gesprächspartner kann sich detailliert an seinen Freund erinnern und beschreibt ihn zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews als seinen Retter. Wie hungrig er war, wird durch seine detaillierte Erinnerung an das, was er gegessen hat (Spaghetti bolognese), ersichtlich. Die Möglichkeit, auf ein erweitertes soziales Netzwerk zurückgreifen zu können, stellt insbesondere in Zeiten der Not eine wichtige Ressource dar. Das wird im Fall einer Flucht bzw. mittellosen Ankunft in Österreich offensichtlich. Eine Interviewpartnerin, die nach Österreich fliehen musste, beschreibt ihre Ankunft in Wien. Besonderen Dank empfindet sie für Freunde der Eltern, die ihre mittellose Familie aufnahmen.

*Und, ach, und, und meine liebe Tante Agathe und Onkel Kasper, vor denen muss ich heute noch den Hut ziehen, die ham zwölf Verwandte, lauter alte Leute, Brüder und Schwestern ihrer Mutter, bei sich aufgenommen. In einer Zweizimmerwohnung mit einem Vorzimmer, mit einem Wohn ... So, so ein größerer Raum war das Vorzimmer, eine kleine Küche, ein kleines Badezimmer, und die Tante hat zwölf Personen dort über Nacht gehabt. Also man kann sich das gar net vorstellen. Ich muss wirklich sagen, die Tante Agathe und der Onkel Kasper waren ein Vorbild. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Das Vorfinden von Netzwerken im Aufnahmeland, auf die zurückgegriffen werden kann, stellt eine wichtige Ressource dar. In erster Linie fungieren diese als eine Existenzsicherung bei der Ankunft in Wien. In weiterer Folge und bei einem längeren Aufenthalt in Wien werden auch soziale Netzwerke aufgebaut, die eine intraethnische Struktur haben. Das bedeutet, soziale Netzwerke bestehen auch aus Freunden und Bekannten, die nicht die gleiche ethnische Zugehörigkeit aufweisen. Im Zuge der Gespräche werden zudem jene Menschen, die zwar nicht dem Bekannten- oder Freundeskreis angehören, aber dennoch in schwierigen Situationen helfen, dem erweiterten sozialen Netzwerk zugezählt. Eine Frau beschreibt Schwierigkeiten, mit denen sie an ihrem Arbeitsplatz konfrontiert war. Aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit wurde sie von dem Direktor gemobbt. Die Hilfe eines Arbeitskollegen kam unerwartet und bestärkte sie in ihrem Vertrauen, bei Problemen ein soziales Netzwerk zur Verfügung zu haben.

*Auf jeden Fall, da bin ich dann in eine Pflichtschule gekommen, und habe ich aber leider einen sehr, sehr faschistoiden Chef bekommen, Direktor. Da habe ich aber dort nicht ausgehalten, und wollte ich eigentlich aufhören mit dem Beruf. Dann habe ich einen wunderbaren Schulinspektor getroffen, der mir sehr geholfen hat, und hat mir dann die Schule, wo ich dann später hingekommen bin und bis zu meiner Pensionierung geblieben bin, empfohlen. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Dieses Beispiel zeigt, dass die Fähigkeit, auf soziale Ressourcen zurückgreifen zu können, im Migrationskontext von besonderer Bedeutung ist. Die beschriebenen strukturellen Barrieren sind oft auf eine ethnische Zugehörigkeit zurückzuführen, und der Versuch, diese zu kompensieren, gelingt meist nur mithilfe von sozialen Netzwerken. Diese müssen nicht notwendigerweise innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe zur Verfügung stehen, wobei sie meist dort zu finden sind. Ein ethnisch übergreifendes soziales Netzwerk hat eine Brückenfunktion und ist

daher nachhaltig und stabil. Zentral ist nicht die Quantität, also der Umfang des Netzwerkes, sondern die Qualität, also die Belastbarkeit desselben. Dabei geht es nicht um die tatsächliche Inanspruchnahme des Netzwerkes, sondern um das Vertrauen, im Bedarfsfall auf dieses zurückgreifen zu können. Hartung (2011) sieht in dem Vertrauen eine Voraussetzung dafür, „auf andere Menschen zuzugehen und sie um Rat und Unterstützung zu fragen bzw. ihre Hilfe anzunehmen“ (Hartung 2011: 249). Sie geht davon aus, dass die qualitative Komponente des Sozialkapitals erst ein Transformieren in tatsächliche soziale Unterstützung ermöglicht und somit zu einer tatsächlichen Ressource wird.

### ***Dieser (eine) Mensch hat mich für meinen Lebensweg geprägt***

Neben der temporären Hilfe, die den GesprächspartnerInnen durch ihr soziales Netzwerk zuteil wurde, beschreiben InterviewpartnerInnen die Begegnung – meist in ihren Jugendjahren – mit einem Menschen, der ihr weiteres Leben geprägt hat, als eine zentrale Ressource. Dieser Mensch wird als Schlüsselfigur der eigenen Biografie beschrieben und ist für den weiteren Lebensweg bestimmend. Eine Interviewpartnerin berichtet beispielsweise von einer Frau, die ihr intellektuelles Potenzial erkannte und sie entgegen der ihr strikt vorgegebenen Parteilinie unterstützte.

*Meine Professorin, die (ähm) Soziologie unterrichtet hat und die eine Jüdin war und Kommunistin und in der kommunistische Garden, also höchste Rang, sagen wir, gearbeitet hat auch, hat mir, sie hat mir ein Posten gefunden und hat gesagt, es tut mir leid für dich, wenn du in eine Fabrik gehst, Paprika schnipseln oder so, ich hab für dich etwas. Und ich hab eine tolle Posten bekommen, in sogenannte Kollektura Bibliothek, Tschiloa das hat geheißen, also das war eine, ein Geschäft, ein groß Geschäft, wo wir alle Bücher, die damals für xxx zugelassen aus Ausland (...), mein Arbeit war, ähm, in die Fabriken zu gehen und in Schulen zu gehen und dort von diese neue Bücher habe ich Rezensionen gehalten.  
(I, w, Osteuropa, 85J)*

Sie betont, wie dankbar sie dieser Professorin ist, die ihr damals geholfen hat. Sie selbst gehörte einer Oberschicht an, und war daher ein Feindbild für die zu dieser Zeit regierenden Kommunisten. Dass die Professorin, die zum einen Jüdin und zum anderen Kommunistin war, sie unterstützt und gefördert hat, ohne in ihr ein Feindbild zu sehen, beeindruckt sie nachhaltig.

*Wirklich, das muss ich sagen, dass ich so dankbar bin für Ruth, die hat Ruth Österreich<sup>18</sup> geheißen. Sie war Jüdin, au ..., die war in, wie heißt das, also wo die Juden ...?*

*I: Konzentrationslager.*

*Mit Nummer auf ihre Hand, sie hatte ihre Tochter dort verloren, wurde vergast die Tochter, und sie hatte diese Frau überhaupt keinen Hass gegen uns, sondern sie war wirklich so hilfsbereit und so liebenswürdig und gescheit, dass ich bin für sie sehr, sehr dankbar, vor allem bin ich auch dankbar, weil durch diese Metier, was ich hatte, was sehr interessant war, weil, also doch neuere Bücher, auch aus Ostdeutschland bekommen haben.  
(I, w, Osteuropa, 85J)*

Mit der Formulierung „sie hatte keinen Hass gegen uns“ wird offensichtlich, dass sie die Stereotypisierungen, die in Bezug auf die Ungarisch sprechende Minderheit vorherrschend

---

<sup>18</sup> Um die Anonymität der Gesprächspartnerin gewährleisten zu können, wurde dieser Name geändert.

waren, internalisiert hat. Dass eine Jüdin diese Stereotypen aufbricht und ihr als damaliges Feindbild hilft, löst in ihr einen Nachdenkprozess aus. Die Frau stellte nicht nur beruflich für ihren weiteren Lebensweg die Weichen, sondern formte sie auch nachhaltig kognitiv. Den positiven Zugang zu Menschen, unabhängig von ihrer politischen oder ethnischen Zugehörigkeit, hat sie übernommen.

Ein Kurde, der ab seinem siebenten Lebensjahr bei einem Armenier gearbeitet hat, schildert die beeindruckende Persönlichkeit seines Arbeitgebers. Dieser fördert und unterstützt ihn, und das, obwohl in dem Gebiet, in dem er aufwuchs, Ressentiments zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen vorherrschten.

*Dieses Beruf hab ich von den armenischen Leuten gelernt, meine Meister war armenisch (...) Ahm, ich war sieben Jahr alt, halbtage hab ich gearbeitet, halbtage war ich in Schule (...). Er (sein armenischer Lehrmeister, Anm. d. Verf.) war für mich wie einen Vater, und Frau war wie einen Mutter, wirklich, ahm, damals war meinen Mama auch nicht bei uns. Dieses Mann war wirklich einen, ahm, eine gute, eine, wie soll ich sagen ... eine hochkulturelle Mensch, der war Schneidermeister, aber er war wirklich hochkulturell für mich. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Der Armenier lebte ihm Toleranz gegenüber anderen Religionen und Bevölkerungsgruppen vor. Diese Einstellung prägte ihn nachhaltig und, wie er betont, bis heute. Bereits mit sieben Jahren verbrachte er die Hälfte des Tages bei ihm und bekam, neben dem fachlichen Wissen, viele inhaltliche Grundsätze von seinem Lehrer vermittelt.

In beiden beschriebenen Fällen lebte ein Mensch den InterviewpartnerInnen eine vorurteilsfreie Toleranz vor, die sie nachhaltig formte. Die Tatsache, dass sie sie, obwohl sie einer anderen politischen bzw. ethnischen Zugehörigkeit angehörten, förderten, fundierte die von ihnen vermittelten Inhalte überzeugend.

Neben prägenden Menschen, die in keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen, spielen auch Verwandte eine wichtige Rolle, die einen starken positiven Einfluss auf die Biografie ausübten. Eine Interviewpartnerin beschreibt ihre eigene Mutter als den Menschen, der ihr Leben nachhaltig formte. Neben einer liebevollen und geborgenen Kindheit, welche die Mutter ihrer Tochter ermöglichte, lebte sie ihr vor, welche Leistungen Frauen in einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft vollbringen können.

*Meine Mutter war eine der ersten Frauen, die auf die Uni gehen durfte, also ja, eine Akademikerin, die dann später in der Gesellschaft sehr vieles geleistet hat. Ich hatte eine Mutter als Vorbild, die immer auf ihre eigene Füße gestanden ist, und in meine Erziehung hat's immer geheißen, auch die Mädchen müssen auf ihre eigene Füße stehen. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Bis ins Alter fungiert ihre Mutter als ihr Vorbild. Sie war eine der ersten Frauen, die in ihrem Herkunftsland studieren durften, arbeitete ihr Leben lang und war sehr auf ihre ökonomische Unabhängigkeit bedacht. Diese Einstellung übernimmt die Tochter, und sie dient ihr als Antrieb, um gegen Barrieren – insbesondere im Beruf – anzukämpfen. Das Wissen, zu welchen Leistungen ihre Mutter als Frau fähig war, hilft ihr in der Migration mit Schwierigkeiten umzugehen.

Nicht nur in der Kindheit werden Beziehungen zu prägenden älteren Personen aufgebaut, sondern auch im Zuge der Migrationserfahrung. Eine Gesprächspartnerin beschreibt die wichtige Bedeutung, die ihre Schwiegermutter für sie gerade in der Anfangszeit der Migration einnahm. Sie heiratete mit 23 Jahren und zog zu ihrem Mann nach Österreich. Das schnelle Einleben in die neue Familie verdankt sie ihrer Schwiegermutter, die ebenfalls aus ihrem Herkunftsland stammt und sich gut in ihre Situation hineinversetzen kann.

*Durch meine Schwiegermutter in diese Familie sehr bald eigentlich integriert worden. Integriert ja, aufgenommen worden, ja. Natürlich haben wir dann drei Jahre später geheiratet, aber ich kann mich erinnern, äh, es entstand auch eine sehr schöne, äh, Freundschaft mit meiner Schwiegermutter, weil die auch xxx war. Und die freute sich, weil sie konnte dann wiederum mit mir, äh, manches auch auf xxx, oder, sie fühlte sich auch verstanden von dieser Seite, ja. Meine Schwiegermutter war wirklich eine Brücke. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Die Gesprächspartnerin erzählt, dass sie anfangs Schwierigkeiten hatte, sich mit dem strengen Reglement insbesondere des Schwiegervaters zu arrangieren. Ihre Schwiegermutter konnte sie gut verstehen, da diese nach der Hochzeit in derselben Situation gewesen war. Die gemeinsame Identifikation mit der Kultur der Herkunftsregion, in der nach Ansicht der Gesprächspartnerin alles etwas lockerer und flexibler gehandhabt wird, verband die beiden Frauen. Ihre Schwiegermutter war ihr auch eine wichtige Stütze, in den neuen Familienverband hineinzuwachsen. Besonders positiv hebt sie hervor, dass ihre Schwiegermutter ihren Humor und ihre unbekümmerte Umgangsweise beibehalten hat.

*Aber dann eben beim Eislaufen war ich immer die Letzte und beim Skifahren. Die Schwiegermutter auch, und das hat einerseits mich mit der Schwiegermutter sehr verbunden, also dass wir immer zusammengehalten haben. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Ohne die Brückenfunktion zwischen der herkunfts- und der österreichischen Kultur, die ihre Schwiegermutter einnimmt, wäre für die Gesprächspartnerin das Einleben in die neue familiäre Umgebung wesentlich schwieriger gewesen. Die Freundschaft, die sie mit dieser verbindet, assoziiert die Interviewpartnerin mit ihrer Anfangszeit in Österreich. Sie sieht in ihrer Schwiegermutter wesentlich mehr als eine bloße Hilfestellung im Zuge des Einlebens in den neuen Familienverband. Vielmehr beeinflusst sie ihren weiteren Lebensweg in Österreich.

### **6.5.2 Strukturelle und ökonomische Ressourcen**

In der Kategorie *strukturelle und ökonomische Ressourcen* werden jene Bereiche abgedeckt, die eine Verbesserung des Lebensstandards durch die Migration ermöglichten. Eine Reflexion über die im Alter erreichten materiellen ökonomischen Ressourcen erfolgte über zweierlei Wege: Zum einen durch einen Vergleich mit den Bedingungen zum Zeitpunkt der Ankunft in Österreich mit dem präsent erreichten Lebensstandard. Zum anderen durch einen Vergleich mit den im Herkunftsland verbliebenen Verwandten und Freunden. Insbesondere Geschwister werden als Referenzgruppe genannt. Unter diese Kategorie wird auch eine berufliche Selbstverwirklichung in Form der Gründung eines eigenen Unternehmens subsumiert. Die berufli-

che Selbstständigkeit, das Einstellen von MitarbeiterInnen und der wirtschaftliche Erfolg, der mit einer Unternehmensgründung einhergeht, spielen für eine positive Bilanzierung des Migrationsprojekts eine wichtige Rolle. Zudem wird mit Zufriedenheit auf den in der Pension erreichten Lebensstandard verwiesen. Insbesondere die im Alter erreichte Wohnsituation wird als ein Beweis für die ökonomisch erbrachte Leistung gewertet (vgl. beispielhaft Reinprecht 2006; Mollenkopf et al. 2004; Kohlbacher, Reeger 2007). Dabei ist der Vergleich der ursprünglichen Ausgangsbedingungen mit dem erzielten Erfolg das ressourcenstärkende Moment.

***Im Vergleich zu meinen Leuten im Herkunftsland geht es mir gut, und ich bin gesund***

Ein materieller und gesundheitlicher Vergleich mit Verwandten und Freunden, die in ihrem Herkunftsland verblieben sind, spielt bei der Bewertung des eigenen Migrationsprojekts eine wichtige Rolle. Eichler (2008) gibt in ihrer Studie an, dass „durch den Kontakt mit dem sozialen Netzwerk der Herkunftsregion, quasi in einer Art ‚Spiegelfunktion‘, die eigene Veränderung nach der Migration erst deutlich wird“ (Eichler 2008: 278); selbiges Phänomen zeigt sich in dieser Studie. Die eigene Lebensqualität wird jener gegenübergestellt, die durch den Verbleib im Herkunftsland möglich gewesen wäre. Diese zeigt sich anhand der Lebenssituation von Verwandten, insbesondere Geschwistern und Freunden (vgl. Baykara-Krumme 2012; Lang 2004; Bude 2009).

*Ja, ich bin glücklich, und, ahm, na ja, warum sollte ich mich beschweren, also ... Noch dazu denk ich mir, na ja, bis jetzt zum Beispiel, gerade in meiner Familie, also meine Geschwister, also ich hab zwei Brüder, die sind etwas älter als ich, ja, und sie sind wirklich müde, also Probleme mit Zähne, was weiß ich, ahm, bestimmten Krankheiten, Nieren und Magen und, und (...). Die sind diese tägliche Probleme, die sie haben in xxx, also diese unnötige durch, durch Bürokratie, durch Korruption, und, ja, (räuspert sich) und manchmal das ich mir denk, Gott sei Dank, Gott sei Dank, hab ich (räuspert sich) dieses Land im richtigen Moment verlassen. (2, m, Nordafrika, 62J)*

Nicht nur die derzeitige Situation der Verwandten und Freunde wird reflektiert, sondern auch die Lebensbedingungen im Herkunfts- und Aufnahmeland zum Zeitpunkt der Verlassens der Heimat. Es findet eine Art Biografisierung (vgl. Reinprecht 2006; Stauber, Walther 2001; Marotzki 2009) statt, bei der das damalige Verlassen der Heimat als sinnvoll und notwendig evaluiert wird. Dies führt zu der Überzeugung, dass ein Verbleib im Herkunftsland negative Konsequenzen gehabt hätte im Vergleich zu den erlebten Folgen der Migration.

*Und die Leute, die meine Freunde, alle, die unten geblieben sind, ähm, haben wirklich Jahre erlebt der Unsicherheit, ja, politischer Unsicherheit, der Spannungen. Ja, also xxx ist wunderschön, ja, für Touristen, ist wunderschön, ein wunderschönes Land, aber, ah, damals, also in der Zeit meiner Jugend und dann eben, als ich fertigstudiert habe, also ich hab diese Jahre als schwierige Jahre empfunden, wegen der Stimmung, wegen der Ideologisierung, ja, ahm, ich konnte mich gut verstehen mit, ah, Freunde, die eben links oder rechts waren, aber ich musste dann sehen, wie bei uns an der Uni einmal ein Freund von mir blutig geschlagen wurde. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Die interviewte Frau verweist im Zuge des Gesprächs immer wieder darauf, dass ein Verbleib im Herkunftsland für sie entwicklungshemmend gewesen wäre. Die Option, nach Wien aus-

zuwandern und somit den politischen Spannungen des Herkunftslandes zu entkommen, stellte für sie eine einmalige Chance dar. In Übereinstimmung mit Reinprecht (2006) zeigt sich, dass eine Rationalisierung der in der Vergangenheit durchgeführten Entscheidungen durchaus als eine Bewältigungsstrategie und somit als eine Ressource fungieren kann. Insbesondere in Zusammenhang mit der Autonomie und Handlungsfreiheit, die durch die Migration erworben wurden, wird dies offensichtlich.

*Dass immer wieder, wenn ich nach xxx gefahren bin, mit den Akademikern dort zusammen mich hingesetzt habe, diskutiert hatten, habe ich das Gefühl gehabt, ich habe unglaubliches Glück gehabt, dass ich so in einem Land gelebt habe, wo ich alle diese Möglichkeiten hatte, mich weiterzubilden. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Die GesprächspartnerInnen haben nach wie vor Kontakt zu Verwandten und Freunden im Herkunftsland. Es entstehen transnationale Lebensräume, die sich in der biografischen Konstruktion der InterviewpartnerInnen wiederfinden (vgl. Apitzsch 2003). Das Leben der im Herkunftsland Verbliebenen stellt eine Option dar, wie die eigene Biografie verlaufen wäre, wenn keine Migration stattgefunden hätte. Das Erreichen von Zielen, sowohl in materieller Hinsicht als auch in Form von gelebter Autonomie, wird anhand der selbst definierten Vergleichsgruppe im Herkunftsland überprüft (vgl. Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Die daraus resultierende Überzeugung, dass die Entscheidung zur Migration richtig war, stellt eine wichtige Ressource dar (vgl. Reinprecht 2006).

*Auf jeden Fall wenn ich mich mit meinen Geschwistern, die im xxx leben, vergleiche, habe ich viel mehr Erfahrung im Leben gehabt, nicht. Weil ich ja die Welt gesehen habe, und ich habe wunderbare österreichische Freunde, ah, die mir sehr viel bedeuten und von denen ich auch viel gelernt habe. Es ist ja nicht so, dass man ja alles nur selber lernt. Man lernt ja von denen was, nicht. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Die Analysen der Interviews zeigen ein klares Bild: Das Leben in der Migration wird von den GesprächspartnerInnen mit Lebensentwürfen verglichen, die bei einem Verbleib im Herkunftsland möglich gewesen wären. Ein positives Resümieren über den tatsächlich gewählten Lebensentwurf stellt im Alter eine wichtige Ressource dar. Das Wissen, durch die Migration für das Leben – trotz erfahrener Barrieren – ein hohes Maß an Handlungsfreiheit erlangt zu haben, nimmt somit einen hohen Stellenwert bei der Reflexion über die eigene Biografie ein.

***Ich habe in meinen Leben viel erreicht, wenn ich denke, wie wenig ich früher hatte und wie gut es mir jetzt geht!***

Die Neigung, den eigenen Lebensweg mit Eintritt in das Pensionsalter kritisch zu hinterfragen (vgl. Rosenmayr 2004), wird in den biografischen Interviews offensichtlich. Die Bilanzierung des Migrationsprojekts nimmt einen zentralen Stellenwert ein. Insbesondere jene MigrantInnen, die durch die Migration eine Verbesserung des Lebensstandards anstrebten, reflektieren das Erreichen ökonomischer Ziele im Alter. Die vorgefundenen Ausgangsbedingungen bei der Ankunft in Österreich werden dem zum derzeitigen Zeitpunkt erreichten Lebensstandard gegenübergestellt.

*Und schau, wenn ich denke, wie ich nach Wien gekommen und jetzt, wenn i denk, i bin, ich arbeite freiwillig, und mich zwingt keiner zur Arbeit, und des gibt a Kraft und so. Und ich sage, schau, ich habe nie gedacht, dass ich zu so was komme, und jetzt bin ich stolz auf des und ich habe des. Ich bin gekommen mit null, also mit einem Plastiksackerl nach Wien und hab (...) Und, und ich seh, jetzt hab ich eine Mittelschicht-Level, ich bin hochzufrieden. Gibt mir Kraft ohne Ende. Mein, wir san ma nicht überreich, aber wir san ma eine Mittelschicht, und san ma hochzufrieden. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Der positive Verlauf und das Erfüllen der Ziele wird auf den eigenen Fleiß und Antrieb zurückgeführt. Die Fähigkeit, aus einem eigenen Arbeitseifer den Lebensstandard erhöht zu haben, erfüllt die GesprächspartnerInnen mit Stolz und lässt sie auch positiver in die kommende Zukunft blicken. Eine wesentliche Rolle spielt der Vergleich mit der Ausgangssituation und dem derzeitigen Lebensstandard, wobei eine Gegenüberstellung mit Personen, die bessere Ausgangsbedingungen hatten, vermieden wird.

*Richtig, ja, ich hab mich immer so aufgebaut, ich hab nix, aber ich werde das haben, und aber ehrlich, ich hab alles gehabt. Ja, reich bin ich nicht, mir gehören einen Auto. Ich hab nicht einen Mercedes, ich hab VW gehabt, ich hab was weiss I Volkswagen gehabt, ich hab was anderes gehabt, aber ich hab gehabt. Und, ahm, wie sagt man das, wann reich ist, schmeckt das Brot nicht, und für Arme schmeckt besser. Schwarzbrot (lacht). (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Insbesondere die Ankunftszeit in Wien, die mit zahlreichen Entbehrungen verbunden war, wird mit der heutigen Lebenssituation verglichen. Eine Gesprächspartnerin, die von ihrer Flucht nach Österreich erzählt, beschreibt die schwierige anfängliche Lebenssituation detailliert.

*Ja, na ja, wie gsagt, und es war halt nur schwierig, weil wir wirklich ja nichts zu essen hatten. Wir haben nur die russischen Erbsen gehabt, diese schrecklichen, harten Erbsen, die musste man einweichen, und dann konnte man sie kochen. Und das haben wir jeden Tag gegessen. Wir ham nix anderes gehabt. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Die langsamen, aber kontinuierlichen Verbesserungen der Lebensverhältnisse werden von ihr eindrücklich beschrieben. Sie selbst betont, dass sie erst durch das Erlebte ihr heutiges Leben zu schätzen weiß. Es ist wichtig, sich immer wieder die damalige Situation vor Augen zu halten, um damit die momentanen Sorgen relativieren zu können. Reinprechts (2006) Conclusio, dass eine Orientierung zum Aufnahmeland die Bewertung des Migrationsprozesses positiv beeinflusst, kann hier bestätigt werden. Nicht nur eine Steigerung der materiellen Ressourcen manifestiert sich in einer positiven Bilanzierung, sondern auch eine soziale Etablierung in der Gesellschaft des Aufnahmelandes. Bei der Interpretation eines Gesprächs wird der Prozess der Umorientierung – weg vom Herkunftsland hin zum Aufnahmeland – und dessen positive Auswirkung auf die Bilanzierung des Migrationsprozesses offensichtlich. So beschreibt ein Interviewpartner seine starke Umorientierung, von Besitz im Herkunftsland zu einer materiellen Etablierung im Aufnahmeland. Die anfangs geplanten Investitionen im Herkunftsland werden durch viel Arbeit und rigide Sparmaßnahmen schnell umgesetzt.

*Ich bin der Älteste. Der Traum war, wie ich ausgewandert habe, dass wir, wir war ma sieben Kinder und hamma in kleinen Haus gehabt, der Traum war, dass ich ein Haus unten vergrößere, dass jeder von uns ein Zimmer hat. (lacht) Des hab ich geschafft in zwei Jahre. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Nicht nur in das Elternhaus wird investiert, sondern auch in Grundbesitz im Herkunftsland. Erst nach 40 Jahren in Wien gesteht sich der Gesprächspartner ein, dass aufgrund der in Wien erfolgreich etablierten Familie eine Rückkehr in das Herkunftsland ausgeschlossen wird. Er betont zwar, dass er mit dem heutigen Wissen das im Herkunftsland investierte Geld besser in Wien angelegt hätte, allerdings gesteht er sich auch ein, dass zum damaligen Zeitpunkt seine Erfolgsgeschichte in Wien nicht absehbar war. Der Blick auf die Biografie erfüllt ihn mit Stolz, das Wissen, in Wien einen sozial anerkannten Status erreicht zu haben und seinen Lebensabend mit seiner Familie in Wien zu verbringen, stellt für ihn eine nachhaltige Ressource dar.

Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) geben in ihrer Studie an, dass die Wohnsituation als einer der zentralsten Indikatoren für eine erfolgreiche Migrationsbiografie genannt wird (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 9). Insbesondere die schlechte Wohnsituation zu Beginn der Migration wurde als desillusionierend empfunden, und eine Verbesserung der Wohnbedingungen im Alter wird als positive ökonomische Leistung klassifiziert. Die Wohnbiografie dient als Veranschaulichung für die erlittenen Entbehrungen in der Migration und als ein Zeichen für den im Alter erreichten Erfolg. So beschreibt ein Interviewpartner seine Lebensbiografie über weite Strecken des Interviews anhand seiner Wohnbiografie. Der Versuch, als Student in einem Studentenwohnheim unterzukommen, scheiterte aufgrund seines Ausländerstatus. In den darauffolgenden Jahren lebte er in Substandardwohnungen.

*Die Garçonniere war mit Kalk gefärbt um die Wände, das heißt, bitte nicht angreifen, weil dann (lacht) so ... und Staub, und dann habe ich auf der Decke, Decke vom Auto und kleine Polster vom Auto, und dort fast zwei Monate gelebt (räuspert sich) und zum Glück war sehr heiß (lacht), weil ... (2, m, Nordafrika, 62J)*

Von dem hier zitierten Gesprächspartner wird die stetige Verbesserung seiner Wohnsituation ausführlich beschrieben. Nach den anfänglichen Erfahrungen stellt für ihn eine standardisiert ausgestattete Wohnung bereits einen kleinen Luxus dar. Die Möglichkeit sich und seine Wäsche waschen zu können, wird von ihm in seiner damaligen Situation als eine Errungenschaft gewertet.

*Die Wohnung war mitten im, was weiß ich, im 16., im 17. Bezirk „xxx“, ja, das war endlich einmal ein mit Bett und heißes Wasser und Handwaschbecken ... Nicht, da kann man alles machen, wir haben alles gemacht, Wäsche, sich gewaschen, alles, ja. (2, m, Nordafrika, 62J)*

Zum Zeitpunkt des Interviews ist der Gesprächspartner in Pension und lebt mit seiner Frau und seinem Kind in einer Eigentumswohnung in guter Lage, worauf er mit Stolz verweist.

Wie in Kapitel 3.6.2 *Strukturelle und ökonomische Ressourcen* ausführlich erläutert, stellen die Wohnsituation sowie das Wohnumfeld zentrale Indikatoren für die subjektiv empfundene

Lebensqualität dar (vgl. beispielhaft Reinprecht 2006; Mollenkopf et al. 2004; Kohlbacher, Reeger 2007). Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Wohnsituation ein zentraler Schnittpunkt für die Themenfelder „Migration“ und „Alter“ ist. Zum einen dient die Wohnbiografie für eine Evaluation des Migrationsprojekts, und zum anderen ist die Wohnsituation eine Voraussetzung für die gewünschte Autonomie im Alter (vgl. Reinprecht 2006). Insbesondere der Wunsch nach Unabhängigkeit im Alter manifestiert sich in dem Anliegen, eine altersgerechte Wohnung zur Verfügung zu haben. Eine Gesprächspartnerin verzeichnet im Zuge des Interviews als einen ihrer größten Erfolge, dass sie in einem Haus und nicht in einer Wohnung lebt.

*Damals möchte ich unbedingt ein Haus haben, weil, Sie wissen, habe erzählt, in einem riesig großen Haus bin ich aufgewachsen, und ich möchte immer groß und groß. Und meine Schwiegereltern waren entsetzt. Was, ein Haus, wir haben kein Geld. Ich sage nein, ich habe Geld, ja. Ich möchte nicht in Gemeindewohnung wohnen und für, für immer bezahlt und nix, nix ist gehört mir. Ja, vielleicht weil ich andere Kultur. Immer in eigene Haus gewohnt. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Gesprächspartnerin verweist auf ihre Kultur, um ihren Wunsch nach einem eigenen Haus zu rechtfertigen. Die Sicherheit, die ihr das erworbene Eigentum gibt, spielt insbesondere im Alter und durch die Trennung von ihrem Mann eine wichtige Rolle. Nach ihrer Scheidung war es ihr ein großes Anliegen, dass sie weiterhin im Haus wohnen kann. Sie reflektiert darüber, ob dieses altersgerecht ist, und betont, dass es einer ihrer zentralsten Wünsche ist, auch im hohen Alter ihre Unabhängigkeit in Form von selbstständigem Wohnen beibehalten zu können.

### ***Ich habe ein eigenes Unternehmen gegründet, war selbstständig und der Chef***

Das Wissen, sich im Aufnahmeland beruflich etabliert zu haben, hat einen positiven Einfluss auf die subjektiv empfundene Lebensqualität. Insbesondere der Schritt in die Selbstständigkeit und das Gründen einer erfolgreichen Firma stellt einen wichtigen Indikator für die positive Bewertung des Migrationsprojekts dar. So beschreiben alle drei interviewten Firmengründer, dass eine eigene Firma viele Vorteile mit sich bringt, da sie eine berufliche Selbstverwirklichung ermöglicht. Das Wissen, selbstständig agieren und die Arbeitszeit flexibel einteilen zu können, wird als bestärkend und bereichernd beschrieben. Es stellt definitiv eine wichtige Ressource dar. Dennoch sind auch viele Entbehrungen mit dem Schritt in die Selbstständigkeit verbunden. Hier werden die wenigen Erholungsphasen sowie die permanente Verantwortung, die nicht abgegeben werden kann, genannt.

*Bin ich Unternehmer, ja, und des ist eine gute Sache, Unternehmen aber von meiner Seite, ich bin der Chef, und ich mache, was ich will, aber muss jeden Tag arbeiten, Unternehmer muss jeden Tag arbeiten. (7, m, Osteuropa, 63J)*

*Und haben immer in unsere Firma investiert, und hamma so aufgebaut die Firma, nach ein Jahre hamma gesehen, die Firma steht gut, Arbeit hamma gehabt genug. Und 22 Jahre gibt's keine Erholung, gibt's keinen Krankenstand für mich, ich bin die 22 Jahre jetzt in meine*

*Firma noch nie im Krankenstand gegangen. Und ich arbeite jeden Tag 15, 16 Stunden ... ja, Minimum 15 Stunden. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Es wurde in Studien bestätigt, dass für eine positive Bilanzierung des Migrationsprojekts der soziale Aufstieg im Aufnahmeland eine wichtige Komponente ist (vgl. Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Dieser manifestiert sich unter anderem durch einen erfolgreichen Schritt in die berufliche Selbstständigkeit. Die Gründung einer Firma und die Anstellung von MitarbeiterInnen wird als ein prestigeträchtiger und gesellschaftlich wertvoller Beitrag innerhalb der Aufnahmegesellschaft gewertet. Ein Gesprächspartner entscheidet sich aufgrund seiner erfolgreichen Firma und der damit verbundenen gesellschaftlichen Anerkennung gegen seinen ursprünglichen Plan, wieder in sein Herkunftsland zurückzukehren. Der endgültige Verbleib der Familie in Österreich wird mit dem beruflichen Erfolg, der anfangs nicht absehbar war, begründet.

*Und wie wir die Firma dann gegründet, hamma sich entschieden, wir fahr ma nimma mehr, also bis wir die Firma gegründet haben, war der Traum der vier (er meint seine drei Brüder und sich selbst, Anm. d. Verfass.), dass wir gehen ma runter, und jetzt letzte 20 Jahre haben sich entscheidet, nicht mehr zurückzugehen. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Das Ziel der jahrelang geplanten Remigration wird durch den unerwarteten beruflichen Erfolg fallen gelassen. Im Zuge der Analysen dieses biografischen Interviews wird die Selbstdefinition des Mannes durch den beruflichen Erfolg offensichtlich. Das Wissen, die geplanten ökonomischen Ziele übererfüllt zu haben, stellt in diesem Fall die stärkste Ressource dar. Das Verwerfen der geplanten Remigration und der Wunsch, den Lebensabend im Aufnahmeland zu verbringen, sind eine Bestätigung für den Migrationserfolg. Dieser kommt in der wirtschaftlichen Etablierung im Aufnahmeland zum Ausdruck.

### ***Ich habe mir etwas für die Pension aufgebaut, von dem ich gut leben kann***

Materielle Ressourcen, die im Laufe des Lebens aufgebaut wurden, stellen eine zentrale Ressource im Alter dar (vgl. Faltermaier et al. 1998). Dabei ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland aufgebaute Ressourcen eine wesentliche Bedeutung haben. Insbesondere bei den ursprünglich geplanten „GastarbeiterInnen“ bestand in der ersten Phase der Migration das primäre Ziel darin, in das Herkunftsland zu investieren, sei es mittels Überweisungen von Ersparnissen, sei es durch den Kauf von Grund in der Herkunftstadt. Um dies zu ermöglichen, wurden schlechte Lebens- und Wohnbedingungen im Aufnahmeland in Kauf genommen (vgl. Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 21). Im Lauf der Zeit verschiebt sich der Lebensmittelpunkt insbesondere aufgrund der Kinder und Enkelkinder in das Aufnahmeland. Dem Bedürfnis, in beiden Ländern den Lebensabend zu verbringen, kann durch Pendelmigration begegnet werden (vgl. beispielhaft Reinprecht 2006: 41; Brockmann 2002: 300; Pries 2015; Laubenthal, Pries 2012; Aпитзsch 2003). Dennoch kann das in der Heimat investierte Geld rückblickend als eine Fehlinvestition betrachtet werden.

*Dann haben wir unten ein Grundstück gekauft, aber alles zusammen, das ganze. Ich war der mit Geld umgeht, die Brüder haben kein Geld gehabt, und dann hamma den Grundstück gekauft, und wir haben drei Häuser dann gebaut unten, wo der größte Fehler war ... Na ja, wir gehen nie mehr zurück. Hamma viel ... Wenn wir das Geld hierher investiert hätten, hätten wir es viel mehr. Ich bin zufrieden mit des, was wir haben, aber diese Häuser, was ma unten gebaut haben, das man den Grundstück und bla bla, da hätt ma da genauso gut und groß bauen können, sogar hier hätt ma billiger gebaut als unten. In kommunistische Zeit war unten hart und teuer alles. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Der an dieser Stelle zitierte Gesprächspartner betont im Zuge des Gesprächs immer wieder, wie zufrieden er mit den erwirtschafteten materiellen Ressourcen sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland ist. Der Lebensmittelpunkt der Familie hat sich zwar – entgegen dem ursprünglichen Plan – langfristig in Wien etabliert, und das im Herkunftsland investierte Geld wäre rückblickend sinnvoller in Wien ausgegeben worden, im Zuge des Gesprächs zeigt der Interviewpartner aber keinerlei Verbitterung darüber. Im Gegenteil, er sieht die Fehlinvestition als einen unvermeidbaren Schritt, deren Konsequenzen er sich erst im Alter bewusst werden konnte.

Die im Lauf des Lebens ersparten materiellen Ressourcen werden von MigrantInnen, die aufgrund der besseren Arbeitschancen nach Österreich kamen und zufrieden auf ihren erreichten Lebensstandard blicken, als positive Ressource im Alter genannt.

*Ich habe Freunde, wo mit mir ausgewandert san, da hab ich schon bissl bessere Standard wie meine Freunde. Ich habe einen Freund, der 40 Jahre in Hietzinger Hauptstraße als Hauswart im Keller schläft. Ich habe drei Monate im Keller geschlafen, und so ist, net, des gibt ma Kraft. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Der Vergleich mit Freunden oder Kollegen, die mit denselben Ausgangsbedingungen migriert sind und im Alter geringere materielle Ressourcen aufbauen konnten, hat eine Art Spiegel-funktion für die eigene Leistungsfähigkeit. Das Bewusstsein, durch den eigenen Fleiß einen besseren Lebensstandard aufgebaut zu haben, stellt eine wichtige emotionale Ressource dar.

### ***Meine Kinder und Enkelkinder haben profitiert***

Für die positive Bewertung des Migrationsprozesses nimmt ein sozialer Aufstieg, der oft erst durch die Kinder erreicht wird, eine wichtige Bedeutung ein. Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) beschreiben als „wesentliche(n) Punkt bei der Bilanzierung des eigenen Migrationsprojektes (...) die Übertragung des Wunsches nach sozialem Aufstieg auf die nachfolgende Generation (...). Die Eltern sehen eine gute Ausbildung der Kinder als Garant ihrer gesellschaftlichen Integration“ (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 15). Dies trifft insbesondere auf jene MigrantInnen zu, die in ihrem Herkunftsland unterprivilegiert waren und wenig Aussicht auf einen sozialen Aufstieg hatten.

*Ich warra in der Schule sehr gut, aber ich warra arm, verstehn Sie mich, wenn ich hat gehobt Geld in dieser Zeit, dann sicher, 100 Prozent ich mach sicher eine Beruf, zum Beispiel mit der Titel. Des war meine Wunsch, und ich habe für meine Enkelkind Privatschule bezahlt für seine Zukunft. (7, m, Osteuropa, 63J)*

Das aufgrund von Armut eigene Unvermögen, studieren zu können, soll durch einen Bildungserfolg des Enkelkinds kompensiert werden. Der Wunsch des sozialen Aufstiegs über Bildung kann erst in der Nachfolgegeneration umgesetzt werden. Das Vermögen, finanzielle Ressourcen aufgebaut zu haben, die dem Enkelkind einen Bildungsaufstieg ermöglichen, erfüllt den Mann mit Stolz.

Ein Gesprächspartner, der als Arbeitsmigrant nach Österreich kam, bedauert den vollzogenen Bruch zum Herkunftsland. Die Ursache dafür sieht er in der Unterstützung seiner Kinder, in die er sein ganzes finanzielles Kapital investierte.

*Wann man wirklich richtig denkt, über eine Familie oder über einen Mensch, ahm, es tut mir schon manchmal weh, ahm, ich hab bis 24 Jahr dort gelebt, ich hab wirklich viele Erinnerung, ahm, und das habe ich alles zurückgelassen, aber nur wegen Kinder. Und, ahm, wirklich ich hab nix, alle anderen haben Haus gebaut, Haus gekauft, ich habe nur für Kinder gemacht für anders nix, ahm ... (9, m, östliches Mittelmeer, 73J).*

Er ist sich – trotz des Bruchs mit dem Herkunftsland – sicher, dass die Entscheidung, seine gesamten finanziellen Ressourcen in seine Kinder zu investieren, die richtige war. Jedes seiner fünf Kinder hat eine Ausbildung in Österreich erhalten und arbeitet. Er selbst verbucht dies als seinen Migrationserfolg. Der Wunsch, dass die Kinder von der Migration ihrer Eltern profitieren, beinhaltet aber nicht nur den Willen, ihnen in einem ökonomischen Sinn ein besseres Leben zu ermöglichen, sondern auch das Potenzial zu nutzen, dass den Kindern durch die Vermittlung von zwei Sprachen und Kulturen zuteil wird. Die beiden Sprachen und Kulturen werden als eine Bereicherung wahrgenommen, die den eigenen Kindern einen persönlichen Vorteil verschafft. Eine Interviewpartnerin erzählt, wie zufrieden ihre Kinder waren, von beiden Kulturen die Feste feiern zu können und die Traditionen vermittelt bekommen zu haben.

*Meine Kinder haben immer gesagt, sie sind so glücklich, weil sie alles doppelt feiern. Wir haben, als xxx haben wir ein anderes Datum zum Neujahr, meine Kinder haben Weihnachten gefeiert, unsere Nouruz gefeiert, Ostern gefeiert, oder. Also es war eigentlich für sie doppeltes Glück. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Der Wunsch, den Kindern beide Sprachen vermitteln zu wollen, wird in den Interviews offensichtlich. Dieser Vorteil wird von den Kindern manchmal erst im Erwachsenenalter wahrgenommen.

*Das heißt, ich hab meine drei Kinder gezwungen, einmal in der Woche in die xxx Schule zu gehen, neben der österreichischen, ja. Das war nur ein Nachmittag, aber ich wollte, dass sie nicht nur sprechen, sondern auch ein bisschen schreiben, und also die Rechtschreibung und auch ein bisschen Literatur oder Kultur, ja, Geschichte. Und, ah, und das war wirklich mühsam, weil die wollten das natürlich nicht, warum sollen wir jetzt auch, wir haben eh schon genug. Und dann haben sie aufgehört. Aber, komischerweise, haben sie, die Kinder, haben dann im Sommer, nachdem wir dann im Sommer immer in xxx am Meer waren, haben sie so einen Freundeskreis gehabt und diese Freunde so geliebt, dass sie dann natürlich sehr interessiert waren, mit ihnen sehr gut und nicht nur sprechen, schreiben oder so, äh, sich auch mit xxx zu beschäftigen. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Die Gesprächspartnerin fühlt sich in ihren Bestrebungen, den Kindern beide Sprachen zu vermitteln, bestätigt. Die anfängliche Skepsis der Kinder löst sich im Lauf der Jahre in einem

Wohlwollen gegenüber der Sprache der Mutter auf. Schlussendlich möchten die Kinder aktiv die Sprache lernen. Eine weitere Interviewpartnerin beschreibt, dass sie nur ihrem älteren Kind ihre Muttersprache vermittelt und mit dem jüngeren Sohn nur Deutsch gesprochen hat. Dieser fühlt sich gegenüber seiner Schwester benachteiligt und lernt als Student ohne Wissen der Mutter die Sprache.

*Er (der Sohn, Anm. d. Verfass.) hat xxx, einen xxx-Kurs besucht, ich glaube drei Semester, und er hat sogar Schreiben und Lesen gelernt. Und als ich ihm gesagt habe, warum lernst du xxx, du kannst xxx nicht brauchen in der Welt, ahm, gab er mir als Antwort, aber Mama, 50 Prozent von mir ist xxx. (beide lachen) (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Das anfängliche Unverständnis der Mutter, dass der Sohn ihre Sprache lernen will, weicht bald dem Gefühl der Freude, dass er die Identität der Mutter nicht vergessen möchte. Im Zuge des Interviews betont sie, welche Vorteile das Wissen beider Sprachen und Kulturen den Kindern in ihrem Berufsleben bringt. Sie verweist mit Stolz darauf, dass sie der Elternteil ist, der die weitere Sprache in die Familie gebracht hat. Auch bei einem weiteren Gesprächspartner zeigt sich, wie wichtig für ihn die Zweisprachigkeit seiner Kinder ist.

*Also, wir haben Wert darauf gelegt, von Anfang an war es bei uns so, ich red mit den Kindern nur Serbisch und die Mutter Deutsch. Das hat sehr gut funktioniert, ja. Das ist heute noch, wir sitzen am Tisch, und zu mir sagen sie Serbisch und zur Mutter sagen Deutsch. Und bei anderen schon mehrheitlich Deutsch, ja, das ist verständlich auch. Aber sie sind, die sind auch stolz drauf, eigentlich. (11, m, Osteuropa, 67J)*

Ein weiterer Gesprächspartner möchte die Zweisprachigkeit auch an seine Enkelgeneration weitergeben. Er bekräftigt, dass die Familie sich weiterhin in seiner Muttersprache, Albanisch, unterhält. Mit Bedauern muss er zur Kenntnis nehmen, dass sich die Doppelsprachigkeit in der Enkelgeneration nicht mehr fortsetzen lässt.

*Sie (die Enkelin, Anm. d. Verfass.) hat mit meine Frau, sechs Jahre ist sie jetzt, bis zum Kindergarten unsere Muttersprache gesprochen. Dann ist sie in Kindergarten gekommen und drei, vier Monate hat nicht gesprochen in Kindergarten, nach vier Monaten hat begonnen zu sprechen, zu reden, jetzt redet nicht unsere Sprache. Versteht, aber redet nicht. Manchmal schimpf ma sie, warum. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Zusammenfassend wird festgehalten, dass der soziale Aufstieg der Kinder und Enkelkinder, der meist über eine bessere Ausbildung erfolgt, als wichtiger Indikator für einen Migrationserfolg verbucht wird und somit eine Ressource im Alter darstellt. Das bedeutet, durch eine Migration den Kindern bessere Aufstiegschancen ermöglicht zu haben, nimmt einen wichtigen Stellenwert ein. Neben diesem ist auch das Wissen, durch die eigene Migration den Kindern zwei Kulturen und Sprachen vermittelt zu haben, ein positiver Aspekt bei der Bilanzierung des Migrationsprojekts.

### **6.5.3 Kognitive und emotionale Ressourcen**

Kognitive und emotionale Ressourcen stehen für innere Einstellungen, die ein Bewältigen von Hindernissen ermöglichen und in diesen einen tieferen Sinn erkennen lassen. Gemeint ist

damit der Wille, eine gute Lebensqualität aufrechtzuerhalten. Antonovsky (1997) spricht in diesem Zusammenhang von der Komponente Bedeutsamkeit, die zusammen mit Verstehbarkeit und Handhabbarkeit das Kohärenzgefühl abbildet. MigrantInnen beschreiben beispielsweise ihre innere Überzeugung, durch negative Erfahrungen und Fehler langfristig profitiert zu haben, da sie aus ihnen lernen konnten. Zudem wird das Wahrnehmen und Erkennen von positiven Erfahrungen im Aufnahmeland als wichtiger Motor für die Identifikation mit diesem beschrieben. Ein transzendenter Glaube ist ebenfalls eine kognitive und emotionale Ressource, da die Sinnhaftigkeit des Lebens über diesen erlangt werden kann.

### ***Der Glaube hat mich begleitet und gestärkt***

Die gelebte Religion und der empfundene Glaube werden als eine wichtige emotionale Ressource genannt. Die von Antonovsky beschriebene Komponente *Bedeutsamkeit*, die neben den Komponenten *Verstehbarkeit* und *Handhabbarkeit* das Kohärenzgefühl bildet (vgl. Antonovsky 1997 und Kapitel 3.2.1 *Das Konzept des Kohärenzgefühls*), wird durch den Glauben besonders gestärkt. Herausforderungen und negative Belastungen werden als sinnvoll und als bewältigbar erlebt. Eine aktive Mitgliedschaft bei einer Religion verstärkt zudem den Glauben, Ressourcen mobilisieren zu können, um mit Stress sowie Problemen adäquat umgehen zu können. Eine Interviewpartnerin, die Opus Dei angehört, beschreibt ausführlich, wie sie ihren Glauben entdeckte und welche prägende Wirkung ab diesem Zeitpunkt dieser für ihr Leben hatte.

*Und dann habe ich kennengelernt eine Gruppe vom Opus Dei, und ich bin dorthin immer gegangen. Hab mir, da waren sehr viele Mädchen dort, und da haben wir Vorträge und Religionsunterricht und dann so Ausflüge usw. gehabt. Dann das hat mir so interessiert und dann natürlich habe ich dann gelesen und gefragt und so, und dann mehr oder weniger für mich war (...), ich habe anders gesehen das Leben, ja, und dann hab ich angefangen anders zu sehen, wie man es z. B., wie man einen Fehler macht, wenn man es beichtet, das kann, Gott verzeiht, und sollte man nicht das oder jenes machen und so. Und dann für mich war es ein neues Leben, ja. (12, w, Südamerika, 65J)*

Opus Dei bezeichnet sie als ihre Heimat, die sie befähigt, in jedem Land Fuß fassen zu können. Da sie dieser Glaubensgemeinschaft angehört, kann sie mit Problemen und Spannungen, mit denen sie in der neuen Umgebung konfrontiert wird, umgehen. Opus Dei bestimmte ab dem Zeitpunkt ihres Beitritts bis in die Gegenwart ihr Leben. Sie verlässt aufgrund der Glaubensgemeinschaft ihr Herkunftsland und arbeitet in Europa. Der Glaube wird in jedem Land gleich gelebt, und nachdem ihr primärer Kontakt zu Mitgliedern von Opus Dei besteht, ist sie nur mit einem geringen Anpassungsdruck konfrontiert.

*Dann letztendlich ich sage immer, mein, mein Zuhause ist Opus Dei. In dem Sinn. Dort fühle ich mich, in dem Sinn, mehr oder weniger zu Hause. Vom Glauben leben. Dem Gott vertrauen. Vor allem das. Dem Menschen kann man, nein dem Menschen auch, aber vor allem Gott vertrauen, das hilft sehr viel. In dem Sinn z. B., wenn ich, ähm, wie kann ich sagen, es ist nicht so, ich beklag mich nicht, dass ich schwer habe oder sonst. (12, w, Südamerika, 65J)*

Das Gefühl, Opus Dei verpflichtet zu sein, stellt für sie bis in die Gegenwart eine wichtige Ressource dar. Das Arbeiten für diese Institution wird von ihr als sinnstiftend bezeichnet, dem sie alles andere in ihrem Leben unterordnet. Sie hat weder eine eigene Familie gegründet noch einen ausgeprägten Kontakt zu ihrer Primärfamilie in ihrem Herkunftsland; dieser Bereich wird neben vielen anderen (Arbeit, Freizeit, Freundeskreis) von Opus Dei abgedeckt. Für sie stellt es ein großes Problem dar, dass ihre Eltern, die einer indigenen Bevölkerungsgruppe ihres Herkunftslandes angehören, einer, wie sie es nennt, „Ursprungsreligion“ zugehörig sind, obgleich sie und ihre Geschwister getauft waren.

Ein Interviewpartner, der aus dem östlichen Mittelmeer als klassischer Arbeitsmigrant nach Österreich kam, sieht in seinem Glauben die wichtigste Ressource für sämtliche Herausforderungen, denen er im Leben begegnet. Er bezeichnet seine Religion als einen Gradmesser im Umgang mit Menschen.

*Glauben soll für gemeinsam sein, ja. Wann wir zusammenleben. Wir sollen wirklich zusammen leben. Zusammenleben, ahm, andere Sprache, andere Religion, andere Gesicht, andere, wie soll ich sagen, Mentalität. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Seine Einstellung verhilft ihm zu einem von Toleranz geprägten Zugang zu anderen Menschen. Die Toleranz gegenüber anderen Kulturen hat ihm sowohl im Zuge seiner Binnenmigration als auch seiner Migration nach Österreich geholfen. Das Akzeptieren von parallel nebeneinander lebenden Lebensformen bezeichnet er als entscheidend für seine erfolgreiche Migration, da er sich immer wieder anpassen musste und dennoch seinen Einstellungen und Werten treu bleiben konnte.

*Unsere Richtung ist Menschen, wir beten Menschen, nicht zu Moschee, Kirche oder was weiß ich was, wir beten zu Menschen, weil die Menschen ist von Gott übergeblieben, und für uns ist Gott ist nicht einer ... Nicht einer, alle sagen Gott ist nur einer in der Welt. Mohamet ist gut, aber Jesus ist schlecht, warum? Weil er ist Christe? (...) Bei uns gibt es so was nicht, wir sagen, wenn Mohamet gut war, so gut war Jesus, so gut war Moses, so gut war David, und dieses Haltung unseres Weg, unsere Richtung soll eine wichtige Weg sein für Mensch. Alevitschen Glauben sagen, jede Menschen hat eigenen Gott im Herz drinnen. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Da er bereits in seinem Herkunftsland einer Minderheit (Kurde und Alevite) angehörte und sich sein Leben lang entsprechend positionieren musste, spielt für ihn das friedliche Koexistieren unterschiedlicher Ethnien eine bedeutende Rolle. Er selbst sieht in diesem eine Bereicherung innerhalb jeder Gesellschaft.

*Darum sag ich, alle Menschen, wann zusammen leben, will sagen eine Blumengarte, ja, das ist in unsere Glauben eine Blumengarte, soll nicht nur Rosen sein, weil dann sagst du Rosengarten, aber für Blumengarten soll alle Blumen sein. Ja, dann hast du einen schönen Blumengarten. Aber Rosengarten ist nur eine. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Für die beiden dargestellten InterviewpartnerInnen bedeuten ihr Glaube und ihre Religion eine Stärkung und Ressource, um mit den Anforderungen des täglichen Lebens umzugehen. Sie prägen ihre Wertvorstellungen und bestimmen jeden Lebensbereich. Eine weitere Interviewpartnerin beschreibt ihren Glauben als zentrale Ressource während ihrer Flucht nach

Österreich. Die Bedeutung der Religion nimmt im täglichen Leben keinen hohen Stellenwert ein. Erst in Extremsituationen wird diese als Ressource aktiviert. Die Frau beschreibt, wie sie sich als Einzige ihrer Flüchtlingsgruppe versteckt hatte, um vor befürchteten Übergriffen seitens der Soldaten zu entkommen. Sie war in einem ihr nicht bekannten Gebiet, in dem sie durch die Nachkriegswirren der unterdrückten Bevölkerungsgruppe angehörte.

*Und ich war ganz allein, mütterseelenallein irgendwo im Niemandsland, ich wusste nicht wo ich bin, es war kein Mensch da, es war nur ich. Und ich, ich weiß net, wie lang ich gelegen bin, ich hab, ich bin gelegen und hab gebetet und hab gesagt, bitte lieber Gott hilf mir, bitte, bitte gib, dass die wieder zurückkommen, und dass sie überhaupt mich wiederfinden. Und, und wie gsagt, nach einer schrecklichen Zeit, ich weiß nicht, wie lang es war, hab ich dann wieder einen Wagen gehört, und wie und wie ich dann gehört hab die Pferde, und dann hab ich reden gehört, und dann hab ich den Kopf gehoben, und dann hab ich geschaut, und es war wirklich meine Mutter, und ich war so glücklich, ich hab geweint vor Freude. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Die enorme Angst, die sie in dieser Situation empfindet, wird durch ihren Glauben und ihr Gebet zu Gott gemindert. Er stellt in dieser Situation, in der ihr bewusst ist, dass ihr keine andere Möglichkeit bleibt, außer auf ihre Mutter zu warten, die relevanteste Coping-Strategie dar.

### ***Das Land Österreich hat von mir profitiert!***

GesprächspartnerInnen betonen, dass sie immer gearbeitet haben und der Staat Österreich nicht für sie sorgen musste. Im Gegenteil, sie haben Steuern gezahlt und zum wirtschaftlichen Aufschwung des Landes beigetragen. Dieser persönliche Werdegang bedeutet ihnen sehr viel, da sie aktiv für ihren Besitz gearbeitet haben und nicht von dem Fleiß anderer profitierten. Sie haben sich ihren Wohlstand selbst zu verdanken. Es findet eine starke Distanzierung von MigrantInnen statt, die nicht arbeiten und vom Sozialstaat profitieren. Mit diesen möchten sie nicht in Zusammenhang gebracht werden.

*xxx sind auch in Österreich mehr oder weniger alle sehr erfolgreich. Das liegt, das lag an ganz anderen Ur-Grund, also Ursachen. Wir sind mehr oder weniger alle von sehr gut situierten Familien nach Ausland geschickt worden. Österreich hat nie für mich ein Geld für die Universität oder was anderes gezahlt. Wir haben damals sehr viel, also was unsere Eltern natürlich finanziert haben, wir haben zahlen müssen für diese Ausbildung. Ja, somit sag ich auch immer, dass für Österreich eigentlich auch eine gute Sache war, die Studenten aus xxx zu nehmen, weil wir waren keine Last für das Land, unsere Eltern haben bezahlt und finanziert, und wir sind also eben dageblieben. (lacht) (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Ein Gesprächspartner, der in Wien als Schneider tätig war, verweist mit Stolz darauf, dass er die Skianzüge für österreichische SportlerInnen genäht hat. Es findet eine Identifizierung mit Österreich statt, und das Gefühl, auch ein wenig für den österreichischen Sporterfolg mitverantwortlich zu sein, verleiht ihm Selbstsicherheit.

*Ich glaube '74, '75 war, Annemarie Pröll war in Japan, in Sapporo, und damals hat diese ... Und das habe ich dieses Overall, ich hab genäht. Ehrlich einen Overall, alle Overall I hab genäht, ehrlich. Alle Overall extra ich habe, damals war Karl Schranz, Annemarie Pröll, ahm, Klammer, ja, auch, wer war noch ... (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Der berufliche Erfolg in Österreich spielt eine bedeutende Rolle für das Selbstbewusstsein, in diesem Land geblieben zu sein. Einige MigrantInnen empfinden einen Rechtfertigungsdruck, sich für ein Bleiben in Österreich entschieden zu haben, und begegnen diesem, indem sie auf ihre zentrale Rolle in ihrem Beruf verweisen.

*Ich habe offensichtlich eine ganz große Rolle in der Schule gespielt (...) und zwar zwischen den ausländischen Kindern. Also, ich war für die ausländischen Mädchen, besonders die Mädchen, offensichtlich ein Vorbild. Ich konnte mit den Buben aus diesen Ländern, islamischen Ländern, wunderbar umgehen. Ich hatte nie Probleme mit ihnen. Wenn wir so in Klassenkonferenzen gesprochen haben, haben meine Kollegen also große Schwierigkeiten gehabt, und ich habe mich immer gewundert, warum. Ich hatte mit diesen Kindern keine Probleme, und ich habe dann im Nachhinein von ihnen gehört, wie wichtig meine Rolle war, und ich glaube, ich würde es jedem Land empfehlen, Lehrer, Lehrerinnen und Lehrer aus diesen Ländern zu nehmen, wo sie (...) sie verstehen diese Kinder gut. Wir haben keine Vorurteile für diese Kinder, wir können auf ihre Kultur eingehen, mit ihren Familien kann ich. (...) Ich war Klassenvorstand, und in Österreich macht man immer wieder so Schullandwochen. Man nimmt eine Woche die Kinder mit. Prinzipiell in unserer Schule war es bekannt, dass die türkischen Familien ihre Mädchen nie auf Schullandwoche mitgehen lassen. Das war damals, ich weiß nicht, wie es heute ist. Ich war die einzige Lehrerin, Klassenvorstand, die es wirklich immer geschafft hat, meine türkische Mädchen mitzunehmen, weil ich immer den Eltern gesagt habe, was muss ich, was müssen wir die Kinder dort machen lassen, dass zufrieden sind. Sie waren der Meinung, sie möchten nicht, dass sie mit Bikini da schwimmen gehen, sie waren der Meinung. Und ich habe gesagt, das alles versteh ich. Sie können mir vertrauen, und die haben die Kinder mitgehen lassen. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Anhand ihrer eigenen Rolle in der Schule stellt die Gesprächspartnerin dar, wie wichtig PädagogInnen aus verschiedenen Kulturen sind, um den Anforderungen und Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden. Es findet ein bewusstes Hervorheben der wichtigen Bedeutung von MigrantInnen für Österreich statt. In den durchgeführten Interviews wird die Annahme bestätigt, dass das subjektive Wohlbefinden mit einem positiven Arbeitsstatus korreliert (vgl. Kirkcaldy et al. 2006: 874). Das Gefühl, einen beruflichen Beitrag in Österreich zu leisten, verleiht eine positive Identität und Selbstvertrauen. Bereits Antonovsky (1997) verweist darauf, dass soziale Anerkennung, die primär über einen beruflichen Status erfolgt, zentral für die Komponente *Bedeutsamkeit* des Kohärenzgefühls ist (vgl. Kapitel 3.2.1 *Das Konzept des Kohärenzgefühls*). Das bedeutet, das Gefühl, in Österreich eine soziale Anerkennung zu erfahren, stellt eine Ressource dar, die für ein starkes Kohärenzgefühl mitverantwortlich ist.

### ***Ich habe viele positive Erfahrungen in Österreich gemacht***

Studien zeigen, dass negative Erfahrungen im Aufnahmeland zu einer Frustration und Demotivation führen, welche erhebliche Auswirkungen auf die psychische Gesundheit haben können (vgl. Kirkcaldy et al. 2006: 877). Die ressourcenstärkende Wirkung von positiven Erfahrungen im Aufnahmeland liegt daher auf der Hand. In den Gesprächen wurden positive Erfahrungen mit der einheimischen Bevölkerung besonders hervorgehoben. Durch diese wurde den MigrantInnen ein Gefühl des Willkommenseins vermittelt.

*Also, die Menschen waren sehr höflich, sehr nett. Weil wenn ich meinen Mund schon geöffnet hab, hat jeder gehört, ich bin Ungarin. Und haben gesagt, sie sind wie Marika Röck. Sag ich nein, dass bin ich leider nicht, nicht so erfolgreich. (lacht) (1, w, Osteuropa, 85J)*

*I hab immer nette Menschen und gute Menschen in Österreich, war genauso in Deutschland, genauso. Ja, das macht mir sehr, sehr Freude. Dass manche sagen, ja, sie haben so gemacht, i habe nie einmal, in Deutschland auch 15 Jahre gelebt. Nie eine schlechte Zeit oder nie eine schlechte Menschen zu mir was gesagt, nie, nie. Ich bin sehr zufrieden. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Das Gefühl, von der Mehrheitsbevölkerung akzeptiert zu werden, spiegelt sich auch in dem Zugehörigkeitsgefühl zu Wien wider. GesprächspartnerInnen, die geringe Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, berichten von einem starken Bindungsgefühl an die Aufnahmegesellschaft. Neben dem Zugang zu Ressourcen im Aufnahmeland kann die Komponente des Akzeptiertwerdens als ein ausschlaggebender Hinweis auf eine „Doppelzugehörigkeit“ (Reinprecht 2006) genannt werden. Insbesondere ein aktiver Zugang seitens der österreichischen Bevölkerung wirkt bestärkend und motivierend.

*Ich war immer im (nennt eine Konditorei in Wien), ich nehme mein Buch mit mir und sitze in Konditorei. In Konditorei damals, ich glaube bis jetzt, Sonntag sind viele alte Frauen. Die Alten sitzen dort ... Tratschen und trinken und so. Ich sitze mit mein Wörterbuch, meine Buch, und lese. Eine alte Dame hat mir gesagt: „Darf ich Sie fragen?“ Sag ich: „Sie dürfen, gnädige Frau.“ Sagt sie: „Was machen sie hier in Österreich?“ Sag ich: „Ich lerne Deutsch“, sagt sie: „Aber Sie sprechen gut Deutsch“ ... Sag ich: „Nein, für mich ist schlecht, nicht gut“, und sie nimmt das Buch, und sie hilft mir. Wirklich! Und sie schreibt zu mir und so weiter, und sie sagt zu mir: „Ich bin jeden Sonntag hier!“ Jeden Sonntag hilft sie ... (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Das von diesem Interviewpartner geschilderte Erlebnis ist für ihn sinnbildlich für seinen gesamten Lebensabschnitt in Wien, den er trotz beruflicher Disparitäten und anhaltender Phasen der Arbeitslosigkeit sehr positiv wertet. Die Konditorei, mit der er vornehmlich ältere autochthone Frauen als Kundinnen in Verbindung bringt, steht für ein Wien, das Assoziationen wie *konservativ, alt und monokulturell* hervorruft. Dass er in dieser Umgebung auf eine Frau trifft, die diesen Klischees widerspricht, wird von ihm nachhaltig positiv gewertet.

Eine Frau beschreibt, wie dankbar sie nach ihrer Flucht dem Land Österreich und dessen Bevölkerung war. Das Gefühl, in Sicherheit zu sein und Unterstützung zu erfahren, gab ihr in der schwierigen Zeit des Alleinseins einen Halt.

*Und ich bin so froh, dass hier zu sein wirklich, weil zuerst, wie kann man sagen, ich war sehr dankbar, dass Österreich mich aufgenommen hat. Ja, noch dazu Österreich hat auch viel für andere Genossen, das in Gefangenschaft, politisch Gefangenschaft waren, toll tolle Rolle gemacht. Ein paar von denen haben sie, wir haben geschafft sogar von direkt von der Gefangenschaft nach den Flughafen bis hierher. Das heißt, Dankbarkeit überall. Aber ich war vier Jahre allein. Das heißt, vier Jahre das kein Mann, besser zu sagen, kein Ehemann und keine Kinder bei mir hatte. Und ich bin, muss auch von Anfang an sagen, ich bin wirklich sehr dankbar Österreich, das viel für unsere Zusammenkommen gemacht hat. (6, w, Südamerika, 73J)*

Für die Frau steht die Migration nach Österreich für ein Gefühl der Sicherheit und das Wissen, sich aktiv für Gleichgesinnte im Herkunftsland einsetzen zu können. Nach der Erfahrung

jahrelanger Unterdrückung und Repressionen in ihrem Herkunftsland wird dieses neue Freiheitsempfinden von ihr stark mit Österreich und seiner Bevölkerung in Zusammenhang gebracht. Bis ins Alter bringt sie mit diesem Land diese positiven Assoziationen in Zusammenhang.

Neben den positiven Erfahrungen, die durch Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung entstehen, nehmen in den Erzählungen die wohlfahrtsstaatlichen Gegebenheiten in diesem Land eine bedeutende Rolle ein. Diese werden mit jenen im Herkunftsland verglichen und anschließend positiv bewertet.

*Das ist jetzt wiederum positiv für Österreich. Und zwar, ähm, diese, das soziale Element hier, nicht. In Österreich Kinderkriegen, Kinderbeihilfe, Mutterschutz, also diese, das ist etwas, was xxx noch nicht hat, lange nicht hat. Das ist ein Schritt, also das, was ich in Österreich erlebt habe, und schon Ende 70er- Anfang 80er-Jahre, persönlich erlebt habe, also mit in der Zeit, wo ich die Kinder bekommen hab, wo eben ärztliche Untersuchungen, Hilfe, dass das in Österreich selbstverständlich, alles eine Staatsausgabe sozusagen, eine vom Staat garantiert wurde. Oder auch die Schule, ja die Bildung für die Kinder. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Die Möglichkeit, den eigenen Kindern durch die Migration ein besseres Leben ermöglicht zu haben, spielt bei einer Bilanzierung im Alter (vgl. Reinprecht 2006) eine zentrale Rolle. Das Wissen, dem eigenen Nachwuchs in Österreich bessere Lebensbedingungen als im Herkunftsland geschaffen zu haben, bedeutet demnach eine zentrale emotionale Ressource, die retrospektiv eine Migration sinnvoll erscheinen lässt. Das gut ausgebaute Gesundheitssystem in Österreich wird bei einer Bilanzierung des Migrationsprojektes oft ins Treffen geführt. Dieses wird auch als ein zentrales Argument gegen eine Remigration in das Herkunftsland genannt (vgl. Brockmann 2002). Das bedeutet, das Wissen, im Alter Zugriff auf das gut ausgebaute Gesundheitssystem in Österreich zu haben, wird als eine zentrale Ressource gewertet.

***Es ist vieles Einstellungssache, man muss das Positive sehen und darf sich nicht mit anderen vergleichen***

Bei dem von ihm entwickelten Konzept des Kohärenzgefühls (siehe Kapitel 3.2.1 *Das Konzept des Kohärenzgefühls*) schreibt Antonovsky der Komponente *Bedeutsamkeit* eine wichtige Funktion zu. Diese meint, Schicksalsschläge im Leben zu akzeptieren und es als wert zu empfinden, ihnen aktiv zu begegnen. Gemeint ist damit die innere Überzeugung, dass ein Aktivieren von Ressourcen sinnvoll ist (vgl. Antonovsky 1997). Ein positiver innerer Zugang zu Schicksalsschlägen und das Gefühl, diese überwinden zu können, stellt daher eine wichtige emotionale Ressource dar. Diese Fähigkeit veranschaulicht eine Interviewpartnerin auf eindrückliche Art. Sie stellt ihre innere Verarbeitung der Gefangenschaft und Flucht mit jener ihrer Mutter gegenüber und ist davon überzeugt, dass ihre positive Einstellung und ihr Optimismus ausschlaggebend für ihre erfolgreiche Aufarbeitung des Erlebten war. Im Gegensatz dazu konnte ihre Mutter die in der Gefangenschaft erlittenen Erlebnisse kaum verarbeiten.

*Na ja, und dann, und dann war also so, also wir sind entlassen worden, und meine Mutter war, die Arme, war nach dem Ganzen, was man ja auch verstehen kann, ein totales*

*Nervenbündel, ja. Die arme Mama, die, der hat das furchtbar zugesetzt, ich mein, mir auch, aber irgendwie, ich weiß es nicht, vielleicht, aber ich glaub, ich hab die Mentalität mehr nach meinem Vater (...). Ach, es gibt unterschiedliche Mentalitäten. Einer hält mehr aus, andere halten weniger aus, und mein Vater war mehr so ein stabiler Typ, so ein, weiß net, wie ich's beschreiben kann. Auf jeden Fall, ich hab's halt leichter verkraftet irgendwie. Ich musste es ja verkraften, ich musste es verkraften, weil es hat ja nix gegeben, entweder du stehst's durch, oder du wirst verrückt, oder sie bringen dich sowieso um. Hat keine Alternativen gegeben ... (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Ihre Fähigkeit, die durchlebten Ereignisse zu verarbeiten, schreibt sie der von ihrem Vater geerbten Mentalität zu. Gemeint ist damit das Vermögen, auch Schicksalsschlägen einen Sinn zu geben. Antonovsky nennt dieses Vermögen *Bedeutsamkeit* und schreibt diesem von allen drei Komponenten, aus denen sich das Kohärenzgefühl (*Verstehbarkeit, Handhabbarkeit, Bedeutsamkeit*) zusammensetzt, die wichtigste Funktion zu. Die befragte Frau umschreibt dieses Vermögen, indem sie darauf verweist, eine innere Stabilität aufrechterhalten zu können, die ein aktives Weiterleben erst ermöglicht. Sie hat, im Gegensatz zu ihrer Mutter, das Durchlebte in ihr weiteres Leben integrieren können. Erst dadurch wird ein optimistischer Blick in die Zukunft möglich. Damit ist die aktive Verarbeitung von Schicksalsschlägen gemeint, und nicht die passive, die zu einer Resignation führt.

Die Fähigkeit des Akzeptierens und „Nach vorne Schauens“ wird insbesondere von jenen MigrantInnen genannt, die bei ihrer Ankunft in Wien geringe materielle Ressourcen zur Verfügung hatten. Die positive Einstellung und der optimistische Blick in die Zukunft stellen zu Beginn ihres Aufenthalts eine entscheidende Ressource dar.

*Und also, wir sind mit 60 Kilo hierher gekommen. Alles zurückgelassen, was wir hatten. Und jetzt, wo ich nachdenke, es ist aber auch nicht so schlimm. Es war eine sehr, sehr schwere Erfahrung also, aber ich bin draufgekommen, eigentlich nur das Menschliche ist, was man nicht verlieren soll, also alles was Materielle ist, ist im Grunde genommen nicht so wichtig, das ist also, was ich wirklich gelernt habe. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Der durch die Migration erlebte Verlust der im Herkunftsland aufgebauten materiellen Ressourcen wird als einschneidendes Erlebnis gewertet. Das zeigt sich insbesondere dann, wenn die Situation der mittellosen Ankunft in Österreich durch die Erzählung wieder präsent wird. In detaillierten Schilderungen werden die Vermögenswerte, die im Herkunftsland verloren gegangen sind, dargestellt. In den Erzählungen werden diese negativen Erlebnisse aus gegenwärtiger Perspektive nochmals evaluiert. Durch eine Verschiebung der Prioritäten von materiellen zu immateriellen Ressourcen (wie beispielsweise soziale Beziehungen und die Gesundheit), die im Alter häufig zu beobachten ist (vgl. Clemens, Naegele 2004), wird der damals erlebte Verlust relativiert. Dies korreliert auch mit dem Bewusstwerden der Endlichkeit des Daseins. Verlusten nachzutrauern, wird als kontraproduktiv gewertet in Anbetracht der verbleibenden Lebensdauer.

*Ich finde dieses einfache Leben ja, es ist schöner in dem Sinn. Natürlich ist es, das Leben ist ja so kurz, also man muss nicht unbedingt das oder jenes haben. Sowieso wird es dann, wie man es nimmt, stimmt dort so oder so oder hier so. In dem Sinn ist es keine Unterschied. (12, w, Südamerika, 65J).*

Eine generell positive Einstellung zum Leben hat Rückwirkungen auf Potenziale, die aktiviert werden können. Tesch-Römer et al. (2010) postulieren, dass Menschen, die ihr Leben positiv bewerten, eher in der Lage sind, Ressourcen zu mobilisieren, als solche, die sich aufgrund von Angstgefühlen zurückziehen (vgl. Tesch-Römer et al. 2010). Ein Gesprächspartner, der als Arbeitsmigrant nach Wien kam und zu Beginn seines Aufenthalts neben belastenden Arbeits- und Wohnbedingungen von seiner Familie getrennt war, beschreibt, wie zentral die positive kognitive Lebenseinstellung gerade zu Beginn der Migration für ihn war.

*Ja, ja, na, es ist so, Leben ist wirklich sehr schwierig, man muss nicht aufhören und psychologisch sich aufbauen ... Wann ich (ahm) aufhöre, sage ich, nein, so eine Lebe brauche ich nicht, ich will nicht mehr so leben und so weiter geht, wirklich, man lebt nicht lang. Aber wann man selbst sich stark machen, ahm, sag ma, psychologisch dann, dann, ahm, ahm, für Menschen ist, ahm, erste große Ziel ist seinen Kopf, seinen Hirn. Ich hab auch viele Sachen, ich hab gedacht, kann ich nicht, mach ich nicht und so weiter, aber wann ich wirklich am Abend im Bett gehe, denke ich mich, ja, aber warum machen die alle andere, ich nicht. Ich schaffe auch das. So habe ich mich immer aufgebaut. Wann ich bei einer Firma gearbeitet habe, für meinen Arbeit gibt schon schwierige Sachen, aber ich hab nicht gesagt, na, ich höre auf, ich gehe nicht mehr, mir ist zu viel. So hab ich nicht gemacht. Menschen sollen sich immer aufbauen. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Mit einer positiven Lebenseinstellung korreliert die Fähigkeit, sich nicht mit Menschen zu vergleichen, deren Lebensstandard nur schwer erreichbar ist. Ein solcher Vergleich führt zu einer Frustration und geringen Wertschätzung des selbst Aufgebauten. Wenn die eigene Lebenssituation mit subjektiv gesetzten Maßstäben evaluiert wird, die einem realistischen Bild entsprechen, dann führt dies zu einer positiven Bewertung des eigenen Lebens (vgl. ebd.).

*Ahm, oder, ahm, wie soll ich sagen, Mann hat einen Auto, kostet Millionen, ich habe einen Käfer, und das kostet 1.000 Euro. Ja, ich brauche nicht mich mit ihm vergleichen. Ich habe das, und Gott sei Dank ich hab das! Und gibt viele, so was hat auch keinen. Das muss man so denken ... (9, m, östliches Mittelmeer, 73J).*

Das Verfolgen von Zielen, die Stress verursachen und schwer erreichbar sind, wird von dem oben zitierten Gesprächspartner ebenfalls als belastend empfunden. Er beschreibt ausführlich, wie seine innere Einstellung und das Gefühl der Zufriedenheit mit dem Gegebenen einen bedeutenden Einfluss auf seine subjektiv empfundene Lebensqualität haben.

*Sie brauchen einen Fernseher. Für dieses ganze kostet 2.000 Euro, das müssen Sie in sechsten Monat sparen, sechs Monat haben Sie keinen, ahm, na, Nerven zum Aushalten, ja, dieses sechste Monat. Dieses sechste Monat nimmt von ihre Körper etwas weg, weil dieses Stress haben Sie, dieses Stress haben Sie, muss ich dieses Fernseher kaufen und das. Aber wann ich im Dorf lebe, ich brauche keinen so einen Fernseher, wegen keine Strom, was mach ich mit dem ... Ich muss mir einen französischen Bett kaufen, wie viel? 1.500, noch einmal sparen, und noch einmal arbeiten. Das macht die Menschen kaputt, macht Menschen krank (...) Ich sage für mich, monatlich mein Taschengeld, wann 200 Euro, ist mir genug. Ich gehe eh nirgends, ich mach eh nix, Kaffee mach ich zu Haus. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Eine positive Einstellung, mit der eine realistische Einschätzung des selbst Aufgebauten und Erreichten einhergeht, stellt eine zentrale kognitive Ressource dar. Sie ist stark von dem Gedanken des „Blicks nach vorne“ getragen. Das heißt, ein Nachtrauern um vergangene

Verluste wird als kontraproduktiv gewertet. Zudem wird eine Fokussierung auf materielle Ressourcen vermieden, vielmehr stehen die aufgebauten immateriellen Ressourcen im Mittelpunkt.

***Wenn man so viel erlebt hat wie ich, dann wird einem bewusst, was man schaffen kann, das gibt mir Kraft***

Bei einer Reflexion über den eigenen Lebenslauf weisen GesprächspartnerInnen darauf hin, dass sie in ihrem Leben mit vielen Schicksalsschlägen und Herausforderungen konfrontiert waren. Das Bewusstsein, all diese überstanden zu haben, gibt ihnen im Alter Mut und Kraft. Eine Frau, die fliehen musste und ein halbes Jahr in Gefangenschaft verbrachte, veranschaulicht dies eindrücklich.

*Weil wenn man so viele schwierige Dinge erlebt hat, wird, natürlich kommt das nicht sofort, das ist glaub ich auch ein, wie soll man das jetzt sagen, eine Entwicklung mit den Jahren, die man dann mitmacht, aber ich denke, mir haben diese schwierigen Dinge irgendwie geholfen, egal, was immer war, das zu schaffen, weil man irgendwie mit einer anderen Einstellung an die Dinge herangeht. Man lernt, man muss, also wenn man so was erlebt, ist ja alles auf den Kopf gestellt, und ich denke, man kann seine inneren Kräfte, die man ja dann irgendwie mobilisieren muss, besser nützen und entfalten. Und das hilft einem enorm. Man wird sehr stark. Und, ähh, man kriegt auch vielleicht ein bisschen so eine gewisse Stabilität, die einem auch sehr hilft. Ähh, das entwickelt sich alles aus diesen schrecklichen Dingen, weil wenn man das überlebt hat und überstanden hat, man bekommt vielleicht auch eine andere Sicht der Dinge, weil man weiß, es ist eigentlich das alles andere gar net so wichtig. Es ist einfach wichtig, wenn man das will, und man will das ja, man will überleben, und man will das durchstehen. Halbwegs natürlich so unbeschadet als möglich, und da muss man seine ganzen Kräfte entwickeln, weil sonst schafft man das nicht. (10, w, Zentraleuropa, 85J).*

Die Frau beschreibt den inneren Verarbeitungsprozess der traumatisierenden Erlebnisse und wie sie aus diesen für sich einen Nutzen ziehen konnte. Sie schildert, dass sie erst durch diese negativen Erfahrungen ihre inneren Kräfte mobilisieren konnte. Das Wissen, welches Potenzial in ihr steckt, konnte sie erst dadurch entfalten. Dies zeigt zweierlei: zum einen, dass die Einstellung, dass alles im Positiven, aber auch im Negativen Erfahrene einen tieferen Sinn hat, überhaupt erst ein Mobilisieren von Ressourcen ermöglicht; und zum anderen, dass Menschen, die ein starkes Kohärenzgefühl aufweisen, aus Schicksalsschlägen gestärkt hervorgehen können. Die Gesprächspartnerin weist drauf hin, dass es ihr erst mit dem Alter und mit zunehmender Distanz zum Erlebten möglich war, aus den Kriegserfahrungen eine für sich stärkende Bilanz zu ziehen und aus diesen eine Ressource zu entwickeln. Dieser Prozess entwickelte sich erst nach vielen Jahren und kommt, wie sie – im informellen Teil des Interviews, nachdem das Aufnahmegerät ausgeschaltet war – betont, erst im Alter zur vollen Entfaltung. Eine weitere Gesprächspartnerin beschreibt ihre schwierige Zeit in Wien. Gerade zu Beginn der Migration war sie mit Diskriminierung und Zurücksetzung konfrontiert. Diese Zeit der permanenten, insbesondere beruflichen Erniedrigung (vgl. Kirkcaldy 2006) war für sie sehr belastend, dennoch zieht sie eine positive Lebensbilanz, indem sie ihre endogenen Ressourcen hervorhebt, um diesen schwierigen Bedingungen zu begegnen.

*Es war sehr schwierig in Österreich. Man kann sich gar nicht vorstellen! Wenn wir als erfolgreiche Menschen betrachtet werden, haben wir selbst nur sehr viel unternommen, das Land hat uns nicht erhalten. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

In ihrer Aussage kommt klar zum Ausdruck, dass sie ihren Lebensweg als erfolgreich bewertet. Ihren Erfolg in Österreich hat sie sich selbst zu verdanken. Dieses Wissen bestärkt sie darin, auch im Alter mit widrigen Umständen und fehlenden Strukturen umgehen zu können. Es spiegelt die innere Einstellung wider, dass, wenn sie keinen Zugang zu strukturellen Ressourcen hat, sie bereits selbst in der Vergangenheit bewiesen hat, dass sie sich auf sich selbst verlassen kann. Zu dieser Erkenntnis ist sie erst im Alter gekommen, nachdem sie bereits auf eine erfolgreiche Biografie verweisen kann.

In der Lebensphase „Alter“ wird auf das Erlebte als eine stärkende Ressource für das Zukünftige verwiesen. Ein Interviewpartner, der im Alter mit unterschiedlichen Krankheiten belastet ist, die aus seiner Arbeitsbiografie resultieren, verweist auf seine innere Willenskraft, die er durch seine entbehrensreiche Biografie entwickelte.

*Ja, ich hab eh Ihnen gesagt, ich hör nicht auf, genau elf Operationen habe ich gehabt, aber ich habe nie aufgehört. Ich habe gesagt, nein, mach ich das, nein. Aber es kommt von – wissen Sie was – es kommt von, ahm, meinen Leben vielleicht, vielleicht damals war ich so arm gelebt, ich habe keine Schuhe gehabt, ich habe keine Hosen gehabt, ich hab nix gehabt, vielleicht das gibt mir einen Kraft. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Der Mann setzt das in der Vergangenheit Durchlittene mit den derzeitigen gesundheitlichen Herausforderungen, mit denen er altersbedingt konfrontiert ist, gleich. Sie dienen ihm als eine Ressource, denn das Wissen, aus eigenem Antrieb aus schwierigen Situationen herauskommen zu können, bekräftigt ihn darin, dass dies auch bei zukünftigen möglich sein wird. Die Gesprächspassagen zeigen, dass im Alter über vergangene, schwere und von Entbehrungen gekennzeichnete Zeiten intensiv reflektiert wird. Die Einstellung diesen gegenüber ist entscheidend dafür, ob das Erlebte im Alter in eine Ressource transformiert werden kann.

### ***Viel ist Schicksal, das man akzeptieren und dessen Herausforderungen man sich stellen muss***

Dass es im Leben Zufälle gibt, die als Schicksal bezeichnet werden können, wird bei der Analyse der Lebensgeschichten offensichtlich. Eindrücklich wird dies von einer Gesprächspartnerin beschrieben, die in Zentraleuropa den Zweiten Weltkrieg miterleben musste.

*Es war so, dass ich also einen, am letzten Tag in der Firma war und nach Hause durfte und nicht mehr kommen musste. Und an diesen Tag ist dieses Gebäude, in dem ich jeden Tag war, dem Erdboden gleichgemacht worden. Es war ein Bombenangriff in der Früh, und wir sind so, wie wir waren, aus dem Bett, also ich aus dem Bett, meine Mutter war schon wach, in den Keller gelaufen, und ich hab eine Freundin gehabt, die hat in der Nähe gewohnt, und die hat ein Haus weiter gearbeitet, und die ist gekommen, total verrußt und schwarz und total abgerissen, und die hat, die hat uns das erzählt, dass das Haus, in dem ich (...), sie hat's, also bei ihnen ist nur gestreift worden, und das Haus, in dem ich war, dass es vollkommen bombardiert, total kaputtgegangen, also kann man nur sagen, des war wirklich Schicksal. Ja, weil es ist nur um den einen Tag gegangen. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Die Gesprächspartnerin ist nach wie vor von diesem Erlebnis überwältigt, obwohl dieses bereits 70 Jahre zurückliegt. Das Erzählen belastet sie offensichtlich. Dass sie durch einen Zufall am Leben geblieben ist, während ArbeitskollegInnen sterben mussten, beschäftigt sie bis heute. Wie im weiteren Verlauf des Gesprächs zum Vorschein kommt, sah sie in ihrem Überleben eine Chance, ihr Leben nachhaltig und sinnvoll zu gestalten. Durch ihren Zugang zum Erlebten konnte sie den Schock in eine positive Ressource transformieren. Dies spiegelt sich auch in ihrer positiven Einstellung zur Lebensphase „Alter“ wider. Die Annahme Antonovskys (1997), dass Menschen, die ein hohes Kohärenzgefühl haben, Schicksalsschläge besser verarbeiten können, wird hier bestätigt. Damit ist aber nicht eine fatalistische Haltung gegenüber Schicksalsschlägen gemeint, sondern das Akzeptieren und aktive Verarbeiten von diesen. Ein Gesprächspartner beschreibt diese Einstellung.

*Ja, ja, es war so, aber die ganze Zeit, ahm, Leben ist so, Leben, mit dem viele schwierige Sachen, dieses schwere, wie soll ich ... dieses schwere Weg muss ma, Weg einfach nicht, ahm, wie soll ich sagen, nicht sich bücken, sondern muss weitergehen, Leben ist so! (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Durch eine Migrationserfahrung wird die Fähigkeit, mit ungewollten und unvorhergesehenen Situationen umgehen zu müssen, besonders deutlich. So beschreiben GesprächspartnerInnen, dass sie ursprünglich nicht nach Österreich migrieren wollten, sich aber mit der Situation arrangieren mussten.

*Also, ich hab ein bisschen Deutsch gekonnt. Ich war in deutsche Kindergarten, aber dann habe ich nicht mehr Deutsch gesprochen, weil ich hab gesagt, die Sprache sprech ich nicht. Aber man darf nie sagen im Leben nie, weil ich lerne mein Mann kennen (...), der nach Österreich will, und ich steh da, nicht! (1, w, Osteuropa, 85J)*

Die Frau beschreibt, wie sie sich mit der Situation arrangiert hat und Deutsch lernte. Die anfängliche Ablehnung gegenüber der Sprache wandelt sich mit einer zunehmenden Auseinandersetzung mit dieser in ein Wohlwollen. Stressoren, in diesem Fall in Form des Erlernens der deutschen Sprache, wirken nicht notwendigerweise negativ auf den menschlichen Organismus. Sie können, bei einem positiven, erfolgreichen Umgang mit diesem, gesundheitsfördernd sein (vgl. Bengel et al. 2001). Die Frau verweist mit Stolz auf ihr fundiertes deutsches Sprachverständnis und dass sie ihre anfänglichen Ressentiments erfolgreich überwinden konnte. Eine vergleichbare Situation beschreibt ein männlicher Gesprächspartner. Er schildert seine anfängliche Überforderung in Wien und wie er dieser begegnet ist.

*Bin ich nach Wien gekommen, ich habe nicht gewusst Samstag, Sonntag zu ... Die Geschäfte, wie gibt's, alles zu. Erste Jahren, '75, '76, war total streng, ich habe gesagt, o. k., Sonntag ich koche Reis, und Reis ist fast gebrannt, ich rufe meine Schwester, sie ist jetzt in Stockholm: „Du wie man Reis kochen? Ich habe jetzt Reis gekocht und verbrannt, alles ist schwarz geworden.“ Dann sie hat mir so gelernt, und nachher ich habe alles kochen, über all was verschiedene Sachen. So, das ist das Spannende im Leben, und habe viel von diese Heimat, neue Heimat, viel, viel gelernt, viel gelernt wirklich. Ich bin stolz auf meine neue Heimat ... Ich bin stolz auf meine neue Heimat, wirklich, weil ich habe viel gelernt, und bin ich ein richtiger Mensch geworden. (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Das Annehmen von Herausforderungen und der erfolgreiche Umgang mit Stressoren werden von diesem Gesprächspartner als wichtige Erfahrung in seinem Leben beschrieben. Auf diese aufbauend, konnte er sich persönlich weiterentwickeln. Das erzwungene Arrangieren mit der neuen Situation sieht er rückblickend als eine wichtige Lebenserfahrung an.

Eine Frau, die aufgrund ihrer politischen Tätigkeit aus ihrem Herkunftsland fliehen musste, beschreibt, wie sie nach Österreich gekommen ist:

*Wenn meine Situation dort akut auch geworden, meine Parteiseele hat gesagt, du musst zu Organisation von den Vereinten Nationen, das für politische Flüchtling zuständig ist, und diese Organisation hat mir gesagt, muss nach Österreich. Aber komischerweise zuerst haben sie mir gefragt, wo ich reisen wollte. Für mich schon von Montevideo nach Buenos Aires ohne Familia, ohne Mann, ohne Kinder, das war der Fin, Ende der Welt, weil ich wollte nicht weiter weg. Aber wenn sie mir gefragt haben, habe ich gesagt o. k., nach Kuba, wir sympathisieren mit Kuba, und haben wir viel für Kuba gemacht. Das ist besser. Kuba hat bis hierher politische Flüchtlinge gehabt, und sagte nein, puah, gut, wo? Na, kennen sie andere Länder? Gut, Spanien, habe ich gesagt, wegen der Sprache, und sagte Spanien dasselbe wie Kuba, ja. Das waren zu viele, das möchten sie nicht mehr haben, usw. O. k. Ich werde gar nix. (lacht) Weil die Einzige, das wirklich ich gerne würde dorthin gehen, obwohl macht mir keine Spaß, so weit weg von zu Hause zu sein, äh, das war Kuba. Kuba nicht, Spanien war als Alternative aber auch nicht, haben sie offiziell gesagt, o. k., wählen Sie. (6, w, Südamerika, 73J).*

Die Frau zeigt auf, dass sie – obwohl es offiziell kommuniziert wurde – kein Wahlrecht in Bezug auf ihr Aufnahmeland hatte. Sie selbst wäre gern in der Nähe ihrer Familie geblieben bzw. in ein Land migriert, in dem sie die Sprache spricht. Eine Flucht war für sie jedoch unausweichlich, und so akzeptierte sie das ihr zugewiesene Land Österreich. Die Trennung von ihrer Familie empfand sie als sehr schmerzhaft, doch aufgrund der Alternativlosigkeit war eine Flucht unausweichlich. Es fiel ihr besonders in den ersten Jahren schwer zu akzeptieren, dass sie nach Österreich fliehen musste. Den Trennungsschmerz von ihrer Familie empfand sie sehr stark. Erst nach einiger Zeit konnte sie sich auf das Land und seine Sprache einlassen und kämpfte dafür, dass ihre Familie nach Österreich nachgeholt werden durfte. Im Alter lebt sie mit ihrem Mann in Österreich und möchte dieses Land, in dem sie sich selbst und ihrer Familie eine neue Existenz aufgebaut hat, nicht mehr verlassen.

Zwei Frauen beschreiben, wie wichtig es ist, das eigene Schicksal zu akzeptieren und mit diesem flexibel umzugehen. Die erste Gesprächspartnerin erzählt:

*Sie wissen, wie es ist, das Schicksal der Frauen ist immer anders. Die Frauen müssen viel flexibler im Leben sein als die Männer, ja. (15, w, Mittlerer Osten, 72J).*

Diese Gesprächspartnerin beschreibt zwei Komponenten, bei denen ihrer Meinung nach Flexibilität als Eigenschaft besonders wichtig ist. Zum einen eine Frau zu sein und zum anderen einen Migrationshintergrund aufzuweisen. Das Vermögen, flexibel mit den daraus resultierenden Anforderungen umzugehen, klassifiziert sie für einen erfolgreichen Lebensweg als unausweichlich. Die zweite Gesprächspartnerin sieht in ihrem Umgang mit der unerwarteten Scheidung einen Beweis dafür, Schicksalsschläge akzeptieren zu können und in weiterer Folge aus diesen gestärkt hervorzugehen.

*Aber ich glaube, dass nicht nur ich so, dass sind viele. Die Scheidung und am Anfang es ist sehr schmerzhaft, aber dann habe mich gedacht, na gut. Weil Liebe macht alles, Liebe schafft alles und Liebe macht auch alles kaputt. (lacht) (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Scheidung stellt im Leben dieser Frau einen schweren Lebenschnitt dar, der sie über weite Teile ihrer biografischen Schilderung beschäftigt. Es fiel ihr schwer, diese zu akzeptieren und ihr anfangs geplantes Lebenskonzept umzustrukturieren. Zudem bedeutete für sie die Hochzeit mit einem Österreicher eine Rechtfertigung, in dessen Land zu bleiben. Durch die Scheidung wird dieser Entschluss infrage gestellt. Dem Akzeptieren der Scheidung und dem Entschluss, dennoch in Österreich zu bleiben, ging ein langer kognitiver Verarbeitungsprozess voraus. Sie selbst beschreibt sich durch diesen Verarbeitungsprozess als gestärkt im Alter.

### ***Ich habe ein starkes Verständnis für andere Menschen und Kulturen entwickelt***

In einer Migrationsbiografie wird der Wechsel von einem Gesellschaftssystem in ein anderes beschrieben (vgl. Treibel 1999). Dieser muss nicht unbedingt radikal oder dauerhaft angelegt sein und stellt auch keinen klaren Schnitt zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft dar (vgl. Breckner 2009; Rosenthal 1999; Apitzsch 2012), dennoch wird von den interviewten MigrantInnen der Wechsel zwischen den zwei Gesellschaftssystemen ausführlich beschrieben. Über diesen Wechsel wird differenziert reflektiert. Rückblickend beschreiben MigrantInnen diesen als herausfordernd und schwierig. Im Alter sehen sie ihn tendenziell als positiv und bereichernd an, da dadurch ein stärkeres Verständnis für andere Menschen und Kulturen entwickelt werden konnte. Eine Gesprächspartnerin beschreibt, dass sie sich durch die Migration ein Gefühl für Umgangsformen und Verhaltensweisen angeeignet hat, die es ihr ermöglichen, sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten zurechtzufinden.

*Verschiedene, äh, wie soll ich sagen, wenn man nicht gewöhnt an Umgang mit Menschen, ja, und das ist dann für Menschen, die in einem, die in eine andere Kultur, wo anders gelebt haben, viel leichter sich anzupassen. Oder einzuschätzen, ist es jetzt nur ein Umgang. Ich weiß, wie, weil ich die xxx kenne und weil ich eben weiß, wie sie handeln oder wie sie, ähm, gewöhnt sind, kann ich dann mich sehr leicht anpassen, und dann kenn ich aber auch andere Länder, oder Österreicher, oder, dann, also man ist dann, und dann kann ich auch mich wiederum anpassen und Verständnis haben. Wie soll ich sagen, es ist egal in so äußerlichen Dingen. Aber auch dann für wichtigere, ähm, Meinungsverschiedenheiten, ja, man hat dann mehr Verständnis, glaube ich schon. Und das hab ich von Anfang an gehabt, gemerkt, und das möchte ich nicht vermissen. (5, w, Südeuropa, 63J)*

Die Migration und der damit verbundene Wechsel in ein anderes soziales Bezugssystem werden von der interviewten Frau als bereichernd beschrieben. Eine von Schütz (2002) dargestellte „Krisis-Erfahrung“, die mit einem soziokulturellen Wechsel einhergeht, wird von ihr nicht wahrgenommen. Im Gegenteil, sie führt ihre gesellschaftliche Anpassungsfähigkeit auf die Erfahrung der Migration zurück. Durch diese konnte sie verschiedene kulturelle Verhaltensmuster verstehen lernen, ohne dabei jene aus ihrem Herkunfts-kontext zu vergessen. Dieses von ihr beschriebene doppelte Aneignen des „Denkens-wie-üblich“ (Schütz 2002: 83) ermöglicht ihr einen erfolgreichen Umgang innerhalb beider gesellschaftlicher Systeme.

*Ja, ich finde, es ist auf jeden Fall ein Reichtum, eine Bereicherung, ähm, ja, weil man automatisch auch andere Werte oder eine andere, einerseits Abstand von vielem bekommt, andererseits auch flexibler wird, äh, verständnisvoller für Wesentliches wird, ja, weil vieles, viele Missverständnisse oder viele Schwierigkeiten, ahm, entstehen aus, wie soll ich sagen, Mangel an Kenntnissen, ja. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Das Nichterkennen bzw. Fehlinterpretieren von sozialen Mustern der *In-group* (vgl. Schütz 2002) umschreibt sie, indem sie auf Missverständnisse und Schwierigkeiten aufgrund von Mangel an Kenntnissen im ungewohnten kulturellen Kontext verweist. Daraus kann geschlossen werden, dass sie diese Erfahrungen durchaus selbst gemacht hat. Die Fähigkeit, aus diesen einen Nutzen zu ziehen und sich die neuen kulturellen Muster anzueignen, ohne die alten zu vergessen, reflektiert ihre Fähigkeit, aus Herausforderungen eine Ressource zu entwickeln. Selbiges gilt für einen Interviewpartner, der über weite Strecken seines Lebens über sehr geringe ökonomische Ressourcen verfügte und durch die Migration nach Österreich seinen Lebensstandard verbessern konnte. Er beschreibt, dass er durch seine Lebensgeschichte Empathie für seine Mitmenschen entwickeln konnte.

*Von der anderen Seite, ich denke, Gott sei Dank, das hab ich erlebt aber. Weil ich kann, ich verstehe jetzt Menschen besser. Weil ich weiß, was heißt nix ... Wann jemand sagt, na, hab ich nix, das verstehe ich, aber nicht nur so, ich verstehe das herzlich, ich sage, ja, damals du (meint sich selbst, Anm. d. Verf.) warst auch so, du hast auch nix gehabt. Na sicher, ich spüre, ich spüre wirklich Menschen sehr gut, ich verstehe Menschen. Wann einen Mensch sagt, ich kann das nicht kaufen, jetzt verstehe ich. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Der Mann betont, dass er trotz des ökonomischen Aufstiegs seine Vergangenheit und die Lebensbedingungen in seinem Herkunftsland nicht vergessen hat. Durch die Erfahrung der Armut kann er sich in Menschen hineinversetzen, die in derselben Situation sind, in der er vor der Migration war. Es kommt klar zum Ausdruck, dass der Mann die negativen Erfahrungen, die er erleben musste, in eine Ressource umwandeln konnte, nämlich in eine Fähigkeit zur Empathie.

### ***Ich habe mich immer für die österreichische Bevölkerung, das Land und Intellektuelles interessiert***

Das Interesse an der Kultur und der Gesellschaft des Aufnahmelandes bedeutet ein aktives „Sich Einlassen“ auf den neuen Lebensmittelpunkt. Eine Kontaktsuche mit der Bevölkerung des Aufnahmelandes kann, gerade zu Beginn der Migration, Einsamkeitsgefühlen entgegenwirken. Zudem wird der Kontakt zu der autochthonen Bevölkerung von den GesprächspartnerInnen als ein Indikator für eine positive Integration gewertet. Aus diesem Grund führen GesprächspartnerInnen den von ihnen empfundenen Migrationserfolg unter anderem auf ihre aktive Auseinandersetzung mit der österreichischen Gesellschaft zurück. Personen, die diesen als eine wichtige Ressource beschreiben, suchten schon zu ihrer Ankunftszeit in Wien Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung.

*Und meine Absicht war damals, ich war ganz entschlossen, irgendwie ja nicht so viel Kontakt pflegen mit meinen Kollegen, die mit mir waren ... die haben mir auch ... die waren mir auch nicht sehr sympathisch ... Ich wollte Kontakt mit Leute, des ... Uninteressant xxx, ich bin aus xxx, das interessiert mich nicht ... Ich will Leute kennenlernen, und ja, ich war der Erste, der sofort ausgezogen ist aus dem Hotel, die anderen sind monatelang geblieben. Ich hab sofort ein Quartier bekommen, außerhalb. Bei einer Familie ... Familie XXX, und ich war fast eigenes Kind bei ihnen. (2, m, Nordafrika, 62J)*

Der Kontakt zur einheimischen Bevölkerung, mit dem das Erlernen der deutschen Sprache verknüpft ist, wird von den interviewten Personen als zentral beschrieben. Dieser dient unter anderem dazu, nicht nur in der eigenen ethnischen Gruppe sozial zu verkehren. Diese stellt zwar im Bedarfsfall eine Ressource dar (vgl. Reinprecht 2006), für einen Migrationserfolg werden allerdings Freundschaften mit der autochthonen Bevölkerung verbucht.

*Aber das hab ich auch nicht gehabt, was manche xxx oder Ausländer hier, was ich auch erlebt hab, dass sie dann nur einen Kreis von Italiener oder von Franzosen, das hab ich nicht, das wollt ich nicht, also wir wollten nicht sozusagen nur die kleinen Runden, die gibt. Nur, wir haben auch in der Familie dann Deutsch gesprochen, mit den Kindern auch. Also wir wollten nicht sozusagen eine eigene xxx Gesellschaft pflegen oder, wir wollten schon integriert sein. Also das war selbstverständlich. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Nicht nur der Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung wird als wichtig für einen positiven Migrationsverlauf beschrieben, sondern auch eine aktive Auseinandersetzung mit der österreichischen Geschichte. Eine Frau, die ohne ihre Familie nach Österreich fliehen musste, sieht in ihrer intellektuellen Annäherung an Österreich einen wichtigen Beitrag für ihre Integration.

*Habe ich diese drei Jahre hier allein gelebt und alles Mögliche gemacht, um meine Familie zusammenzubringen, und das war Österreich wunderbar, wirklich wunderbar. Und deswegen für mich Österreich verdient nicht nur meine Dankbarkeit, sondern auch, ich muss etwas kennen von dieses Land. Und deshalb habe ich sozusagen ein paar Bücher irgendwie von die Geschichte von Österreich, die wunderschöne Dinge von Österreich, die nicht wunderschöne Dinge von Österreich, weil jedes Land hat das. Und deswegen, solange ich tief in die Geschichte von Österreich gegangen bin, ist meine Bewunderung größer geworden. Weil, die erste Buch, das ich gelesen habe, war von diese, die österreichische Seele. (6, w, Südamerika, 73J)*

Reinprecht (2006) folgert aus seinen Studien, dass eine Orientierung zum Aufnahmeland einen positiven Einfluss auf die Evaluierung des Migrationsprozesses hat (vgl. Reinprecht 2006: 68). Dieses Ergebnis deckt sich mit den Analysen in dieser Studie. Eine Orientierung und aktive kognitive Auseinandersetzung mit dem Aufnahmeland fungiert als eine Ressource für die subjektiv empfundene Lebensqualität im Alter.

### ***Die MigrantInnen von früher, die waren ehrlicher und fleißiger!***

Nicht nur ein Vergleich mit der im Herkunftsland gebliebenen Peergroup findet bei einem Resümieren über die eigene Biografie statt, sondern auch einer mit MigrantInnen, die in den letzten Jahren nach Österreich gekommen sind. Hier ist ein starker Abgrenzungsprozess zu beobachten.

*Ich hab nix gegen Farbe, mir is egal, issa schwarz, gelb Chinesin oder weißer Europa, und von dort nach Österreich kommen, nach Ungarn kommen oder in die Euroländer jetzt, und unsere Geld, meine Geld, ich bin Steuerzahler, gehen viele Afrikaner, ich hab nix gegen, ich habe Ihnen gesagt, jede kann schon kommen zum Arbeit, net zum Drogendealen, ich bin Taxifahrer, ich kenne sehen, was passiert wegen der Drogen, viele schöne Junge, sehr hübsche, is mit die Afrikaner, kriegst a Droge, keine Geld zum Zahlen, dann issa Prostitution (...) Ich habe gesagt, ich hab gegen diese Leute, was kommt und kostet diese Staat, kostet mir und 1.000 andere ... Ich bin hier 40 Jahre, ich habe 40 Tage arbeitslos, ich arbeite für mein Geld, und ich möchten von den anderen a sein Geld zum ... verstehen Sie mi ... (7, m, Osteuropa, 63J)*

Mit dieser Form der Abgrenzung möchte der Gesprächspartner darauf hinweisen, dass er selbst nicht vom wohlfahrtsstaatlichen System profitiert, sondern im Gegenteil zu diesem beigetragen hat. Es bestätigt ihn dahingehend, dass er eine erfolgreiche Migrationsbiografie aufweist, und diese Form der Abgrenzung dient ihm zudem als eine Rechtfertigung, in diesem Land geblieben zu sein. Das Herausstreichen, ein Leben lang gearbeitet und Steuern gezahlt zu haben, soll zeigen, dass er das System nicht ausgenutzt hat, sondern vielmehr durch seine regelmäßigen Steuerzahlungen einen wichtigen Beitrag für den Wohlfahrtsstaat geleistet hat.

Bei GesprächspartnerInnen ist zudem eine Identifikation mit Wien als Lebensmittelpunkt zu beobachten. Diese manifestiert sich unter anderem durch eine Betonung, mittlerweile der alteingesessenen Bevölkerung in Wien anzugehören. Diese Zugehörigkeit wird durch eine klare Abgrenzung von neu zugezogenen Migrantengruppen unterstrichen.

*Früher hab ich überhaupt keine Angst ghabt, und jetzt hab ich vom Schlosser lassen dreimal verriegeln die Türe. Von hinten hab ich so ein Schloss, dreimal. Hier ist es furchtbar. Bin selbst Ausländer, habe nichts gegen Ausländer, ich bin selbst Ausländer. Aber muss ich ehrlich sagen, die ersten Ausländer, was '68, '70, '75 bis zum 80er-Jahre, die waren wirklich, ahm, anständige Leute. Leute, haben's wirklich gearbeitet und so. Aber bis 90er-Jahre. Dann haben begonnen mit die, letztes Jahr jetzt Bulgaren wohnen hier. Bulgaren Beispiel in nächsten Haus, wohnen in eine Zimmer zehn, 15 Frauen. Wird nie was unternommen, also so wie nächstes Haus dort, die ab zehn irgendwo stehen. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Der hier zitierte Gesprächspartner betont die für ihn emotionale Bedeutung Wiens insbesondere des Stadtteils in dem er seit über 30 Jahren lebt. Er beschreibt fast dörfliche Strukturen in seinem Wohngebiet und dass diese durch die Abwanderung von eingesessenen Familien und die Zuwanderung von neu zugezogenen MigrantInnen über die Jahre verloren gegangen sind. Das Zugehörigkeitsgefühl zur autochthonen Bevölkerung und die Abgrenzung zu den „neu“ zugewanderten MigrantInnen bestätigen ihn darin, auf eine erfolgreiche Migrationsbiografie zurückzublicken.

### **6.5.4 Autonomie und Handlungsfreiheit**

Die Fähigkeit eines Menschen, auf die eigenen Lebensbedingungen aktiv einzuwirken, ist gemäß dem Capability-Ansatz ein zentraler Moment für eine subjektiv positive Lebensqualität (vgl. Nussbaum 1997; Sen 1997). Diese drückt sich daher nicht nur über materielle Ressourcen aus, sondern auch über die Autonomie und Handlungsfreiheit, Ressourcen

nutzbar zu machen. In diesem Kapitel werden jene Kategorien beschrieben, die sich auf Autonomiebestrebungen im Migrationskontext beziehen. Diese kommen beispielsweise in der Möglichkeit, sich für etwas engagieren zu können, zum Ausdruck. Bewusste Entscheidungsprozesse fallen ebenso in diese Kategorie wie das Nutzen von transnationalen Migrationsbezügen. Entscheidend ist, dass durch die Erfahrung der Migration Handlungsspielräume erschlossen und umgesetzt werden können.

***Es ist wichtig, sich für etwas einzusetzen, und in Österreich habe ich die Möglichkeit dazu***  
GesprächspartnerInnen, die in ihrem Herkunftsland einer unterdrückten Minderheit angehörten, empfinden durch die Migration nach Österreich einen enormen Autonomiegewinn. In Österreich haben sie nach einer Zeit der Unterdrückung die Möglichkeit, sich für ihre Rechte und die ihrer Gruppe einzusetzen. Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) fassen dies folgendermaßen zusammen: „Für MigrantInnen, die im Herkunftsland Mitglieder einer verfolgten Minderheit waren, ist insbesondere Demokratie und Rechtsstaatlichkeit ausschlaggebend für die Bilanzierung ihres Migrationsprojektes“ (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 14). Das bedeutet, erst durch die Migration wird eine Autonomie und Handlungsfreiheit möglich und diese spielt für die subjektive Bewertung der Lebensqualität eine bedeutende Rolle (vgl. Sen 1997; Reinprecht 2006; Brockmann 2002). Ein Rom, der in seinem Herkunftsland stark diskriminiert wurde, beschreibt, dass das Kämpfen für die Rechte der Roma einen zentralen Stellenwert in seinem Leben einnimmt. Er widmet seine ganze Freizeit dem Engagement für die Gruppe der Roma.

*Immer, immer und ganze mein Leben ich möchte für meine Roma was zum gemacht, ganze meine Leben. Ich bin sehr impulsiv, ich bin sehr aggressiv, wenn was ist für meine Roma schlecht. Ich bleibe da und reagiere, mir ist egal, ist ein Präsident oder ist a Bauer. Ich kämpfe für meine Roma, für seine Rechte, mich interessiert nix, wer ist gegen und welche Kraft hat ... Was kann schon passieren, im Gefängnis, ist egal Gefängnis ... Ich kämpfe für meine Leute, für meine Roma ... (7, m, Osteuropa, 63J)*

Eine Frau, die aufgrund ihres politischen Engagements in ihrem Herkunftsland im Gefängnis war und in weiterer Folge nach Österreich fliehen musste, sieht in ihrer politischen Haltung und dem Kämpfen für diese den Sinn ihres Lebens. Sie selbst ordnet diesem vieles (z. B. Familie, Privatleben usw.) unter und bezeichnet ihren politischen Kampf als ihren persönlichen Kompass.

*Auf Prinzipien, das ist unsere Leben. Das wir waren von, ich würde nicht sagen von Kind an, nicht, aber von, ja, das war 20 Jahre war ich schon, 19 Jahre, wenn ich in Politik gegangen bin. Und das ist für uns ganz, ganz selbstverständlich. Unsere Leben war politisch, ja. Und was mir Kraft gibt ist, dass ich treu, trotz alle schwere Schicksalsschläge auf diese Prinzipien geblieben bin. Und das, das gibt mir Kraft und mein Mann auch, ja. Unsere Kompass ist, sind unsere Prinzipien, ja. Und das ist so toll, wir haben so viele gemacht hier für Gefangenschaft damals, jetzt nicht mehr (...). Aber seit Langem haben wir unser gekämpft für diese Freilassung von diese fünf Kubaner in USA. (6, w, Südamerika , 73J)*

Beide dargestellten Personen haben sich – wie sie selbst sagen – dem Kampf für ihre Anliegen verschrieben. Dies wird auch bei der Analyse der Interviews offensichtlich, denn ihr politisches Engagement strukturiert weite Teile ihrer biografischen Erzählungen.

Für andere InterviewpartnerInnen nimmt das soziale Engagement eine weitaus geringere – wenn auch wichtige – Bedeutung ein. Mit dem Austreten aus dem Arbeitsleben und im Zuge der Pensionierung wird das soziale Engagement als sinnstiftend erlebt (vgl. Reinprecht 2006).

*Ich mag lieber was anderes für die fremde Leute machen, z. B. ich geh in Chor singen, und dann geh Aufführung, wir haben in Votivkirche über 2.000 Euro gesammelt, für die Kinderspital, also für Krebs, St. Anna. Haben wir das gemacht, und ich habe auch organisiert, am 24. wir werden in Karlskirche auch singen, das ist mit eine Benefiz, ja, manchmal machen wir Benefiz, z. B. für Japan, das Erdbeben, haben wir auch gemacht. Solche Sachen, möchte was Nützliche machen für die Fremde, ein bisschen Freude machen für das Leben. (8, w, Südostasien, 64J)*

Aktivitäten, die sich auf die Gemeinschaft beziehen, erhöhen das Wohlbefinden älterer Menschen (vgl. Rosenmayr, Kolland 2002; Majce 2009). Die gesellschaftliche Anerkennung, die mit einem sozialen Engagement einhergeht, wird von den GesprächspartnerInnen als ressourcenstärkend empfunden. Die Möglichkeit, sich für etwas einsetzen zu können, wird von GesprächspartnerInnen, die in ihrem Herkunftsland nicht die Möglichkeit dazu hatten, als eine besondere Bereicherung beschrieben.

*Im Prinzip hab ich es auch nicht, ich bin ich von dort weggegangen, von XXX, in dem Sinn ich wollt nicht was erreichen, was Bestimmtes, wissen Sie, nur wollte ich, vielleicht konnte ich es helfen irgendjemand. (12, w, Südamerika, 65J)*

Die Annahme Rosenmayrs und Kollands (2002), dass die Freiwilligenarbeit einen starken privaten Charakter aufweist und sich auf das unmittelbare soziale Milieu beschränkt, kann auch hier bestätigt werden. Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Alterskultur der sozial-räumlichen Unmittelbarkeit“ (Rosenmayr, Kolland 2002: 271). Allerdings schließt diese Alterskultur die Pflege der eigenen ethnischen Wurzeln mit ein. Der Kontakt mit Menschen aus der Heimatregion wird aktiv gesucht und gepflegt.

*Schauen Sie, ich bin Pensionist, aber ich hab keine Zeit. Wirklich, ich habe so viel Lauferei, unglaublich. Viele sagen: „Welche Lauferei hast du?“ Viele Sachen! (...) (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Der Kontakt mit jüngeren Menschen in Vereinen wird als ein eigener Jungbrunnen wahrgenommen, und die Möglichkeit, die im Alter erworbene Lebenserfahrung an die jüngeren Generationen weitergeben zu können, wird als sinnstiftend erlebt.

*Sag ich ehrlich, also menschliche Kontakt des ist mir, also des gibt mir Kraft. Und ich ehrlich, bin jetzt eine Obmann gewählt in eine, ah, ah, albanische Verein, schon ein Jahre, wenn ich, bis sechs, sieben, acht Uhr arbeite ich, dann geh ich noch zwei, drei Stunden in Verein. Manchmal sitzen jüngere Leute als ich, und ich bin zwischen die Junge, zwischen junge Leute sitz ich und dann denk ich, ich bin auch noch jung. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Vereine bieten einen Raum, um intragenerationelle Kontakte zu suchen und zu pflegen. Auf die zentrale Bedeutung von einem generationenübergreifenden Austausch wurde bereits hingewiesen. Die Teilnahme an einem gesellschaftlichen Leben über soziales, politisches und kulturelles Engagement ist für ein subjektives Wohlbefinden von immenser Wichtigkeit. Majce (2009) beschreibt die zentrale Bedeutung von sozialer Partizipation für das subjektive Wohlbefinden anschaulich: „Untersuchungen in der Tradition des erfolgreichen Alterns zeigen, dass soziale Partizipation und soziale Unterstützung eng mit Gesundheit und Wohlbefinden über den ganzen Lebenslauf hinweg verbunden sind. Die Teilnahme an Freizeitaktivitäten, an sozialen, kulturellen und religiösen Aktivitäten in der Gemeinde und in der Familie, ermöglicht es dem alternden Menschen, seine Kompetenz zu realisieren und darzustellen, Respekt und Wertschätzung zu genießen und gegebenenfalls Unterstützungs- und Betreuungsbeziehungen aufrechtzuerhalten bzw. aufzubauen“ (Majce 2009: 52).

### ***Ich habe meinen Fleiß und meine Intelligenz zur richtigen Zeit am richtigen Ort eingesetzt***

Bei der Bilanzierung des Migrationsprojekts spielen Selbstverwirklichungsziele, also das Bewusstsein, ein interessantes und selbstbestimmtes Leben geführt (vgl. Reinprecht 2006) sowie mögliche Potenziale genutzt zu haben, eine wichtige Rolle. Dies zeigen Reflexionen vergangener Entscheidungen und Handlungsweisen, bei denen sich die GesprächspartnerInnen aktiv um eine Verbesserung ihrer Lebenssituation bemühten.

*Und viel, viel, viel gearbeitet, und das Verdienst war für die Ausländer bisl schwer, wenig und so. Und dann ich habe selbst gesagt, 400 Schilling wöchentlich, das war irrsinnig wenig Geld und so, und da sag ich zum Chef, das ist zu wenig Geld, nach zwei Monat circa hab ich mich getraut zu sagen. und hat er gesagt: „Du nix mehr wissen“. Sag ich: „Chef, ja, ja, ich wissen mehr!“ (lacht) Und dann hab ich gesagt, des Arbeit und des Arbeit kann ich machen, und sagt er gut, probieren ma und schau ma, wie ma das machen, und dann kriegt's besseren Gehalt, und da wirklich hab ich in einen kurzen Zeit geschafft, dass ich's in Höh bin gekommen, dann hab ich Interesse gehabt, und in zwei Jahre später halt war ich schon in der Firma als Vorarbeiter, das war nach eineinhalb Jahre, war ich Vorarbeiter in der Firma, dann drei Jahre später mit Kurs und hin und her war ich schon Polier ...  
(13, m, Osteuropa, 64J)*

Gemeint ist hier das aktive Bemühen um die Verbesserung der Lebenssituation. Dieses fungiert deshalb als wichtige Ressource, da es in einem Widerspruch zu einer passiven und fatalistischen Lebenshaltung steht. Eine interviewte Frau beschreibt, wie ihr Ehemann aktiv für das Glück der Familie gekämpft hat. Das Privileg, in ihrem Herkunftsland zur damaligen Zeit in einer eigenen Wohnung wohnen zu können, ist ihnen nicht durch Zufall, sondern durch den Fleiß des Mannes zuteil geworden.

*Seine (gemeint ist der Ehemann, Anm. d. Verfass.) größte Errungenschaft also war wirklich, dass wir in Bukarest diese Wohnung hatten. Ja, weil wir haben hier diese schöne Wohnung, das ist auch sein Arbeit, aber das in Bukarest, das war etwas ganz was Tolles. Weil damals haben drei Familien in eine größere Wohnung mit eine Küche und ein Bad, also drei Familien gelebt. Und wir hatten für uns eine Wohnung, eine eigene Wohnung!  
(1, w, Osteuropa, 85J)*

Eine weitere Gesprächspartnerin erzählt ausführlich von ihrer Arbeitsbiografie und mit welchen beruflichen Hindernissen sie als Migrantin in Wien zu kämpfen hatte. So konnte sie die erworbene Ausbildung in keinem Beruf umsetzen, da sie keine passende Stelle bekam. Mit Stolz verweist sie darauf, dass sie nie aufgegeben und aktiv um eine Arbeitsstelle gekämpft hat. Sie wurde Lehrerin in einer Schule.

*Dann habe ich angefangen zu unterrichten, und ich habe dann gehört, dass hier man sich pragmatisieren lassen kann. Ich war schon aber dann 37 Jahre. Pragmatisierung in Österreich wird bis zu 40. Lebensjahr sozusagen durchgeführt. Ich glaube, heute gibt's gar keine Pragmatisierung, aber damals. Und dann habe ich gehört, um pragmatisiert zu werden, muss man zwei Fächer haben. Diesmal wollte ich doch einen Schritt sicherer gehen und habe ich gefragt, was für Fächer braucht's ihr in der Schule. Ja, und die haben mir gesagt, wir haben zu wenig Biologielehrer. Habe ich dann angefangen, Biologie zu machen. Ich habe Vormittag unterrichtet, ich hatte drei Kinder, und ich habe am Abend bisweilen in der Nacht mich Biologie vorbereitet und die Vorlesungen besucht nebenbei. Auf jeden Fall habe ich dann, kurz bevor ich 40 Jahre alt war, hab ich die Prüfung geschafft und hab ich geschafft, dass ich pragmatisiert werde. Und ab diesem Zeitpunkt war ich praktisch für diese Schule unentbehrlich. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Die aktive Verbesserung der Lebenssituation führt zu einer positiven Bewertung des Migrationsprojekts, und der Blick in die Zukunft fällt ebenfalls positiv aus. Der Capability-Ansatz von Sen und Nussbaum (1997) verdeutlicht dies auf eine anschauliche Art und Weise: Dieser besagt, dass die Möglichkeit, Ressourcen aktivieren zu können, eine Voraussetzung für eine hohe Lebensqualität ist (Sen 1997; Nussbaum 1997). Rosenmayr und Kolland (2002) untermauern diesen Ansatz, indem sie von *Adaption* und *Assimilation* möglicher Chancen im Alter sprechen. Unter *Adaption* verstehen sie die Anpassung älterer Menschen an neue Gegebenheiten im Alter und unter *Assimilation* die Fähigkeit, diese umzusetzen. Es ist wichtig zu sehen, dass Menschen, die nicht mehr fähig sind, selbst zu gestalten, Gefahr laufen, in eine Abhängigkeit zu geraten (Rosenmayr, Kolland 2002: 260).

### ***Ich habe mich bewusst für Wien als meine (Heimat-)Stadt entschieden!***

Die Entscheidungsfreiheit, in welchem Land der Lebensabend verbracht wird, stellt eine zentrale Ressource für die Aufrechterhaltung von Lebensqualität im Alter dar. InterviewpartnerInnen thematisieren ihre bewusste Entscheidung, nach Wien zu migrieren bzw. in dieser Stadt ihre Pension zu verbringen. Eine Frau beschreibt, wie befreiend für sie die Migration nach Wien war, da sie durch diese dem patriarchalisch strukturierten Familiensystem in ihrem Herkunftsland entfliehen konnte.

*Und dann für mich ist super hier, ja, niemand weiß, wie ich heiße. Niemand mich kennt, (lacht), und ich muss nicht immer achtet, die Familienname und so. Das kann ich machen, was ich will. Habe sogar rauchen anfangen, alles Mögliche, und Tanzen und ja. Tanzen in xxx habe auch gemacht, aber immer unter mein Vater. Und jetzt, da bin ich verliebt und hängen geblieben. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Vorteile und die Lebensqualität, die Wien als Stadt zu bieten hat, werden von den InterviewpartnerInnen beschrieben. Die bewusste Entscheidung, in diesem Land zu bleiben, obwohl sich auch andere Optionen geboten hätten, wird beim Reflektieren von vergangenen

Entscheidungen miteinbezogen. Ein Mann, der vom Mittleren Osten nach Wien migrierte und nach einigen Jahren weiter nach Amerika auswanderte, schildert seine Entscheidung, wieder nach Wien zurückzukehren.

*Sie ist in Amerika geblieben, und bin ich nach gekommen und ehrlich zu sagen, in dieser Zeit habe, ahm, Sehnsucht nach Wien gehabt ... Homesick ... Nach Wien, ehrlich nach Wien sogar. Ihr Bruder war Rechtsanwalt, hat er gesagt „Bitte bleib nur für sechs Monate, du kriegst die Greenkarte ...“ Habe gesagt: „Schau, ich bleibe keine sieben Tage sogar, ich brauche kein Greenkarte, ich brauch auch kein Staatsbürgerschaft, die amerikanische Staatsbürgerschaft nicht. Ich bleibe auf meinem Staatsbürgerschaft, auf meinem Passport, und ich gehe in meinem Heimat, zweite Heimat Wien.“ (...) Sagt er: „Bist du, bist du ... are you crazy?“ Sag ich: „Ja, I am crazy, because I cannot live in a crazy centre ...“ Im Flugzeug die Kapitän hat gesagt: „Wir sind jetzt in Wien.“ Habe ich gesagt: „Gott sei Dank“, habe ich, ahm, atme wienerisch, Wien (ahm) Luft, war ruhig, ehrlich sagen. (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Wien wird von dem Mann ganz bewusst als seine Heimatstadt bezeichnet, die Entscheidung, wieder in diese Stadt zurückzukehren, bereut er, trotz darauffolgender Phasen der Arbeitslosigkeit, nicht. Das Wissen, bewusst die Handlung gesetzt zu haben, nach Wien zurückzukehren, gibt ihm das Gefühl der Entscheidungsfreiheit. Die Sehnsucht nach Wien stellt er über seine Beziehung und bricht diese ab, um wieder in seine Heimat zurückzukehren. Dieses Verhalten lässt darauf schließen, dass sein Zugehörigkeitsgefühl und damit einhergehend sein Identitätsbewusstsein von ihm biografisch ausverhandelt sowie konstruiert wurde. Durch diese klare Selbstdefinition ist er mit keinen inneren Zerrissenheitsgefühlen und Diffusionen konfrontiert. Es entsteht vielmehr ein Selbstverständnis und eine Selbstgewissheit, unabhängig von der Geburtsstadt eine Heimat wählen zu können (vgl. Rosenthal 1999; Apitzsch et al. 2012).

Eine Frau, die mit 17 Jahren ihrem Mann in die Arbeitsmigration folgte und von diesem nach zwanzig Ehejahren geschieden wurde, schlitterte durch die Scheidung in die Armut. In ihrer Verzweiflung kehrte sie in ihre Geburtsstadt zurück. Die anfangs geplante Remigration stellte sich jedoch als Fehlentscheidung heraus. Zu groß war die Sehnsucht nach den in Österreich verbliebenen Kindern.

*Ich hab dort zwei Monate geblieben, den jüngsten Sohn in die Schule angemeldet und alles ... Aber nein, weil die andere Kinder sind hier (meint Österreich, Anm. d. Verfass.), meine Herz, ich lebe dort, aber meine Herz ist hier in Österreich. Weil die Kinder waren hier, ich kann ohne meine Kinder nix. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Sie beschreibt, wie sie sich trotz ihrer Mittellosigkeit für eine Rückkehr nach Wien entschied. Den Wunsch, bei ihren Kindern zu sein, stellte sie über die ökonomisch motivierte Vernunftentscheidung, im östlichen Mittelmeer zu leben. Ihr Verhalten zeigt, dass die Kinder eine der ausschlaggebendsten Komponenten für einen Verbleib im Aufnahmeland sind (vgl. Brockmann 2002).

Ein Mann, der als ursprünglich geplanter „Gastarbeiter“ nach Wien migrierte, beschreibt eine vergleichbare Situation. Aufgrund von Arbeitslosigkeit musste er Wien verlassen und migrierte weiter nach Deutschland. Er entschied sich ebenfalls für eine Rückkehr nach Wien.

*Ich wollte nach Deutschland fahren und dort bleiben, war ich dort sechs Monate, hab ich gesagt, nein, da arbeite ich nicht ... Na ja, vielleicht mir war so, weil ich hab etwas Freunde gehabt hier, und nachher noch einmal dahingehen (...), weil ersten (...) Und jetzt hier, und*

*dann Deutschland, und ich hab gesagt, nein es ist zu viel. Und bin ich wieder zurück-  
gekommen. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Eine aktive Gestaltung des Lebensabends und die damit verbundene Entscheidungsfreiheit, in welchem Land der Lebensabend verbracht wird, ist eine zentrale Komponente für die Dimension „Being“ (Allardt 1997) des mehrdimensionalen Konstrukts von Lebensqualität (vgl. Kapitel 3.4 *Lebensqualität*). Beispielhaft wird hier ein Mann zitiert, der im Zuge des Interviews eine Hommage an Wien als Lebensstadt abgibt und detailliert ausführt, dass er den Rest seines Lebens in Wien verbringen möchte.

*Und dann hab ich ein Jahr in England gelebt in Stratford, also der Geburtsort von Shakespeare ..., mit der Absicht, immer zurück nach Österreich ... Ich hab mich in Wien verliebt ... Wien war für mich die Traumstadt, es hat mir immer gefallen ... Das ist ... Ja, es hat viele Nachteile, aber trotzdem waren die Vorteile mehr. Die Vorteile waren für mich ein bisschen (räuspert sich), also ... mit der Lebensbalance höher ... Angenehme Leute und, ja, mhm, und Mentalität hat mir jetzt schon irgendwie getaucht ... Also der Wiener ist ein Mensch, der völlig ...) Also lass mich in Ruhe, aber leb. (...) Meine Zukunft ist da, mein Leben ... Also Mittelpunkt meines Lebens wird sicher da sein, und nicht irgendwo anders ... (2, m, Nordafrika, 62J)*

Ein Mann, der in den ersten Jahren in der Migration seine finanziellen Ressourcen primär in sein Herkunftsland transferierte, kommt erst im Alter zum Bewusstsein, dass er seinen Lebensabend in Wien verbringen möchte.

*Für mich ist Wien alles. Ich lieb Wien, und das Ganze, was ich habe, ist diese. Ich bin nach Wien gekommen, und ich bin glücklich, ich und, und, und. Also wir haben total entschieden in Wien. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Im Zuge des weiteren Gesprächs erzählt er, dass sich dieser Entscheidungsprozess erst im Alter vollzogen hat und sich in dem Entschluss, die österreichische Staatsbürgerschaft zu erwerben, manifestierte.

*Jetzt muss ich ein Deutschkurs machen. Hier, ich war stolz, ich wollte zurückgehen und habe die Staatsbürgerschaft nicht genommen. Und jetzt will ich Staatsbürgerschaft. Nach 45 Jahre will ich Staatsbürgerschaft. Jetzt muss ich Kurs machen, muss ich Prüfungen machen, damit ich Staatsbürgerschaft kriege. (13, m, Osteuropa, 64J)*

An dieser Stelle ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass Wien zwar bewusst als Lebensstadt im Alter gewählt wurde, der Herkunftsort aber dennoch eine wichtige Rolle im Leben der MigrantInnen spielt. Das Zugehörigkeitsgefühl zu beiden Ländern wird oft über eine Pendelmigration in der Pension ausgelebt (vgl. Krumme 2004). Eine Gesprächspartnerin erzählt, dass sie zwei Monate im Jahr in ihrem Herkunftsland verbringt und sich immer wieder freut, wenn sie wieder zurück nach Wien kommt.

*O. k., ich fahre nach Hause zweimal im Jahre, weil ich habe zwei Monate recht zu bleiben, aber zwei Monate können machen und bleiben. Ich will wieder Heimat hier, ich will wieder hierher. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Auffallend an dieser Passage ist, dass die Frau zwar von dem zweimonatigen Aufenthalt im östlichen Mittelmeer als nach Hause fahren spricht, aber betont, dass Wien ihre Heimat ist. Diese Form der transnationalen Migration (vgl. Krumme 2004; Pries 2015; Laubenthal, Pries

2012; Apitzsch 2003 sowie Kapitel 1.1.4 *Transnationale Migration*) wird von den GesprächspartnerInnen als eine Bereicherung angesehen. Es stellt eine Ressource dar, die Freiheit zu haben, zwischen den beiden Ländern pendeln zu können. Selbst entscheiden zu können, welches der beiden Länder als „Heimat“ betrachtet wird, stellt einen Vorteil dar, der nur über eine Migration erreicht werden konnte.

*Aber ich, was ich meine ist eben, wie soll ich sagen, dass für mich dann Österreich zur Heimat geworden ist, ja, auch wenn ich aus xxx stamme und sozusagen zwei Seelen habe, ja, aber ich seh das als einen Reichtum, ja. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

*Das passiert jedes Mal, wenn ich bei Schwechat lande, ich fühle mich so ruhig, so glücklich, ach, endlich zu Hause und das, glaubenSsie mir nicht vielleicht, aber das ist tatsächlich so. (6, w, Südamerika, 73J)*

Die Frage, welches der beiden Länder als „Heimat“ bezeichnet wird, stellt sich für einen Interviewpartner erst im Zuge eines Gesprächs mit seiner Frau.

*Vor einem Jahr oder so hab ich telefoniert, meine Frau kann auch serbisch, sie ist Österreicherin, und ich hab gesagt, ich fahr vielleicht am Wochenende nach Hause. Und meine Frau sagt, ja, aber ist dein Zuhause nicht hier? (11, m, Osteuropa, 67J)*

Er selbst reflektiert nicht darüber, welches der beiden Länder er als sein „zu Hause“ bezeichnet und gibt in weiterer Folge des Gesprächs an, in beiden Ländern ein solches gefunden zu haben. Dieses „doppelte Zugehörigkeitsgefühl“ (vgl. Reinprecht 2006) sieht er als eine innere Bereicherung an und nicht als eine Widersprüchlichkeit.

Das in diesem Kapitel dargestellte Antwortverhalten zeigt, dass Zugehörigkeitsgefühle nicht statisch, sondern inneren Auseinandersetzungen unterlegen sind (vgl. Krumme 2004; Apitzsch, Gündüz 2012; Rosenthal 1999). Um der Prozesshaftigkeit von Identitätsgefühlen Rechnung zu tragen, wird aus diesem Grund in wissenschaftlichen migrationsrelevanten Studien zusehends von Identitätskonzepten Abstand genommen. Das Pendeln zwischen dem Herkunfts- und Ankunftsland ist Ausdruck eines „doppelten Zugehörigkeitsverständnisses“ (Krumme 2004: 143), das als kohärent und stimmig erlebt wird.

### ***Das Wissen von und die Zugehörigkeit zu verschiedenen Kultursystemen ist bereichernd und macht flexibler***

Die Möglichkeit, auf verschiedene Kultursysteme und Sprachen zurückgreifen zu können, wird von GesprächspartnerInnen als bereichernd beschrieben. Eine Frau, die zusammen mit ihrem Mann in Osteuropa einer Minderheit angehörte, betont, wie hilfreich die erworbenen Sprachfertigkeiten ihres Mannes ihm im Zuge des Arbeitens waren. Der damalige Status, einer Minderheit anzugehören und somit einigen Anfeindungen ausgesetzt zu sein, entwickelte sich in Österreich zu einem positiven Atout, denn er beherrschte mehrere Sprachen als der Durchschnitt.

*Und er hat sehr viel Glück gehabt, dass er Ungarisch gekonnt hat, dass er Rumänisch gekonnt hat (...), die Sprachen und die Leute. Und durch sein Russisch auch irgendwie mit die Tschechen konnte recht gut, also auskommen und verstehen, also es ist plötzlich mit uns alles in Ordnung geworden. Ja, und dann sind die Jahre vergangen. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Die Interpretation der vorliegenden Interviews stellt daher Schütz' (2002) Annahmen in Bezug auf den Wechsel eines Gesellschaftssystems in ein anderes infrage (vgl. beispielhaft Apitzsch 1999; Breckner 2009; Kapitel 1.1.2 *Neue Perspektiven in der Migrationssoziologie*). Das bedeutet, das Wissen und auch die Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Kultursystemen wird von GesprächspartnerInnen als vorteilhaft beschrieben und nicht, wie ursprünglich angenommen, als belastend.

*Ja, man ist offener, man ist einfach in der Welt offener. Ich fühl mich als Weltbürgerin. Ja, also man hat keine Angst, fremde Länder, fremde Kulturen kennenzulernen. Wenn man schon einmal weg war, also ich vergleich mich mit meinem Mann, der nie im Ausland gelebt hat, und ich glaube, dass ich einfach viel offener und viel leichter jede andere Kultur annehme, wenn man einmal die Erfahrung gemacht hat. Ja, wirklich also ich könnte mir vorstellen, in vielen Ländern der Welt zu leben. Wien ist meine zweite Heimat geworden, klar. Aber wenn heute meine Familie sagen würde, die würden auswandern, ich weiß nicht wohin, ich hab kein Problem, dass ich mitgeh' (...). (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Diese Passage untermauert Reinprechts Annahme, dass MigrantInnen durch ihre Biografie im Alter Wanderungen gegenüber aufgeschlossener sind als die autochthone Vergleichsgruppe (Reinprecht 2006: 141).

Nicht nur eine Aufgeschlossenheit gegenüber einem Wechsel des Lebensmittelpunkts im Alter wird offensichtlich, sondern auch, dass die Zugehörigkeit zu verschiedenen Kultursystemen zu keiner inneren Zerrissenheit führt. Mit anderen Worten: Das Konzept einer in sich kohärenten Identität ist überholt (vgl. Rosenthal 1999; Apitzsch 1999; Breckner 2009) und muss durch ein Konzept der Biografie ersetzt werden. Das bedeutet, Menschen mit Migrationshintergrund entwickeln aufgrund ihrer Biografie ein in sich konsistentes Selbstverständnis (Rosenthal 1999).

*Von Anfang an hab ich gesehen, dass, äh, diese Migration, oder sagen wir so, dass Leben in einem anderen Land, eine andere, ein Blick, einen neuen Blick, eine neue Perspektive, äh, gibt, schenkt, die man nicht haben kann. Also ich will nicht sagen, dass ich überlegen gegenüber meine Freunde, die in XXX geblieben sind, ja, äh, aber weil sie anderes gereift, eine andere Reife haben, nur es war mir auf jeden Fall, äh, viel leichter, Situationen oder Dinge zu verstehen aus dieser anderen Perspektive. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Die Option, in transnationalen Räumen zu verkehren (vgl. Pries 2015; Han 2005; Apitzsch 2003; Laubenthal 2012), wird von den interviewten MigrantInnen als positiv wahrgenommen. Bei einem Vergleich mit den nicht migrierten Freunden sehen sie sich in einem Vorteil, weil sie ein stärkeres Verständnis für Menschen und ihre kulturellen Kontexte entwickeln konnten.

Schütz' (2002) Ausführungen werden in seinen Konsequenzen als überholt angesehen, sein dargestellter Prozess der Annäherung von einem sozialen Setting an ein anderes kann allerdings auch in der Interpretation der vorliegenden Interviews bestätigt werden. So beschreiben

zwei Gesprächspartner detailliert ihre anfänglichen Schwierigkeiten damit, sich der *In-group* (Schütz 2002) nicht zugehörig zu fühlen. Eine Frau erzählt, dass sie anfangs versuchte, ihr „Denken-wie-üblich“ (Schütz 2002) zu vergessen und durch jenes des neuen gesellschaftlichen Systems zu ersetzen.

*Das ist alles Kultur, ich muss alles anfassen, alles lernen, und das hab ich versucht, alles zu vergessen, dass meine Wurzel weg, entwurzelt von hier, eigene Wurzel zu bauen (...)*

*I: Und hat das funktioniert?*

*Nein, nein. (beide lachen) Leider, leider. (8, w, Südostasien, 64J)*

Sie beschreibt die anfänglichen Schwierigkeiten, sich in dem neuen kulturellen Setting zurechtzufinden. In den drauffolgenden Jahren sieht sie jedoch das Wissen und Erlernen beider Sozialsysteme als eine Bereicherung an.

*Das ist eine andere Kultur, und ich misch so in meine eigene Kultur, nicht westlich und nicht Ost, nicht asiatisch oder so, gemischt. So ist es. (8, w, Südostasien, 64J)*

Mit „So ist es“ bestätigt sie, dass für sie keine andere Option als diese infrage gekommen wäre. Nachdem sie sich eingestehen musste, dass sie ihre kulturellen Wurzeln nicht negieren kann, arrangiert sie sich mit diesen. Zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews sieht sie in dem Mischen der beiden Kulturen eine persönliche Bereicherung. Das heißt, Schütz' (2002) Annahme, dass sich der Fremde mit der Zeit die Kulturmuster der Aufnahmekultur aneignet und so eine Vertrautheit mit der Mehrheitsgesellschaft entsteht, wird auch in den vorliegenden Analysen bestätigt. Die alten Kulturmuster werden aber nicht – wie Schütz postuliert – durch die neuen überlagert, sondern beibehalten. Ein Gesprächspartner beschreibt das Aneignen zweier Kulturmuster als einen Prozess, der nicht leicht und bei ihm erst nach zwei Jahren vollzogen war. Er gibt an, dass er sich von der jeweiligen Kultur die ihm am sinnvollsten erscheinenden Aspekte zu eigen macht und davon nachhaltig profitiert.

*Die Vorteile von dieser Kultur und neuer Kultur und, ahm, baut ein neue Weg, und das wirklich war bei mir erste zwei Jahre, habe harte Leben gehabt in Österreich. Das mein Leben so auf diese, wie man gute Vorteile von diesen Volk mit den guten Vorteile von meinem Volk, was habe ich gehabt, kombinieren ... Das dauert zwei Jahre. (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Die Erfahrung der Migration – und damit verbunden das Erlernen von neuen Kulturmustern – wird zwar als herausfordernd beschrieben, in ihrem Ergebnis allerdings als sehr positiv wahrgenommen. Antonovskys (1997) Annahme, dass Stressoren – in diesem Fall das Erlernen der neuen Kulturmuster – nicht unbedingt pathogen auf das Gesundheitssystem einwirken, sondern im Gegenteil sogar gesundheitsfördernd sein können, wird hier bestätigt.

Eine Frau, die aus einer ländlichen Region in ihrem Herkunftsland in Südamerika stammt, beschreibt die von ihr erlernte Fähigkeit, mit unterschiedlichen Kulturmustern umzugehen, in Bezug auf soziale Systeme in der Stadt und auf dem Land.

*Meine Eltern sind Bauer, in dem Sinn, das sind große Unterschied in eine Stadt leben und am Land leben. Wie kann man sagen, wenn ich jetzt bin im Land, ich lebe wie im Land, im Sinn*

*wie's geht usw. Und dann bin ich woanders, ich bin ganz einfach woanders. In dem Sinn gleich konnte mich, gleich kann ich umstellen. Es ist eine große Fähigkeit, kann man sagen ... (12, w, Südamerika, 65J)*

Die Fähigkeit, sich in unterschiedlichen sozialen Settings zurechtzufinden, und die damit verbundenen Mehrfachidentifikationen werden als ein persönlicher Gewinn wahrgenommen. Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) schreiben diesbezüglich: „Trotz erfahrener Benachteiligungen am Arbeits- und Wohnungsmarkt und fehlendem sozialen Aufstieg sind mehrfache Identifikationen eine Tatsache – sie werden in vielen Fällen als Bereicherung für das Gefühlsleben wahrgenommen und daher auch bewusst gepflegt“ (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 18). Dieser persönliche Vorteil soll auch auf die eigenen Kinder übertragen werden, in dem ihnen die Herkunftskultur und die Sprache vermittelt werden.

*Nach der Geburt von meinem Sohn ... (ahm), und ich war sehr einig mit meiner Frau ... Wir waren nicht verheiratet ..., aber wir hatten ein Kind, und dass das Kind irgendwie, ja, wie soll ich sagen ..., ahm, ein bisserl von meiner Identität bekommt ... (2, m, Nordafrika, 62J)*

Das Vorhaben, den eigenen Kindern verschiedene Sprachen und Kulturen zu vermitteln, wird sogar dann durchgesetzt, wenn Widerstand gegeben ist. Eine Frau erzählt, dass der Lehrer ihres Sohnes ihr abriet, mit diesem Ungarisch zu sprechen. Sie widersetzte sich seinem Anraten.

*Und dann hat der Professor gesagt, also man spürt schon, dass seine Muttersprache nicht Deutsch ist, und also die ganze Satzformationen ein bisschen fremd sind für die deutsche Sprache. Weil es ist also sehr beeinflusst von meine ungarische Satzstellung und so. Und dann habe ich ihm aber gesagt. „Herr Professor, Sie haben recht, aber ich muss Ihnen sagen, wenn ich mit meinem Kind nicht Ungarisch spreche, er wird die Sprache vergessen, und Deutsch wird er aber, ob er will oder nicht, ordentlich lernen.“ Und der Professor hat mich in Ruhe gelassen. Es war o. k. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Zusammenfassend wird darauf hingewiesen, dass eine Doppelzugehörigkeit, also ein positives Zugehörigkeitsempfinden zum Herkunfts- und Ankunfts-kontext (vgl. Berry, Kim 1988; Reinprecht 2006), als eine Ressource im Alter fungiert. Das Wissen, auf unterschiedliche kulturelle Muster zurückgreifen zu können, wird von den GesprächspartnerInnen als eine wichtige Bereicherung klassifiziert, die ihnen im bisherigen Lebensweg hilfreich war und auch in Zukunft sein wird. Das Aneignen der Codes und Muster des Ankunftslandes wird mitunter als schwierig und belastend beschrieben, allerdings wird das Resultat als sehr positiv bewertet. Die Analysen untermauern die These, dass es sich weder bei Ethnizität noch Identität um statische Konstrukte handelt, sondern diese viel eher prozessual, fließend sind und permanent ausverhandelt werden (vgl. Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Der Zugang zu ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen stellt für eine positive Identifikation mit dem Ankunftsland eine wichtige Voraussetzung dar (vgl. Reinprecht 2006). GesprächspartnerInnen, die Schwierigkeiten hatten, in Wien in beruflicher und sozialer Hinsicht Fuß zu fassen, beschreiben den Aneignungsprozess der kulturellen Muster als sehr herausfordernd.

### ***Ich war mutig und habe gelernt, mich durchzusetzen***

Für den Migrationsprozess wird die Fähigkeit, Mut zu beweisen als eine wichtige positive Ressource beschrieben. Die GesprächspartnerInnen selbst sehen in dem Vermögen, sich gegen berufliche und private Widerstände in der Migration durchgesetzt zu haben, den größten Beweis ihres Mutes.

*Das sind Sachen, die mich auch natürlich stark gemacht haben, dass ich mich auch durchsetzen konnte. WissenSsie, ähm, man muss ja nicht zu allem ja sagen, nicht, und (...). (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Eine Gesprächspartnerin fällt hier aus dem Rahmen, sie beschreibt ein Schlüsselerlebnis, das sie vor der Migration nach Wien in der Gefangenschaft gemacht hat. Sie selbst war von ihrem Mut so erstaunt, dass ihr das Wissen, wozu sie fähig ist, Kraft für die Flucht und den Aufbau einer Existenz in Österreich gab.

*Und einmal in der Nacht, das muss ich auch noch erzählen, weil ich eigentlich mich darüber gefreut hab, schon als Mädchen, dass ich das geschafft hab, (...) da ist er (gemeint ist der Aufseher im Gefängnis, Anm. d. Verfass.) wiedergekommen und hat, und nachdem ich ja so gut Tschechisch konnte, er hat das ja gewusst, net, weil sie ja gesprochen haben, hat er zu mir gesagt, aha, komm mit mir heraus, und ich hab mich vor die Tür, und da die meisten haben Ohrfeigen gekriegt, wenn das der Fall war, hat man gewusst, man kriegt Ohrfeigen und meine Mutter hat natürlich Höllenqualen ausgestanden, und er hat gesagt, so, und jetzt möcht ich dich fragen, du bist Deutsche, hab ich gesagt ja, und sind deine Eltern beide Deutsche, hab ich gesagt ja, und in was für eine Schule bist du gegangen, in eine deutsche, ja, aha, na ja, und wie ist denn das jetzt, so wie jetzt die Dinge sind, möchtest du nicht da gern, möchtest du sicher gerne Tschechin sein? Und ich hab, mir ist das so herausgerutscht, und ich hab gesagt, ich weiß nicht, aber ich glaube, es ist besser, es bleibt jeder, was er ist. Und hab mir gedacht, jetzt krieg ich eine, und erstaunlicherweise hat er mich nicht geschlagen, er hat mich zurückgebracht, mir nichts getan. Und von dem Tag an hat er mich auch nie mehr herausgeholt, um mich zu ohrfeigen. Und ich muss sagen, und im Nachhinein war ich stolz drauf, dass ich mich getraut hab, ihm das zu antworten, weil ich hab ja damit rechnen müssen, wenn ich das sage, der will wahrscheinlich hören, dass ich sage, ja, jetzt möchte ich Tschechin sein ... (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Das Leben in der Migration wird besonders in der Anfangsphase als schwierig empfunden. Die sprachlichen Barrieren und das fehlende Netzwerk werden von den Arbeitgebern ausgenutzt, um beispielsweise den Lohn zu drücken. Ein Interviewpartner beschreibt, wie er sich gegen die Methoden des Arbeitgebers durchsetzte.

*Ich hab, ahm, ich wollte, ahm, ich wollte nur meinen Lohn haben. Ja, aber wann wirklich ich verdienen, ahm, meine Arbeit ist 1.500 wert, wann ich 900 kriege, nah sicher, dort arbeite ich nicht. Und ich hab gleich gestritten. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Es wird nicht nur gegen berufliche Barrieren gekämpft, sondern auch gegen Hindernisse im privaten Bereich. Das Entwickeln eines Durchsetzungsvermögens wird in einem späteren Lebensabschnitt als stärkend empfunden. Eine Gesprächspartnerin beschreibt detailliert den Scheidungsprozess von ihrem Mann. Dieser hat sie viel Kraft gekostet und war mit einigen Entbehrungen verbunden. Rückblickend empfindet sie ihre Scheidung als einen Befreiungsschlag und sieht darin eine Bestätigung, dass sie gelernt hat, sich von ihrem Ehemann, mit dem sie seit ihrem 14. Lebensjahr verheiratet war, zu emanzipieren. Ihr Selbstwertgefühl hatte

sich dadurch entschieden gehoben, und noch Jahre später erfüllt sie die Trennung von dem Mann, der sie geschlagen und gedemütigt hat, als ihren persönlichen Triumph.

*I hab gesagt, gut, dass du frei bist, ich bin frei. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Auf diesen Triumph kommt sie im Lauf des Interviews immer wieder zu sprechen, bis heute gibt sie an, dass ihr dieser Befreiungsschlag gegen ihren Mann Kraft gibt. Nachdem sie ihren zweiten Mann geheiratet hatte, mit dem sie bis heute glücklich ist, schickte sie ihrem ersten Mann Bilder von ihrer Hochzeit, um ihm zu zeigen, dass sie zufrieden ist und ohne ihn gut leben kann.

*Und ich habe so halt Foto gemacht und zu ihm geschickt, die Fotos. Habe gesagt, guck zu, habe das schon gemacht. Und er war so erschrocken, der, hat schon gedacht, ich schaffe das nicht, ich mache das nicht, aber wenn du was im Kopf willst, wenn du das machst, das schaffst du schon! (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Nach der Scheidung sah sie sich gezwungen, in Deutschland eine neue Existenz aufzubauen. Dieser Schritt war mit einigen Entbehren verbunden, so durfte sie beispielsweise ihren jüngsten Sohn nicht mitnehmen; dennoch setzte sie diesen Schritt in Richtung Unabhängigkeit. Dies bedeutet ihr im Alter sehr viel. Das Wissen, dass sie aus eigener Kraft die negative Spirale, die durch ihren Ehemann und die Scheidung entstanden ist, durchbrochen hat, stärkt ihr Selbstbewusstsein im Alter. Ähnliches berichtet eine Frau, die von ihrem Mann nach 25 Jahren Ehe verlassen wurde. Durch die Scheidung bricht für sie die innere Rechtfertigung, in Österreich zu leben, weg. Sie beschließt wieder in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Doch sie muss erkennen, dass sie sich in ihrem Herkunftsland nicht mehr heimisch fühlt.

*Ich denke, das ist andere Kultur, und ich muss irgendwie rauskommen, irgendwie weiterleben. Ich war nach dem Scheidung, oder vor der Scheidung, schon einmal nach Hause. Und denke, ob ich dort bleibe, nein, das, ich bin schon zu lang weg. Ich versteh die Sprache, alles, aber die Leute dort wie ein Grab. 24 Stunden treten alle so schnell. Ich bin gemütlicher und langsamer geworden. Und ich glaube, ich versteh dort alles gut, aber möchte nicht mehr dort zu leben. Und da hab ich mich entschieden, allein hier zu leben, ja. Und dann habe ich gedacht, jetzt lebe ich nur für mich. (8, w, Südostasien, 64J)*

Der Beschluss, allein in Wien zu leben und auf ihrer Unabhängigkeit zu bestehen, wird von ihr als wichtige Ressource im Alter gewertet. Sie selbst beschreibt sich durch diesen Schritt als gestärkt im Alter. Der Mut, allein zu leben, und das Vermögen, sich im Alter durchzusetzen, lassen sie positiv in die Zukunft blicken.

*Aber ich habe Nachbarn und so, ich denke oder bin ich stärker, ja, bin stärker, ich glaube, sie sind deswegen, sie sind so schwach, weil sie sind von die Familien abhängig. Ich seh meine Nachbar und seh, ihr Mann ist gestorben, und dann sie hängt von Kinder ab und von die Enkel ab. Sie macht sich nicht Fortschritt daraus, macht eigene Weg. Und ja, ab und zu lade ich sie mit mir den Tag, einladen und damit sie andere Blick haben. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Gesprächspartnerin setzt Abhängigkeit mit Schwäche und Unabhängigkeit mit Stärke gleich. Diese Sichtweise spiegelt auf eine anschauliche Art und Weise den Capability-Ansatz

(vgl. Sen und Nussbaum 1997) wider, in dem die Fähigkeit des Individuums, seine eigenen Lebensbedingungen aktiv gestalten sowie kontrollieren zu können (vgl. Reinprecht 2012), im Mittelpunkt steht.

***In meiner Geburtsstadt wurde ich als Minderheit diskriminiert,  
in Wien konnte ich mich endlich entwickeln***

Personen, die in ihrem Herkunftsland einer diskriminierten Minderheit angehörten, sehen in der Demokratie und Rechtsstaatlichkeit ihres Aufnahmelandes einen zentralen Stellenwert bei der Evaluation ihres Migrationsprojekts (vgl. Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 14). Die Möglichkeit, politisch am gesellschaftlichen Leben zu partizipieren sowie auf Rechte zurückgreifen zu können, wird sehr geschätzt. Latcheva und Herzog-Punzenberger (2011) heben die sozialrechtlichen Bestimmungen des Aufnahmelandes hervor, die bei einer „Evaluation des Migrationsprojektes besonders in der Nacherwerbsphase bedeutsam“ (ebd.: 22) sind. Die Handlungsfreiheit zu haben, das eigene Potenzial entfalten zu können, spielt daher eine wichtige Rolle für die subjektive Bewertung der eigenen Lebensqualität.

*Ich muss gesagt, wara so wir Roma, hamma nix Rechte, in xxx war auch so, hat nix offiziell gesagt, aber wir hamma schon bemerkt, was und wo ist. Hier solche Probleme haben nix gehabt ... (7, m, Osteuropa, 63J)*

Das Leben als Rom in seinem Herkunftsland wird von diesem Mann als sehr schwierig beschrieben. Sowohl in der Arbeitswelt als auch in Bezug auf politische Partizipation werden Roma diskriminiert. Die Möglichkeit, sich für die eigene Gruppe einzusetzen sowie sich politisch zu engagieren, kann von ihm erst in Österreich wahrgenommen werden. Diese nimmt für ihn einen sehr hohen Stellenwert ein. Eine ähnliche Situation beschreibt ein Mann, der aus Osteuropa nach Österreich migrierte.

*Sag i, Wien war ganz anders wie unten. Schau, für uns war Wien ganz anders, weil, äh, unten, ah, wie soll ich Ihnen sagen, wir waren ma Minderheiten unten, in der Heimat. Weil unsere stammen, wir stammen, wir san ma xxxx, und Minderheiten unten haben's immer Probleme gehabt und so. Und für mich war dann Wien auch ein Traum, wie ich nach Wien gekommen. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Das Leben in Wien wird von diesem Mann trotz harter Arbeit und schlechter Wohnsituation als entlastend empfunden. Das Gefühl, aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit nicht diskriminiert zu werden, wird von ihm erst in Wien durchlebt. Eine Frau, die aufgrund ihrer Minderheitzugehörigkeit fliehen musste, beschreibt, wie befreiend für sie die Ankunft in Wien war.

*Und wir sind nach Wien gekommen, und wir, wir konnten es gar nicht glauben, dass wir frei sind und dass wir hingehen können wo wir wollen. Und dass uns niemand mehr bewacht und dass uns niemand mehr schlägt, also dass ist ein Gefühl, das kann man sich gar net vorstellen. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Brockmann (2002) sieht in einem „*political and legal context*“ einen von vier Bereichen von Lebensqualität älterer MigrantInnen (vgl. auch Kapitel 3.4 *Lebensqualität*). Damit sind die Möglichkeit, am gesellschaftlichen Geschehen partizipieren zu können, und das Gefühl, bei

gesellschaftlichen Themen ein Mitbestimmungsrecht zu haben, gemeint. Wenn dieses Bedürfnis erst in der Migration ausgelebt werden kann, dann wird die subjektiv empfundene Lebensqualität wesentlich besser bewertet. Selbiges gilt auch für die Religionsfreiheit. Ein Ausleben dieser stellt einen wichtigen Faktor für die subjektive Lebensqualität dar.

*Na, damals wir könnten nicht sagen, wir sind Aleviten, damals war verboten sicher. Unsere Eltern, wann wir irgendwohin gehen, die haben immer erklärt, sagts du nie deine Religion, sag, was bist du Moslem. Warum? Wann du sagen, ich bin Aleviten, dann bringen sie dich um. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Die in diesem Kapitel dargestellten Ergebnisse bestätigen die neueren Ansätze in der Migrationssoziologie, dass Migration ein Prozess ist, der bereits vor der eigentlichen Migration seinen Anfang nimmt (vgl. beispielhaft Perchinig 2010; Apitzsch 1999). Gerade in einem lebensqualitativen Zusammenhang ist es wichtig, die Situation im Herkunftsland und hier insbesondere das Autonomiepotenzial des Migranten/der Migrantin zu beleuchten.

*Ich sag, ich hab einen Integrationsprozess schon durchgemacht in xxx, weil das war auch nicht einfach für die damals Serben aus Bosnien. Und dort waren vorwiegend Serben, es war, es gibt's eine ungarische Minderheit, und vorwiegend Serben, und trotzdem wurden sie nicht mit offenen Händen aufgenommen dort. Sondern war immer (...) ja, Zugrasten, und Spannungen auch. Ja. Auch heute, ich bin geboren dort und trotzdem Bosnier. (11, m, Osteuropa, 67J)*

Der befragte Mann beschreibt seinen Minderheitenstatus in seinem Herkunftsland. Er ist dort in einer kleinen Stadt auf die Welt gekommen, in der nicht nur Bosnier, sondern auch Ungarn einer Minderheit angehörten. Obwohl er in dieser auf die Welt gekommen ist, wird er gesellschaftlich diskriminiert und nicht der *In-group* zugezählt. Diese Situation wird von ihm als belastend wahrgenommen. Eine Migration bedeutet für ihn ein Entkommen aus diesem bedrückenden Zustand.

### ***Ich habe mich mein Leben lang weitergebildet, Bildung ist wichtig!***

Bildung ist zum einen für die Selbstzuversicht wichtig, und zum anderen steigt mit dieser die Bereitschaft, an weiteren Bildungsmaßnahmen teilzunehmen. Dies bestätigt eine Studie an 60- bis 75-jährigen WienerInnen im Jahr 2002 (vgl. Rosenmayr, Kolland 2002). Zudem ist bekannt, dass ein höheres Bildungsniveau mit einer höheren Lebenserwartung und einer geringeren Krankheitshäufigkeit einhergeht (vgl. Hurrelmann 2010; Wiesmann et al. 2004) sowie die Widerstandskraft, um mit Unsicherheiten und Schwierigkeiten in einem Migrationskontext umzugehen, hebt (vgl. Reinprecht 2006; Ates, Reinprecht 2013). Der zentrale Stellenwert von Bildung wird auch bei den durchgeführten biografischen Interviews offensichtlich. Ein Mann beschreibt, dass er schon in seiner frühen Kindheit von seiner Mutter die wichtige Bedeutung von Bildung vermittelt bekommen hat.

*Meine Mutti war Analphabet, ich war Fußballspieler, ich meine Hausaufgabe ich mache nicht, ich gehe Fußballspielen, sie kommt zu mir, sagt: „Komm her, was machst du“, sie sagt: „Schau, ich lese nicht, ich schreibe nicht“ – das sind genau ihre Worte, zu mir sagen –, „ich will durch meine Kinder lesen und schreiben ... Kannst du das machen, oder kannst du nicht?*

*Wenn du kannst nicht, kannst du zu Militär gehen“ – weil bei uns ab 18 Jahre zu Militär gehen –, „hast du zwei Möglichkeiten: Ich lese und lerne schreiben durch dich, oder gehst du zum Militär, und lass mich in Ruhe, was willst du?“ (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Dieses Erlebnis beschreibt der Mann als einen Wendepunkt in seiner Jugend, nachdem er den starken Willen entwickelte, eine gute Ausbildung zu absolvieren. Die Möglichkeit, sich weiterzubilden, wird als sinnstiftend und den Alltag strukturierend beschrieben. Eine der befragten Hausfrauen nennt das Lernen der deutschen Sprache und dadurch die Möglichkeit, die Matura nachzuholen, als ein wichtiges Ziel; dieses zu verfolgen verleiht ihrem Leben eine Sinnkomponente.

*Und ich habe um Kinder gekümmert und versucht immer, ah, mitzukommen. Die Kinder in die Schule gehen, Kindergarten habe mitgelernt, ich habe alles Kindergartenbücher mitgelest, mitgelernt, und ich habe hier Matura gemacht, Abendschule. (8, w, Südostasien, 64J)*

Personen, denen aufgrund ihrer Minderheitenzugehörigkeit in ihrem Herkunftsland der Zugang zu Bildung verwehrt war, beschreiben die Möglichkeit, in Österreich Bildungsangebote wahrnehmen zu können, als eine enorme Bereicherung.

*Wollte ich eigentlich, ah, äh, Studieren gehen ..., wurde aber nicht zugelassen zu Studium, weil ich aus wohlhabende Familie war, und damals das sogenannte Rassenkampf war sehr stark in xxx, also nach kommunistischen Gesetz, und also es war eine Vorschrift, das solche, äää, Abstammungstypen, wie ich war, nicht studieren dürfen, die mussten also ein Jahr sogenannte Arbeitsfeld eine Arbeit leisten, entweder in eine Fabrik gehen und dort Konservendosen auffüllen mit was. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Der Zugang zu Bildung stellt eine enorme Ressource dar. Die Bildungsferne der als klassische „Gastarbeiter“ nach Österreich gekommenen MigrantInnen wird von diesen selbst benannt und als Defizit wahrgenommen. Ziel ist es, den eigenen Kindern und Enkelkindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen und ihnen den zentralen Stellenwert von Bildung zu vermitteln.

*Aber echte Ziel von meine Verein und von Leute, was ich Kontakte hab, gute Ausbildungen zu machen für unsere Kinder, des ist unsere Zukunft, wir Roma haben Musik in der Herz in der Blut ... Ja, aber zum Tanzen, zum Geigenspielen, zum Singen noch in der Bauch von der Mama hat gelernt, meine Ziel ist, unsere Kinder zum gemacht, wie sie Dokorate, Ingenieur zu sein, verstehe Sie mich, was ich meine? (7, m, Osteuropa, 63J)*

Das heißt, der Wunsch, sich durch Bildung weiterzuentwickeln, kann auch durch die eigenen Kinder oder Enkelkinder erfüllt werden (Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Die erlebte Migration und die schwierigen Startbedingungen im Aufnahmeland werden erst durch die Folgegenerationen amortisiert. Das Gefühl, durch den Schritt der Migration den Kindern und Enkelkindern ein Entwicklungspotenzial und eine aussichtsreiche Zukunft gesichert zu haben, erfüllt mit Stolz und verleiht der Migration retrospektiv einen Sinn.

Die Erfahrung der Migration an sich kann bereits als Bildungsgewinn verbucht werden. So plädieren Ates und Reinprecht dafür, Bildung nicht nur über Bildungsabschlüsse zu bemessen, sondern auch die Migration selbst als einen wichtigen „Bildungs- und Lernprozess zu begreifen“ (Ates, Reinprecht 2013: 33). In diesem Ansatz wird Bildung als ein Zugewinn von

Autonomiepotenzialen wahrgenommen, die durch eine Migration erst freigesetzt werden. Das bedeutet der Migrationsprozess an sich ist bereits ein Bildungsprozess in dem Sinn, dass durch diesen Flexibilität, kulturelle und soziale Kompetenzen entwickelt sowie die Möglichkeit zu Handlungsfreiheiten freigesetzt werden (Ates, Reinprecht 2013 und 2015).

### ***Es ist wichtig, zu arbeiten und Verantwortung zu übernehmen***

Erwerbsarbeit stellt eine zentrale Grundlage dar, um an der Gesellschaft partizipieren zu können. Zum einen ermöglicht diese die Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen, und zum anderen dient sie zur Armutsvermeidung. Insbesondere die brüchige Erwerbsbiografie von ArbeitsmigrantInnen sowie lange Phasen der Arbeitslosigkeit bzw. von Arbeit in nicht oder nur teilweise rechtlich abgesicherten Verhältnissen führt zu geringen Pensionen (Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011: 11). Die prekäre Arbeitssituation, der insbesondere ArbeitsmigrantInnen ausgesetzt sind, wird auch in den Gesprächen offensichtlich.

*War sehr gut, damals hat schon viele, viele Firma, was brauchen Arbeit, Arbeitskraft und unter Tag können sie drei, vier Firmen bekommen und aussuchen, wo besser ist und zahlen. Für uns warra nix welche Arbeit, issa schmutzige Arbeit, oder was was ist, für uns warra interessant, wo kann man schon mehr verdienen zu sparen, verstehen Sie, was ich meine? (7, m, Osteuropa, 63J)*

Die Möglichkeit einer Arbeit nachgehen zu können, um sich und der Familie eine Existenz aufzubauen, wird von den GesprächspartnerInnen, die als ursprünglich geplante „GastarbeiterInnen“ nach Österreich kamen, als primäres Ziel ihres Migrationsprojektes gewertet. Die schlechten Arbeitsbedingungen und der kaum vorhandene rechtliche Rahmen spielten zu Beginn der Migration keine Rolle. Erst nach einer längeren Aufenthaltsdauer nimmt die eigene Selbstverwirklichung durch die Arbeit einen zentralen Stellenwert ein.

*Ahm ... nächste Jahre habe ich 44 Jahre in Wien, ja, 44 Jahre, eine Jahr fehlt für 45, und 44 Jahre Arbeit und 65 alt. Also ein Jahr fehlt von den vollen Pension. Hätte ich vor zwei Jahre mit so alte Regelung gegangen mit die 62 Jahre, aber ich wollte noch nicht, wo viele gesagt ..., warum denn nicht ... Ich arbeite darum. Schau, mir macht wirklich Arbeit Spaß, sonst wenn kein Spaß macht, arbeitet man nicht 15 Stunde, wirklich, ich arbeite gerne. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Erwerbstätigkeit bedeutet daher neben einer gesicherten Einkommensquelle auch ein soziales Eingebundensein sowie die Möglichkeit, sich gesellschaftlich verorten und den Alltag strukturieren zu können (vgl. Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004). Eine Gesprächspartnerin, die privat mit vielen Problemen kämpft, kann aufgrund ihres Gesundheitszustands – sie hatte mehrere Herzinfarkte – nicht mehr arbeiten. Im Zuge des Interviews betont sie immer wieder, dass sie sehr gern gearbeitet hat, da sie zum einen unter Menschen und zum anderen von ihren privaten Problemen abgelenkt war. Sie bedauert, nicht mehr einer Tätigkeit nachkommen zu können und hebt hervor, wie sinnstiftend diese für sie war.

*Wenn Arbeiten hat, Stress ist weg. Hast du jemanden bei dir, denkst nicht viel im Kopf. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Sie betont den positiven Effekt von Arbeit, sich mittels einer Tätigkeit von den eigenen Problemen ablenken zu können. Bei einem Verlust der Erwerbsarbeit durch Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Pension fällt eine wichtige Komponente der Alltagsstrukturierung und der Sinngebung weg. Bei Personen mit Migrationshintergrund stellt das Arbeiten zudem eine Rechtfertigung dar, in diesem Land zu bleiben (Reinprecht 2006).

*I: Seit wie lange sind Sie in Pension?*

*Seit zwei Jahre ... Erste sechs Monate war ich zufrieden, frei, immer hin und her fliegen, aber jetzt langweilig, jetzt viel lesen, viel schlafen, viel Sport machen, aber auch langweilig, ich suche irgendwie einen kleinen Job ... (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Es ist wichtig zu sehen, dass die Erwerbsarbeit eine gesellschaftliche Partizipation und damit einhergehend eine soziale Integration ermöglicht (Reinprecht 2006). Der Wunsch auch in der Pension einer Arbeit nachzugehen, zeigt, dass eine Beschäftigung in diesem Lebensabschnitt eine Ressource darstellen kann.

Eine Frau, die aus ihrem Herkunftsland fliehen musste, erkannte bei ihrer Ankunft in Österreich schnell, dass ohne eine Arbeit keine gesellschaftliche Teilhabe möglich ist. Aus diesem Grund versuchte sie, so schnell wie möglich die Sprache zu lernen und eine Erwerbstätigkeit zu finden.

*Zuerst waren wir alle politische Flüchtlinge in Traiskirchen. Und für eine alleine stehende Frau war nicht gerade angenehm. Deswegen sagte ich selbst zu mir, ich muss ein Arbeit haben, und ich möchte weg von hier. Aber ohne Sprache kann man nicht eine Arbeit haben, und das heißt, dass ein Kurs konnte ich nicht mich leisten, weil das als Flüchtlinge habe ich nur beide Hände und ein Kopf. Und das heißt, in der Flüchtlingslager haben sie eine mikroskopische deutsche Kurs gemacht, in dem wir das irgendwie in die Sprache kommunizieren können. Und nachher habe ich eine Arbeit als Arbeiterin gekriegt, bei XXXXX. Und habe ich zwei Jahre lang dort gearbeitet, nachher habe ich meine Deutschkurs endlich genommen. Eine richtige, bei der Ausländer-Deutschkurs in Wien-Universität. Und nachher war schon alles besser, besser geworden, weil ich bin von der Fabrik in ein Büro und nachher bei xxx als Sekretärin. (6, w, Südamerika, 73J)*

Für die Frau bedeutet das Ausüben einer Erwerbsarbeit in ihrer Situation als Flüchtling einen zentralen Schritt zur Selbstständigkeit sowie zu einer ökonomischen und sozialen Etablierung im Aufnahmeland. Sie nimmt eine Arbeit als Fabrikarbeiterin an, um sich einen Sprachkurs finanzieren zu können. Sie verweist darauf, dass das einzige Kapital, das ihr als Flüchtling zur Verfügung steht, sie selbst ist. Dieses möchte sie nützen, indem sie zuerst ihre physischen Kompetenzen einsetzt (als Fabrikarbeiterin), um ihre kognitive Fähigkeiten aufzubauen. Mit ihrem ersten Job kann sie sich einen Sprachkurs leisten. Dass sie ihren Plan umsetzen konnte und mit einer guten Erwerbsarbeit (als Sekretärin) belohnt wird, sieht sie ihrem eigenen Antrieb und Fleiß geschuldet.

Es wird von den GesprächspartnerInnen darauf hingewiesen, dass der primäre Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung über die Arbeit verlief. Dieser Effekt wird als positiv gewertet. Arbeiten und ein gutes Auskommen mit den „österreichischen Kollegen“ wird von als ein Indikator einer gelungenen Integration gewertet.

*Ja, na, mit Arbeitskollegen habe ich keine Schwierigkeit gehabt. Nie, nie, weil ich hab immer mit österreichische Leute gearbeitet, so was hab ich keine Probleme gehabt. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Neben einem guten Auskommen mit den Arbeitskollegen spielt die berufliche Selbstverwirklichung eine wichtige Rolle. Diese wird auch gegebenenfalls entgegen den ursprünglichen Anweisungen des Arbeitgebers durchgesetzt.

*Na ja, sicher, erstes Zeit war sicher schwierig, weil die sagen was, du verstehst was nicht. Ja aber, ahm, ich hab mich so erklärt, ich hab gesagt, na, wissen Sie was, so wie einen Bandarbeit ich mach das nicht, geben Sie mir ganzes Stück, mach ich Ihnen ganzes Stück fertig. Schauen Sie sich das dann an, ich hab nicht so reden ..., ich kann nicht so reden ..., ich hab nur erklärt, so gezeigt, so mit Hand. Geben Sie mir das Ganzes, ich mache das fertig, dann bringe ich dir. Wo ich war überall, haben mir einen Stück gegeben, und dieses Stück – Mantel, Sakko, Kostüm, ist wurscht –, das habe ich fertig gemacht, aufgehängt, dann habe ich Meister gerufen. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Dem Mann bedeutet es viel, jedes Stück selbst zu schneiden und keine Fließbandarbeit zu tätigen. Der Beruf des Schneiders ist ihm wichtig und sinngebend. Eine Selbstverwirklichung über die Arbeit bedeutet ihm viel, aus diesem Grund möchte er ein Kleidungsstück als Ganzes selbst nähen. Dieses Anliegen setzt er durch, auch wenn es von seinem Arbeitgeber als ungewöhnlich klassifiziert wird. Das Verhalten des Mannes zeigt zudem, dass der Wunsch, Verantwortung in der Arbeit zu übernehmen und diese durchzusetzen, eine wichtige Bedeutung für das Selbstvertrauen und somit die Lebensqualität hat. Der immanente Zusammenhang von Autonomie und Lebensqualität kommt hier zum Ausdruck.

Zwei Akademikerinnen verweisen immer wieder im Zuge des Interviews auf die zentrale Bedeutung einer eigenen Arbeit. In beiden Fällen sind sie nicht auf eigene finanzielle Mittel angewiesen, da sie in gut situierten Verhältnissen leben. Arbeit bedeutet für sie viel eher eine sinnstiftende Ressource und korreliert mit ihrem Selbstvertrauen. Eine weitere Frau, die als Pflegerin tätig ist, hat zu ihrer Patientin ein so inniges Verhältnis aufgebaut, dass sie nicht in Pension gehen möchte. Die Pflege der Patientin stellt für sie im Alter ihre wichtigste Aufgabe dar.

*Und wenn ich seh die Frau XXXX, vorher sie hat mich nicht gebraucht, sie war lustig, und das und jenes überlegen, aber jetzt braucht sie jemand. Und ich habe nicht diese Kraft zu sagen, wissen Sie, Frau XXXX, ich geh (...). Es ist ja wirklich von mir ist keine Opfer, dass die, aha, die Arme, ich muss ich jetzt bleiben oder so. Nein, es ist immer, ist Lauf des Lebens, sind ma da und fertig. Und irgendwann hab ich zu die Frau XXXX gesagt, wissen Sie, Frau XXXXX, hab ich von Beruf mit diese Absicht irgendjemand helfen. (12, w, Südamerika, 65J)*

Zusammenfassend wird darauf hingewiesen, dass ein kontinuierliches Arbeitsleben und eine Selbstverwirklichung durch die Erwerbsarbeit eine wichtige Ressource im Alter darstellt. Ein erfülltes Arbeitsleben ist für MigrantInnen im Alter zudem eine Rechtfertigung, ihren Lebensabend im Aufnahmeland verbringen zu können. Durch Arbeit wird eine gesellschaftliche Partizipation möglich. Vorausgesetzt, die finanziellen Ressourcen sind gegeben, wird der Verlust von Erwerbsarbeit in der Pension entspannt wahrgenommen (vgl. Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004).

### ***Ich habe aus eigener Kraft die Sprache gelernt!***

Das Sprechen der Sprache des Aufnahmelandes stellt einen wichtigen Schritt zur sozialen Integration von MigrantInnen dar (vgl. beispielhaft Esser 1980, 2003, 2004, 2006; Treibel 1999). So ist das Beherrschen der deutschen Sprache eine wichtige Schlüsselkompetenz, um sich im Aufnahmeland zurechtzufinden bzw. um mit der autochthonen Bevölkerung kommunizieren zu können. Umgekehrt werden mangelnde Sprachkompetenzen als Belastung und Autonomiebeschränkung (vgl. Krumme 2004: 148) erlebt. Bei der Analyse der biografischen Interviews wird offensichtlich, dass der Prozess des Spracherwerbs eine wichtige Komponente im Leben der MigrantInnen einnimmt. Die Sprache durch eigene Kraft und Antrieb erlernt zu haben, wird von den InterviewpartnerInnen als ein wichtiger Triumph beschrieben. Von der Fähigkeit, diese Hürde überwunden zu haben, profitieren sie emotional im Alter.

*Ja, ja, richtig, na, am Anfang hab ich schon Schwierigkeiten gehabt, aber ich hab gedacht, na, wenn ich diese Sprache nicht lerne, dann wird schlecht. Muss ich etwas lernen, ja, ich hab gleich angefangen zu lernen. So habe ich gelernt, so habe ich mit den Arbeitskollegen habe ich gelernt, und jede Tag hab ich was aufgeschrieben, wann jemand was sagt, ich verstehe das nicht, ich hab gleich aufgeschrieben, so habe ich gelernt. Na ja, wenn ich Ihnen ehrlich sein soll, perfekt Deutsch rede ich nicht, aber ... (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Das Erlernen der Sprache nimmt einen sehr hohen Stellenwert in der Beschreibung des Migrationsprozesses ein. Insbesondere in der Ankunftszeit wird das Nichtbeherrschen der deutschen Sprache als sehr belastend empfunden.

*Und natürlich die Sprache. Manchmal ich war total verzweifelt, wann werde ich fließend sprechen, und das war, aber das habe ich eine Taktik gefunden, das heißt so: Habe ich ein Thema mich ausgedacht, nach der Arbeit oder zwischendurch, habe ich irgendjemand angesprochen, ist egal was, wer, ja, ist egal Frau, Mann, besser Frau, ja. Weil Mann können Sie falsch interpretieren, ja. Das heißt beginnen, habe ich begonnen mit einem: Ja, wissen Sie, wo sind, irgendwas ist, oh, aha, aha. Und das war schon die Fragen, ja, aha, woher sind Sie, bla bla, ah, kennen Sie nicht mein Land, oh, mein Land ist so, so viele Kilometer von Österreich, ja, so. Und das war eine, äh, sozusagen Technik, weil ich bin, ich verstehe eine Sprache als eine Werkzeug zu kommunizieren. (6, w, Südamerika, 73J)*

Ein Mann, der nach Österreich migrierte, beschreibt eine Situation, in der ihm bewusst wurde, dass er, um sich in Wien zurechtzufinden, Deutsch lernen muss.

*Ich habe Hunger gehabt, ich erinnere mich, war am Samstag, ich habe nichts zu Hause, ich habe nicht gewusst, Samstag, Sonntag zu, und bin ich hingegangen, war ein nette Kellnerin, hab ich gesagt: „Please, I am hungry“ ... Dann sie hat mich nur geschimpft: „Sie sind ...“ – ich erinnere mich –, „... Sie sind in Österreich, Sie müssen Deutsch reden.“ (Pause) Ich habe ihr gesagt: „Ich habe seit zehn Tage in Österreich, wie kann ich Deutsch reden.“ Sagt: „Das nicht mein Probleme“, dann sie hat mir die Speisekarte alles in Deutsch, hab ich gesagt, diese ..., und war nicht nach meinem Geschmack, aber Hunger und habe gegessen ... Nach drei Monaten bin ich hingegangen. Sie war dieselbe Dame, (ahm) sie hat mich erkannt, sie hat gesagt: „Oh, oh, selbe Probleme“, habe ich gesagt: „Nein, nicht selbe Probleme“ ... Schockiert ... sagt: „Was wollen Sie?“ , sag ich: „Ich will nur trinken.“ „Was wollen Sie trinken?“ Sie hat sofort Bier, Wein usw. gesagt. „Nein, ich will einen Kamillentee“ ... Sie hat gelacht, geht weg und kommt zurück, sagt: „Darf ich Sie etwas fragen?“ ... Sag ich: „Sie dürfen, aber bevor Sie fragen, haben Sie mir sehr gut geholfen, ich danke Ihnen herzlich“ ... Sie sagt: „Wozu?“ „Ihre Schimpferei mit mir, Sie haben mit mir geschimpft, und ich habe*

*nicht richtig gegessen, war schlecht ... Ich habe Deutsch gelernt, und ich bin hierhergekommen, ich will zeigen, wie ich kann oder nicht kann!“ (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Das Verhalten der Kellnerin wertet er nicht als diskriminierend, sondern als einen Anstoß, die Sprache zu lernen. Dieses Schlüsselerlebnis zeigte ihm, dass er sich nur mittels der Sprache in Österreich durchsetzen kann. Ein Großteil der interviewten GesprächspartnerInnen lernte Deutsch über die Erwerbsarbeit.

*Alles selber, weil da waren damals keine so viele Ausländer, waren ja überhaupt nix, nein, habe in Krankenhaus angefangen zum Arbeiten. Ich weiß nicht, was das alles heißt. Langsam, langsam ich habe das alles schon kapiert. (4, w, östliches Mittelmeer, 62J)*

Die Methoden für den Spracherwerb sind vielfältig. So berichtet eine Interviewpartnerin, dass sie über ihre Kinder Deutsch lernte. Eine weitere Gesprächspartnerin besuchte Sprachkurse, und ein Gesprächspartner erzählt von seinen Vermietern, die ihm Deutsch beibrachten. Fernsehen bzw. das Lesen von Büchern werden ebenfalls als Möglichkeiten genannt, die Sprache zu lernen.

*Dann war der Fernseher, nicht, was auch eine wirklich eine tolle Sache ist, muss ich sagen. Weil wenn man Fernseh schaut und zuhört, also man lernt unwillkürlich, also. Es bedient die Sprache. Und dann habe ich eine Methode herausgefunden: Die Tante hatte so immer so kleine Kriminalromanhefte, und hab ich angefangen, die deutsch zu lesen, ohne Wörterbuch, nur durch Deduktion, dass ich verstehe, was ich lese, und das hat mir wirklich viel geholfen. (1, w, Osteuropa, 85J)*

Fast allen GesprächspartnerInnen<sup>19</sup> ist gemein, dass für sie zur ihrer Ankunftszeit in Österreich der Spracherwerb sehr herausfordernd war. Das Nichtbeherrschen der Sprache des Aufnahmelandes wurde als belastend und stressbeladen empfunden. Aus diesem Grund stellte das Erlernen der deutschen Sprache eines der ersten Ziele im Ankunftsland dar. Das Wissen, durch eigenen Antrieb die sprachliche Hürde überwunden zu haben, erfüllt die GesprächspartnerInnen mit Stolz. Dennoch wird nach langer Aufenthaltsdauer und guter Sprachkenntnis bedauert, Deutsch nicht so fließend wie die Muttersprache sprechen zu können.

*Und die Sprache ist ja schon nicht nur (lacht) ein Kommunikationsmittel, das ist ein Tiefe, also im Sinne der Verbalisierung der tieferen Gefühle und Meinungen und so. Und da muss ich sagen, obwohl ich Deutsch beherrsche und gut verstehe, aber dass da diese deutsche Sprache für mich manchmal eben nicht so biegsam ist, wie ich möchte, ja. Ja, oder nicht alles so ausdrücken kann in der Art, wie ich das möchte. (5, w, Südeuropäerin, 63J)*

Das Beherrschen der deutschen Sprache stellt zwar ein wichtiges Mittel zur Kommunikation mit der autochthonen Bevölkerung dar, das Ausdrücken von Emotionen fällt in der Muttersprache aber nach wie vor leichter. Die befragte Frau bedauert es, in der deutschen Sprache nicht dieselbe Kompetenz zu haben wie in ihrer Muttersprache.

---

<sup>19</sup> Zwei GesprächspartnerInnen bilden hier eine Ausnahme: Eine gehörte der deutschsprechenden Minderheit in Tschechien an, und eine lernte bereits in ihrem Herkunftsland Deutsch.

### ***Man darf das Ziel nicht aus den Augen verlieren***

Pläne und Zielsetzungen im Leben zu haben, spielt eine wichtige Rolle. So fühlen sich Menschen, die keine Zielsetzungen im Leben haben, wesentlich einsamer als solche, die Ziele verfolgen. Das zeigt, Einsamkeit ist nicht nur durch geringe soziale Kontakte, sondern auch durch den Mangel an eigenen Zielsetzungen bedingt (Rosenmayr, Kolland 2002: 261). In den durchgeführten biografischen Interviews wird dies offensichtlich. Das Verfolgen von eigenen Zielen stellt eine Ressource für Lebensqualität dar. Viel mehr noch, es hilft, an Erlichem psychisch nicht zu zerbrechen. Die Erzählung einer Gesprächspartnerin veranschaulicht dies eindrücklich. Sie musste aufgrund ihrer politischen Parteizugehörigkeit aus ihrem Herkunftsland in Südamerika fliehen und wurde durch die Vermittlung der UN in Österreich aufgenommen. Detailliert beschreibt sie, dass ihr Interesse für Politik schon früh geweckt wurde. Sie stammt, wie sie berichtet, aus einer ärmlichen und konservativen Familie, in der zwar viel über Politik diskutiert wurde, linke Denksätze jedoch abgelehnt wurden. Erst durch ihren Mann kommt sie mit kommunistischem Gedankengut in Berührung, von dem sie sofort fasziniert ist. Ihre Familie steht ihrem Mann sehr skeptisch gegenüber. Ihr Interesse und ihre Begeisterung sind jedoch nicht mehr zu halten, sie verschreibt sich der Ideologie der Kommunistischen Partei.

*Und dann habe ich mein Mann kennengelernt, und er war der Teufel, das mir mit linke Ideen angesteckt hat. Und das war ich so fanatisch, so fanatisch, so fanatisch, aber mit fanatisch nicht blind, sondern wir müssen mehrere Bücher lesen, damit wir wissen, wo, ja, was das ist. Weil was ich kannte, das war zum Wegwerfen, das ist konservativ. (6, w, Südamerika , 73J)*

Ihre Eltern sind von den politischen Aktivitäten ihrer einzigen Tochter entsetzt. Sie selbst beschreibt das Verhältnis zu ihnen als vertraut und innig, es macht sie traurig, dass die Eltern Probleme mit ihrer Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei haben, doch ihr politisches Engagement stellt sie über das Bedürfnis, den Eltern keinen Kummer zu bereiten.

*Ja, ich bin als Kommunistin, das ist die höchste Stufe (lacht) von die schreckliche Dinge für meine Eltern. Ja, und das, das war für beide auch ein Schock. (6, w, Südamerika , 73J)*

Selbst die Gefangenschaft, in die sie aufgrund ihrer politischen Aktivitäten geriet, und die anschließende Flucht, können sie nicht von ihrem politischen Engagement abhalten. Im Gegenteil, sie bezeichnet ihre Ideologie als ihren Kompass, der für sie eine sinnstiftende Bedeutung hat und in ihrem Leben und in dem ihres Mannes bis heute im Mittelpunkt steht.

*Und natürlich, wir müssen uns hören lassen, dass unsere Kinder zu uns gesagt haben, wenn immer noch Kinder waren, du Mami, Mama, hast unsere Kindheit beraubt, weil wir waren ständig unter Schock. Aber ich habe, ich meine, wir haben unsere Maßnahmen genommen, damit nicht die Kinder allein zu Hause bleiben, wir haben Babysitter. (...) Wir waren nicht zu Hause, nicht weil wir Paar begütert waren, sondern wegen eine politische Engagement, ja. Und jetzt natürlich mit der Zeit haben sie verstanden, aber das war auch für die Kinder sehr hart. Einmal, von einmal auf die andere die Mutti ist nicht da, der Papa ist im Gefängnis, hoffen wir, dass er am Leben immer noch ist. Einer mit der Oma, andere mit der entfernten Verwandten, Freunde ab und zu auch. (6, w, Südamerika , 73J)*

Das Befreien von Genossinnen und Genossen in ihrem Herkunftsland und das Weitertragen ihrer politischen Interessen stehen im Mittelpunkt ihrer Erzählung. Es ist auch ein starkes verbindendes Element zwischen ihr und ihrem Mann. Jetzt in Österreich gibt ihr das Vermitteln politischer Werte Kraft und Sicherheit.

Zwei Akademikerinnen beschreiben ihre Schwierigkeiten, in Österreich beruflich Fuß zu fassen. Der Wille, dennoch einer Tätigkeit nachzugehen, führte dazu, dass beide Frauen flexibel auf die Arbeitsmarktsituation eingingen. Im Erreichen ihrer beruflichen Ziele sehen sie eine Bestätigung dafür, ein erfülltes Leben geführt zu haben. Eine der Gesprächspartnerinnen erwarb in ihrem Herkunftsland das Doktorat in Philosophie. Ihr Ziel war es, auch in Österreich im philosophischen Bereich tätig zu werden. Sie nennt sprachliche Barrieren als Grund dafür, dass dieses Vorhaben nicht umgesetzt werden konnte. Sie musste sich beruflich umorientieren und wählte den Beruf der Lehrerin. Nachdem ihr abgeschlossenes Philosophiestudium – im Gegensatz zu ihrem Herkunftsland – in Österreich keine Lehrberechtigung ermöglicht hatte, studierte sie in Wien Lehramt für Sprachen. Neben drei kleinen Kindern gestaltete sich der Studienalltag herausfordernd, doch sie verfolgte unbeirrt ihr Ziel. Bis zum Zeitpunkt des Interviews ist sie als Lehrerin tätig. Sie betont, wie wichtig es für sie bis zum heutigen Zeitpunkt ist, einer Arbeit nachzugehen. Ihr Ziel, neben ihren Kindern selbstständig zu sein und einen Beruf auszuüben, verliert sie zu keinem Zeitpunkt in der von ihr beschriebenen Biografie.

In einer ähnlichen Situation befindet sich eine weitere Gesprächspartnerin. Sie studiert in Wien und promoviert erfolgreich, doch kann sie in ihrem Ausbildungsbereich keine Arbeit in Österreich finden. Nach der Geburt ihres ersten Kindes gestaltet sich die Arbeitssuche in Wien als besonders schwierig. Für sie steht fest, dass sie einer Arbeit nachgehen möchte und dass sie trotz ihrer Ehe finanziell unabhängig bleiben möchte. Immer wieder weist sie auf ihre Mutter hin, die sie zur Selbstständigkeit erzogen hat. Sie beschließt, zusammen mit ihrem ein Jahr alten Kind nach England zu gehen, um dort eine zusätzliche Ausbildung zu absolvieren. Zurück in Wien kann sie einen Job als Lehrerin an einer Pflichtschule annehmen.

*Sie können sich vorstellen, wie schmerzhaft natürlich für mich war, dass ich das ganze Studium eigentlich so mehr oder weniger auf Seite legen musste. Ich konnte damit nichts anfangen hier, weil sie einfach nicht bereit waren, Ausländerinnen in verschiedenen Jobs anzustellen. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Beide dargestellten Frauen versuchten in ihrem Ausbildungsbereich eine Arbeit zu finden. Nachdem sie keine Möglichkeit fanden, in ihrem Gebiet tätig sein zu können, verloren sie nicht das Ziel aus den Augen, arbeiten zu wollen und selbstständig zu sein. Die Einsicht, in ihrem eigentlichen Interessenbereich keine Arbeit zu finden, beschreiben beide Frauen als äußerst frustrierend, dennoch geben sie zu keinem Zeitpunkt auf. Beide agieren flexibel und passen sich an den Arbeitsmarkt an.

***Es ist wichtig, den Willen zu haben, ein selbstbestimmtes Leben zu führen***

Der Wille, das eigene Leben zu verändern und durch die Migration eine Verbesserung der Lebensbedingungen zu erreichen, kommt durch die Darstellung der Biografien stark zum Ausdruck.

*Und der Wille und die Interesse halt, dass ma zu was komma, hat uns immer Kraft gegeben. Mensch muss Wille haben, und wenn Wille haben, schafft alles. Ich denke mindestens so. (13, m, Osteuropa, 64J)*

Dieser beschriebene Wille stellt gerade in schwierigen Zeiten einen wichtigen Motor dar, um aus diesen – wenn nicht gestärkt, so doch unbeschadet – hervorzugehen.

*Wannst du anfangs, im Anfang kriegst du Schwierigkeiten, und diese Schwierigkeiten, du sollst nicht aufhören, du sollst weitergehen, du sollst mit kämpfen, ja, ahm, wannst du noch weitergehst, dann spürst du, du bist eine gute Weg. Von Natur von Anfang Leben bis Ende Leben hast du einen Weg allein für dich. Du hast einen Gott und einen Herz, und es ist deinen Gott. Du hast einen Engel und das, ahm, wird immer dich schützen, es ist immer neben dir, und es geht so weiter. (9, m, östliches Mittelmeer, 73J)*

Bei der Analyse der Biografie einer Gesprächspartnerin kommt dem Willen, einen eigenen, selbstbestimmten Lebensweg zu gehen, eine strukturierende Funktion zu. Die Frau beschreibt sich selbst als sehr willensstark, diese Eigenschaft drückt sich bereits in ihrer Kindheit aus. So manifestiert sich bereits als Kind der Wunsch, in ein anderes Land zu reisen.

*Weil als Kind seh blonde Haare, große Nase, nicht schwarze Augen. Der Engländer kommt zu uns, weil meine Vater Tee, kauft Tee von uns. Und mein Bruder und meine Schwester reden, die sprechen English mit ihm. Und mein Vater auch, aber mein Vater nicht so gut sprechen, aber mein Bruder, Schwägerin schon. Und da habe immer gedacht: „Eines Tages möchte ich auch dorthin, wo der kommt.“ (8, w, Südostasien, 64J)*

Mit 21 Jahren besucht sie ihre Schwester in Wien und beschließt, in Österreich zu bleiben. Auf die durch die Migration gewonnene Autonomie und Unabhängigkeit von ihrem Vater und den stark patriarchalisch strukturierten Bedingungen in ihrem Herkunftsort möchte sie nicht mehr verzichten. Dieses gewonnene selbstbestimmte Leben hat einen sehr hohen Stellenwert, das sie auch im Alter nicht aufgeben möchte. So verweigert sie es, sich zu verpflichten, regelmäßig auf ihren Enkel aufzupassen, auch wenn dies seitens ihrer Familie erwartet wird.

*Weil mein Kind ist so mit eine Freundin, schon ziemlich lang, über zehn Jahre, und hat ein Kind und braucht eine Oma. Da hab ich gesagt, bitte, geht ihr eine Leihoma suchen, aber nicht mich. (lacht) Ich habe mein Enkel sehr gerne, sehr lieb, ja, aber ich möchte nicht, dass ich kommen und nur helfen, jeden Tag aufpassen, so wie ich meine Kinder aufpasst. Das möchte ich nicht. Aber viele Asiatinnen möchte das, ich möchte nicht. (8, w, Südostasien, 64J)*

Sie grenzt sich bewusst von ihrer Herkunftskultur ab, in der von Großmüttern die regelmäßige Betreuung der Enkel erwartet wird (vgl. Lang 2004: 365). Der Wunsch, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, und der Wille, ihre Unabhängigkeit von der Familie zu wahren, sind bei ihr immanent.

*Ich weiß es nicht, wie lang ich noch lebe, das weiß ich nicht. Aber so lang ich lebe, möchte so frei leben, wie ich will, ja. Man muss, man muss. Jeder Mensch muss selbst, das kann man nicht sagen, dass Inländer oder Ausländer, das ist nix, ja. Das von sich jede Person wie die Wege findet. Mancher ist sehr von Familie abhängig. (8, w, Südostasien, 64J)*

Die Frau betont, auf die durch die Migration gewonnene Autonomie nicht mehr verzichten zu wollen. Sie empfindet jedoch einen starken Rechtfertigungsdruck für diesen Unabhängigkeitswillen. Im Zuge des Gesprächs verweist sie immer wieder auf ihre asiatische Ursprungskultur, in der eine starke Verpflichtung gegenüber der Familie erwartet wird. Sich von der kulturellen Erwartungshaltung zu lösen, die ihr implizit innewohnt, ist für sie zwar wünschenswert, allerdings schwer umzusetzen. Das wird in der permanenten Distanzierung von ihrer Herkunftskultur offensichtlich, auf die sie im Lauf des Interviews immer wieder verweist. Die beschriebene Situation zeigt, dass Altersbilder und Altersvorstellungen gesellschaftlich tradiert werden (vgl. Kruse et al. 2010) und sich bereits in der Kindheit manifestieren (Wurm et al. 2010). Ein Loslösen von den in der Ursprungskultur vermittelten Altersvorstellungen ist herausfordernd, kann aber vollzogen und als Ressource umgewandelt werden. Das zeigt sich anhand des hier besprochenen Beispiels.

***Ich wurde diskriminiert und habe es trotzdem geschafft!***

Viele der GesprächspartnerInnen waren in Österreich mit Diskriminierung konfrontiert. Diese wurde unabhängig von Geschlecht, Einkommen oder Bildungsstand erlebt. Erfahrungen solcher Art werden als belastend und frustrierend empfunden. Eine Frau, die aus Zentraleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg fliehen musste, beschreibt das Paradoxon, keine Staatszugehörigkeit zu haben, auf Grund derer sie Diskriminierungen ausgesetzt war.

*Und dann, ja, aber das war alles nicht so einfach, weil nämlich ich hatte ja damals noch keine Staatsbürgerschaft, weil wir hatten, wir hatten zuerst die ..., wie soll ich sagen, das war ein bisschen kompliziert. Weil wir aus der xxx gekommen sind. Wie dann die Deutschen einmarschiert sind, ham sie uns die deutsche Staats-, wir waren also dann, nachdem die Deutschen da waren, haben wir die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen. Aber wie wir von dort weg sind, waren wir in Österreich, dann waren wir staatenlos. Und nachdem wir staatenlos waren, musste mein armer Vater dreifaches Schulgeld für mich zahlen. (10, w, Zentraleuropa, 85J)*

Dieses Beispiel veranschaulicht eindrücklich, dass die Kategorisierung, nach welcher Menschen in einer Gesellschaft als „fremd“ eingeordnet werden, gesellschaftlichen Zuschreibungsprozessen unterliegt. Demnach bestimmt nicht das Individuum selbst, einer Gesellschaft fremd zu sein, sondern diese Zuordnung wird ihm von außen gesellschaftlich aufoktroziert (vgl. Treibel 1999: 105).

Mit dem Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft sollte theoretisch eine Diskrimination aufgrund der Herkunft/Ethnie nivelliert werden. In der Praxis ist dies nicht der Fall (vgl. Reinprecht 2010). Diese Erfahrung wird auch von den InterviewpartnerInnen geteilt, Diskriminationserlebnisse sind unabhängig von einem Staatsbürgerschaftserwerb. Besonders häufig werden diese bei der Wohnungssuche beschrieben.

*Als ich Studentin war, kann ich mich erinnern, wir hatten große Schwierigkeiten, Zimmer zu finden hier. Sie wollten, ich kann mich erinnern, ich habe eine Adresse angerufen, bin hingegangen, die hat nur die Tür aufgemacht und wie sie mich gesehen hat, hat gesagt, nein, sie hat schon das Zimmer vergeben. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

*Da hab ich endlich ein Zimmer bekommen in einem Studentenheim, weil dort ein Platz zu bekommen als Ausländer war ... eigene Geschichte, ja ..., obwohl es eh ein Studentenheim gegeben hat von der VSSTÖ, mhm, ja, das sind die Jungen da von der SPÖ, ja, chancenlos. Also ja, und die anderen Studentenheime, immer von was weiß ich, schlagender Verbindungen und so, also das war fast unmöglich, also da einen Platz zu bekommen. Und auch ein Zimmer, auch privat, unmöglich für einen Ausländer, ja ... (2, m, Nordafrika, 62J)*

Neben der Wohnungssuche gestaltet sich die Arbeitssuche in vielen Fällen als belastend, da Diskrimination aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit bzw. aufgrund der Nicht-zugehörigkeit zu der Mehrheitsbevölkerung erfahren wird.

*In xxx noch immer ist es ..., nicht nur in xxx, in Rumänien auch, in, ahm, Ungarn auch, in Tschechien auch, die Arbeit, das schlechte Welt, und bekommen die Rom, überall ist Musik, überall in der ganzen Welt ist ja gute Musiker, profitieren, gute Karriere machen aber, aber eine Professor, Doktor oder eine Ingenieur, wenn gesagt, was Rom ist, leider nein, so ist hier auch ... Wenn zwa, zum Beispiel nehmen, zwei Maschinenschlosser, einer ist Rom und zweite is a Serbe zum Beispiel, gehen in der Firma, suchen einen Maschinenschlosser, vielleicht bin ich noch besser von ihm, und er ist a Serbe, wer bekommen den Job? Serbe! Leider so ist ... Vielleicht haben Sie bis jetzt nicht gewusst, aber des issa so ist. (7, m, Osteuropa, 63J)*

Diese Erfahrung zieht sich auch hier durch alle Bildungsschichten.

*Und obwohl ich mein Studium in Österreich abgeschlossen hatte, ich hatte fast keine Chance, als Akademikerin hier eine Arbeit zu finden. (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Der Umgang mit der erfahrenen Diskriminierung und Benachteiligung war vielfältig. Ein Mann, der aufgrund seines Herkunftslandes mit Vorurteilen konfrontiert wurde, reagiert aktiv auf diese und wehrt sich verbal gegen die Übergriffe.

*Ich habe ihr gesagt, die älteste Kultur in der Welt war in xxx, und sie waren dunkel hier, Europa war dunkel, und wir waren also groß, und jetzt sagst du mir, wir sind verschiedene Kulturen? Dann bleibst du bei deiner Kultur! (...) Seitdem ich hab sie nie gesehen. (3, m, Mittlerer Osten, 70J)*

Diskriminationserfahrungen sind für die Biografie sehr prägend. Eine Frau beschreibt, dass sie an den negativen Erfahrungen, die sie in diesem Land gemacht hat, gewachsen ist. Sie verweist allerdings auch auf die Narben, die diese hinterlassen haben.

*Und im Umgang mit den Menschen muss ich sagen, ich weiß nicht, ob da ich vielleicht durch viele negative Erlebnisse, die man gehabt hat, dass man stärker geworden ist, das weiß ich nicht. Ja, auf der einen Seite wird man einerseits stark, weil man überleben muss, andererseits bleiben die Narben. Es ist nicht so, dass man das nicht spürt, dass man nur stark wird. Ähm, vielleicht sogar manchmal reagiere ich sogar aggressiver, wenn ich, wenn jemand sozusagen abfällige Bemerkungen macht usw. Das ist, ja, gestärkt, ja ich bin sicher auch stärker geworden, wie gesagt, weil ich die Situation meistern musste. Aber viel Leid auch zwischendurch (...). (15, w, Mittlerer Osten, 72J)*

Die Diskriminierung ist zwar ein leidvolles Erlebnis, allerdings beschreiben die GesprächspartnerInnen, dass sie aus diesem gestärkt hervorgegangen sind. Im Fokus steht dabei das Wissen, sich trotz der Benachteiligung in dem neuen Land etabliert zu haben. Dieses Wissen stärkt das Selbstvertrauen. Es wird mit Stolz drauf verwiesen, dass durch eigene Kraft der positive Status im Alter erreicht werden konnte. An dieser Stelle muss wieder auf die wichtige Rolle von Autonomie in Bezug auf die subjektiv empfundene Lebensqualität verwiesen werden (vgl. beispielhaft Sen 1997; Reinprecht 2006). Das Wissen, trotz erfahrener

Diskrimination nicht resigniert und die zur Verfügung stehenden Autonomie- und Handlungspotenziale ausgeschöpft zu haben, spielt für die subjektive Bewertung des Migrationsprozesses eine immanente Rolle.

### **6.5.5 Zwischenfazit: Narrative des Migrationsprozesses**

Im folgenden Kapitel werden jene Coping-Strategien zusammengefasst, die in den drei vorangegangenen Zwischenfazits nicht dargestellt wurden, da sie weder konkret auf den Herkunfts- bzw. Ankunfts-kontext noch auf die Lebensphase „Alter“ direkt Bezug nehmen. Die in diesem Kapitel dargestellten Resilienzfaktoren bilden Ressourcen ab, die sich auf den gesamten Migrationsprozess beziehen. Es handelt sich dabei – wie bei den bereits vorhergegangenen Zwischenfazits – um jene Strukturen, die im Zuge der Analysen herausgearbeitet werden konnten.

**Mit Eifer, Fleiß, Durchsetzungsvermögen und Willen Ziele umsetzen:** Das Wissen, durch eigenen Einsatz Ziele verwirklicht zu haben, spielt im Alter eine wichtige Rolle. Potenziale ausschöpfen zu können, lässt positiv in die Zukunft blicken, da bereits in der Vergangenheit bewiesen wurde, durch Willenskraft Vorhaben verwirklicht zu haben. Das Formulieren von ökonomischen und sozialen Zielen, die zu einer Verbesserung des Lebensstandards führen, und das Umsetzen dieser ebnet das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und führt zu einem bewussten Treffen von Entscheidungen. Das Nutzen von Chancen hebt das Selbstwertgefühl und spiegelt sich in der subjektiv empfundenen Lebensqualität wider. Der eigenen Aktivität und Antriebskraft sowie dem Schaffen von Perspektiven kommt hier eine wichtige Funktion zu. Durch aktives, selbstständiges Handeln an ein Ziel gelangt zu sein sowie ein Durchhaltevermögen unter Beweis gestellt und nicht passiv auf eine Verbesserung des Lebensstandards gewartet zu haben, ist eine wichtige emotionale Ressource. Das Erlernen der deutschen Sprache sowie der aktive Zugang zu Fortbildungsmöglichkeiten können hier als Beispiele genannt werden. Insbesondere der Spracherwerb wird als herausfordernd beschrieben. Durch Konsequenz und Ausdauer mit der autochthonen Bevölkerung kommunizieren zu können, nimmt eine wichtige Brückenfunktion zur Aufnahmegesellschaft ein. Durch das Lernen der Sprache des Aufnahmelandes werden zudem die Karrierechancen gehoben (vgl. auch Esser 1980; Treibel 1999). Ein aktiver Zugang zu Bildung eröffnet ein weites Spektrum an Handlungsspielräumen und hebt infolgedessen die subjektive Lebensqualität (Kolland 2009: 124; Ates, Reinprecht 2013, 2015). Das eigene Schicksal in die Hand genommen und selbstbestimmt gestaltet zu haben, ist bedeutend. Die Fähigkeit zu relativieren nimmt ebenfalls einen Stellenwert ein. So ist es kontraproduktiv, Ziele zu formulieren die nicht erreicht werden können. Es werden die Ausgangsbedingungen vor Augen gehalten und mit dem präsenten Lebensstandard verglichen. Es befriedigt, durch eigenen Fleiß diesen verbessert zu haben. Miteinbegriffen ist die Befähigung, aus Fehlern zu lernen und nicht mit diesen zu hadern. Das bedeutet, es wird im Alter wohlwollend auf Fehlentscheidungen

geblickt. Der Lerneffekt, der aus diesen gezogen wurde, wird hervorgehoben und nicht die damit verbundenen Verluste. Hinzu kommt das Wissen, Mut und Willen bewiesen zu haben. Der Schritt zur Migration ist mit vielen Risiken verbunden, diesen gewagt zu haben, wird in der eigenen Biografie als positiv verbucht. Das Gefühl, sich trotz gesellschaftlichen Widerstands sowie Diskriminierungserfahrungen in einem fremden Land etabliert zu haben, lässt erkennen, zu welchen Leistungen der Biograf/die Biografin fähig ist.

***Soziale Anerkennung und Etablierung im Aufnahmeland:*** Das Gefühl, im Aufnahmeland sozial anerkannt zu werden sowie sich in gesellschaftlicher und ökonomischer Hinsicht etabliert zu haben, stärkt die Resilienz im Alter. Das Ziel der ökonomischen und sozialen Etablierung im Aufnahmeland wurde mitunter trotz Widerstands wie erfahrener Diskriminierung erreicht. Das Wissen, diesen Hindernissen erfolgreich begegnet zu sein, stärkt das Selbstvertrauen im Alter.

Die gesellschaftliche Anerkennung und eine Etablierung im Aufnahmeland erfolgt meist über eine erfolgreiche Erwerbsbiografie. Einer Erwerbsarbeit nachzugehen, bedeutet neben einer zeitlichen Strukturierung des Alltags auch die Möglichkeit, sich sozial zu verorten, und ist infolgedessen wichtig für das eigene Identitätsverständnis (Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2004: 562). Bereits Antonovsky erläutert die zentrale Bedeutung von sozialer Anerkennung für ein starkes Kohärenzgefühl (vgl. Antonovsky 1997). Fällt diese gesellschaftliche Anerkennung weg, wird die Komponente *Bedeutsamkeit* des Kohärenzgefühls beeinträchtigt (vgl. Kapitel 3.2.1 *Das Konzept des Kohärenzgefühls*). Für Menschen mit Migrationshintergrund ist ein gesicherter Arbeitsplatz zudem eine Rechtfertigung, um im Aufnahmeland zu bleiben (Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Ein beruflicher Erfolg verhilft in einem Migrationskontext zu einer positiven Identität im Aufnahmeland. Berufliche Leistungen werden daher in den Biografien detailliert hervorgehoben, wobei betont wird, dass nicht nur die Person selbst von der Migration profitiert hat, sondern auch das Aufnahmeland. Diese Erkenntnis stärkt das Selbstvertrauen und ist daher eine wichtige emotionale Ressource.

Der Wunsch, für die Folgegenerationen etwas aufzubauen, von dem diese sowohl in materieller als auch sozialer Hinsicht profitieren können, wird ebenfalls befriedigt. Durch die Kinder und Enkelkinder, deren Lebensmittelpunkt in Österreich liegt, findet eine Orientierungsverschiebung vom Herkunfts- zum Aufnahmeland statt.

Das Gefühl, in dem Land zu leben, in dem der Lebensabend verbracht werden soll, stellt eine emotionale Ressource dar. Das bewusste *Sich-Einlassen* auf das Aufnahmeland führt zudem zu einer inneren Mobilisierung von Aktivitätspotenzialen. Es entsteht ein Interesse am Aufnahmeland, dem beispielsweise in Form von Museumsbesuchen, Lesen von Literatur über Österreich, Kontaktaufnahme zu der autochthonen Bevölkerung und damit verbunden Spracherwerb nachgegangen wird.

Das Empfinden, gesellschaftlich anerkannt und von der Mehrheitsbevölkerung unterstützt zu werden, bestärkt eine positive Doppelzugehörigkeit (vgl. Reinprecht 2006), wobei insbesondere das Bindungsgefühl zum Aufnahmeland hervorgehoben werden muss. Dieses führt zu einem Gefühl des *Angekommenseins*, welches mit einem positiven Zugang zur Aufnahmegesellschaft einhergeht und somit Auswirkungen auf die subjektiv empfundene Lebensqualität hat (vgl. Schenk 2007). Eine positive Identifizierung mit dem Aufnahmeland kann auch durch eine bewusste Abgrenzung zu anderen MigrantInnengruppen bzw. Phasen der Migration zum Ausdruck kommen. Durch diese Abgrenzungsprozesse vermittelt die Biografin/der Biograf, dass sie/er selbst der *In-group* hinzuzuzählen ist, während neu zugewanderte Personen dieser nicht angehören. Es wird betont, dass der Staat Österreich von ihrer/seiner Migration profitiert hat, da regelmäßig Steuern gezahlt wurden und ein wertvoller wirtschaftlicher Beitrag geleistet wurde. Durch eine Abgrenzung von anderen MigrantInnengruppen – die mit Belastungen für das Sozialsystem assoziiert werden – wird die eigene Leistung hervorgehoben.

***Profit durch die Migration:*** Die Entwicklung eines Bewusstseins dafür, welche Optionenvielfalt durch eine Migration möglich wurde, führt zu einer positiven Evaluierung dieses Lebensprojekts. Das Wissen, von der Migrationsentscheidung profitiert zu haben, hebt demnach das subjektive Wohlbefinden im Alter. Die Bewertungen des Gewinnes durch eine Migration sind vielfältig. Es werden beispielsweise die wesentlich *besseren Bildungs- sowie Arbeitsmöglichkeiten* für Kinder und Enkelkinder genannt, die im Herkunftsland nicht gegeben waren. Das zeigt, das Projekt Migration wird auch über die eigenen Kinder evaluiert. Eine entbehrungsreiche Zeit und ein geringes soziales Ansehen können demnach durch den sozialen Aufstieg der Folgegenerationen kompensiert werden (vgl. Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Nicht nur ein sozialer Aufstieg über die Kinder wird als Gewinn verbucht, sondern auch das *gut ausgebaute Gesundheitssystem* in Österreich. Von diesem kann die im Aufnahmeland lebende Familie profitieren. Das gut ausgebaute Gesundheitssystem wird zudem als ein Grund angeführt, sich gegen eine Remigration in das Herkunftsland entschieden zu haben und im Alter in Österreich geblieben zu sein.

Ein wichtiger Indikator für das subjektive Wohlbefinden im Alter ist, durch eine Migration in vielen Lebensbereichen profitiert und somit den Lebensstandard verbessert zu haben. Es stärkt zudem das Selbstvertrauen, die durch eine Migration ermöglichte Optionenvielfalt adäquat genützt zu haben. Der Blick zurück auf die eigene Biografie geht mit dem Gefühl einher, durch eigene Leistung und Fleiß den präsenten Lebensstandard aufgebaut zu haben. *Getätigte Investitionen* wie beispielsweise eine Immobilie im Herkunfts- oder Aufnahmeland sind ein Indikator für den erarbeiteten Erfolg. Neben den akquirierten materiellen Ressourcen wird der geistige Profit durch die Migration hervorgehoben. Die *Erweiterung des geistigen Horizonts*, der routinierte Umgang mit Menschen unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeiten und das Erlernen von Sprachen können hier als Beispiele genannt werden. Ein weiterer Profit durch

die Migration ist das *Gefühl der Sicherheit* im Aufnahmeland. Dieses war im Herkunftsland oft nicht gegeben und mitunter ein Auslöser für die Migration. Als Indikator für Sicherheit wird zum einen die niedrige Kriminalitätsrate in Österreich hervorgehoben und zum anderen die Möglichkeit, sich politisch engagieren zu können, ohne mit Ahndung rechnen zu müssen. Es wird der persönliche Gewinn betont, in einem Land zu leben, in dem eine *freie Meinungsäußerung* möglich ist. Gesellschaftlich partizipieren zu können, wird nicht als selbstverständlich gesehen. Es wird als eine wichtige persönliche Errungenschaft bewertet.

***Umgang mit komplexer Unsicherheit:*** MigrantInnen können im Alter verstärkt mit *komplexer Unsicherheit* konfrontiert sein (vgl. Reinprecht 2006, 2012). Unter komplexer Unsicherheit wird das Zusammentreffen verschiedener Formen von Unsicherheiten – Ungesicherheit, Ungewissheit, Ungeschütztheit<sup>20</sup> – verstanden. Bereits im Lauf ihrer Migrationsgeschichte sind Menschen verstärkt mit Unsicherheit auf rechtlicher, sozialer und ökonomischer Ebene konfrontiert. Ihr Deprivationsrisiko ist im Vergleich zur autochthonen Bevölkerung höher und die Möglichkeit gesellschaftlich zu partizipieren geringer (vgl. Reinprecht 2006). Im Alter verstärken sich diese Bedrohungen meist. Durch die Migrationsbiografie wurden bereits in der Vergangenheit Strategien entwickelt, um mit diversen Unsicherheitsformen umzugehen. Diese erlernten Taktiken können im Alter sehr hilfreich sein. Das heißt, in der Vergangenheit Herausforderungen bewältigt zu haben, wappnet für zukünftige Problemstellungen. Der Optimismus, für bevorstehende Probleme adäquate Mittel mobilisieren zu können, wird im Konzept der Salutogenese als die Komponente *Handhabbarkeit* beschrieben (vgl. Antonovsky 1997; Bengel et al. 2001). BiografInnen erzählen, den Glauben an die Bewältigbarkeit von Herausforderungen durch ihre Migrationsgeschichte erworben zu haben. Die Migrationserfahrung fördert demnach die Fähigkeit, mit unvorhergesehenen Situationen umzugehen. Das Vermögen, sich mit Herausforderungen arrangieren zu können und auf diese aktiv sowie flexibel einzugehen, wurde durch die Lebensgeschichte erlernt. Die Eigenschaft der Flexibilität und der Mut, mit Ungewissheiten und Unsicherheiten umzugehen, können bis ins Alter bewahrt werden und stellen gerade in dieser Lebensphase eine wichtige Ressource dar. Zukünftige Szenarien, wie eine drohende eingeschränkte Mobilität, der Umgang mit Krankheiten oder das Verlassen des vertrauten Wohnumfelds und der Umzug in eine betreute Einrichtung, sind aufgrund des bisher Erlebten weniger bedrohlich und werden als bewältigbar klassifiziert.

Eine Orientierung an einem religiösen Glaubenssystem (vgl. Faltermaier et al. 1998: 26) stellt eine wichtige kognitive Ressource dar, um in einem Migrationskontext mit komplexer Unsicherheit umzugehen. Der Glaube wird als Heimat bezeichnet und bietet ein Orientierungssystem, das Sicherheit vermittelt. Die Wertevorstellungen werden durch eine gelebte Religion geprägt, und diese bieten einen Verhaltensleitfaden, der in der Migration besonders hilfreich sein kann. Die Konfrontation mit unbekanntem Wissenssystemen und Kulturmustern (vgl.

---

<sup>20</sup> Eine detaillierte Darstellung dieses Konzepts ist bei Reinprecht (2006) sowie in dieser Dissertation unter Kapitel 2.4 *Der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand* zu finden.

Schütz 2002) kann durch die Orientierung am eigenen religiösen Bezugssystem eine innere Stabilität geben. Hinzu kommt, dass in der Migration ein sozialer Anschluss an Gleichgesinnte gefunden werden kann. Dieses Netzwerk kann gerade in der Anfangsphase der Migration bei einer Arbeits- bzw. Wohnungssuche sehr hilfreich sein. Antonovsky (1997) umschreibt die Fähigkeit des Menschen, Herausforderungen in seinem Leben als sinnvoll zu erleben und diese anzunehmen, mit dem Begriff *Bedeutsamkeit*. Der Glaube und die gelebte Religion stärken diese Komponente und verleihen einen inneren Halt. Es kann auch vorkommen, dass der Glaube und die Religion als wichtige emotionale Ressourcen erst in einer Extremsituation aktiviert werden. Dies kann beispielsweise während einer Flucht der Fall sein. Vor dieser lebte die Migrantin/der Migrant nicht aktiv ihre/seine Religion aus, doch durch das Erleben der Extremsituation kann diese mobilisiert und bis ins Alter zu einem bedeutsamen Resilienzfaktor werden.

***Gesellschaftliche Partizipation – soziales sowie politisches Engagement:*** GesprächspartnerInnen beschreiben eine aktive Teilhabe am gesellschaftlichen Leben als eine bedeutsame emotionale Ressource. Die Möglichkeit, sich politisch und sozial engagieren zu können, wird als eine neue Errungenschaft erlebt, da im Herkunftsland – aufgrund von Repressionen und diktatorischen Strukturen – keine gesellschaftliche Partizipation möglich war. BiografInnen, die in ihrem Herkunftsland einer ethnischen Minderheit angehörten und unterdrückt wurden, können sich in Österreich aktiv für ihre ethnische Gruppe einsetzen. Selbiges trifft auf Menschen zu, die in ihrem Herkunftsland politisch oder aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit verfolgt wurden. Dieser Kontrast zwischen Herkunfts- und Ankunftsland und die durch eine Migration erworbene Autonomie spiegeln sich stark in der subjektiv empfundenen Lebensqualität wider. Zentral dabei ist, dass das Bedürfnis, sich für etwas einzusetzen, aktiv ausgelebt werden kann. Diese Handlungsfreiheiten zu haben, wird als eine wichtige Errungenschaft gewertet und führt zu einer positiven Evaluierung der Migration. Das Engagement selbst wird im Alter zu einer zentralen Ressource, da es psychisch und physisch aktiv hält und mit diesem ein Gefühl von sozialer Anerkennung einhergeht. Ates und Reinprecht (2013) nennen das Bedürfnis, kollektiv eingebettet Aktivitäten ausleben zu können, als bedeutenden Einfluss auf die Erzeugung von Lebensqualität und Wohlbefinden (Ates, Reinprecht 2013: 41). Durch diese Form der gesellschaftlichen Partizipation findet auch ein intragenerationeller Kontakt statt, der den Wunsch, die eigene Lebenserfahrung an die jüngere Generation zu vermitteln, befriedigt. In der Migration die Möglichkeit zu haben, sich politisch bzw. sozial engagieren zu können, wird also in vielerlei Hinsicht als „Jungbrunnen“ erlebt.

***Aneignung von sozialer Kompetenz:*** Durch die Erfahrung der Migration wurde ein Verständnis für sozialen Habitus und zwischenmenschliche Beziehungen entwickelt, das ein Zurechtfinden in unterschiedlichen kulturellen Kontexten ermöglicht. Die Fähigkeit, auf Menschen differenziert eingehen sowie emphatisch reagieren zu können, wird darauf zurückgeführt, dass durch die eigene Lebensgeschichte ein weites Spektrum an Erfahrungen gesammelt wurde,

welches ein Verständnis für Menschen, die sich in ähnlichen Situationen befinden, ermöglicht. Das bedeutet, negative und entbehrungsreiche Erfahrungen können positiv transformiert werden, indem die dadurch entwickelten sozialen Fähigkeiten hervorgehoben werden. Obwohl ein sozialer Aufstieg stattgefunden hat und der Lebensstandard im Alter gehoben werden konnte, ist die in der Vergangenheit erlebte Armut nach wie vor präsent. Dadurch ist es möglich, sich in Menschen hineinzusetzen, die Vergleichbares erleben.

Hinzu kommt die erlernte Fähigkeit, sich in unterschiedlichen sozialen Systemen zurechtzufinden. Durch den mit einer Migration verbundenen Wechsel von einem sozialen Bezugssystem in ein anderes können differenzierte soziale Muster erlernt werden. Dies führt zu einer sozialen Anpassungsfähigkeit, die gerade in der Lebensphase „Alter“ sehr hilfreich sein kann. Die Hemmschwelle, medizinische Leistungen in Anspruch zu nehmen, kann dadurch beispielsweise gesenkt werden. Ängste in Bezug auf den Umgang mit Pflegepersonal können mit dem Wissen der angelernten sozialen Kompetenz abgebaut werden. Die Furcht vor einem Umzug in ein Pflegeheim kann durch die erlernten sozialen Fähigkeiten zudem abgefedert werden. Diese stellen also definitiv eine wichtige emotionale Ressource dar, die durch den Prozess der Migration erlernt wurde und im Alter eine Hilfestellung bietet.

**Aufbau von sozialen Netzwerken:** Allgemeiner Kanon sowohl in der Alters- als auch in der Migrationsforschung ist, dass soziale Netzwerke für eine positiv empfundene Lebensqualität von großer Bedeutung sind (vgl. beispielhaft Reinprecht 2006: 93; Sahyazici et al. 2012: 184; Baykara-Krumme 2012: 256; Hartung 2011). In vielen Lebenslagen sind soziale Ressourcen, insbesondere in Form von Netzwerken, unabdingbar (z. B. bei der Suche nach einem Arzt oder einer Wohnung, bei Problemen mit der Sprache usw.). Der Zugang zu diesen variiert bei Personen mit Migrationshintergrund nach Herkunft, Geschlecht, Alter und sozialer Zugehörigkeit (Reinprecht 2006: 92). Reinprecht (2006) betont die zentrale Bedeutung sozialer Ressourcen in der Migration: „Angesichts der zahlreichen Gefährdungen, denen das Älterwerden ‚in der Fremde‘ ausgesetzt ist, wird sozialen Ressourcen (familiäre und verwandtschaftliche Netzwerke, nachbarschaftliche Kontaktkreise, ethnische Bezugsgruppen) in Migrationsprozessen eine besondere Brücken-, Stütz- und Schutzfunktion für alltagsbezogene Bewertungs- und Lösungsansätze zugeschrieben. Die Verfügbarkeit über Netzwerke gilt als ein Indikator für soziale Integration, als Ressource für soziale Unterstützung sowie als Fundament subjektiven Wohlbefindens“ (ebd.: 93). Die starke Bedeutung von sozialen Netzwerken für die subjektive Lebensqualität von älteren MigrantInnen wird in dieser Studie bestätigt.<sup>21</sup> Im Migrationskontext ist die Familie die bedeutendste Ressource (vgl. ebd.; Zimmermann 2012; Dietzel-Papakyriakou, Olbermann 1996; Kirkcaldy et al. 2006). Der Lebenspartner/Die Lebenspartnerin und die eigenen Kinder werden als wichtige emotionale Stütze genannt, die für eine positive Lebensqualität verantwortlich ist. Die GesprächspartnerInnen betonen die Reziprozität dieser Beziehungen. Die Betreuung der Enkelkinder

---

<sup>21</sup> Eine detaillierte Zusammenfassung von wissenschaftlichen Beiträgen zu sozialen und personellen Ressourcen ist in Kapitel 3.6.1 *Soziale und personelle Ressourcen* zu finden.

wird als sinnstiftend und wertvoll erlebt und geht mit dem befriedigenden Gefühl einher, dass im Fall des Bedarfs (zum Beispiel bei einer Krankheit, einem Unfall oder dem Verlust des Lebenspartners/der Lebenspartnerin) die Kinder- und Enkelgeneration ein emotionales und finanzielles Auffangnetz bieten wird. Eine gute und stabile Beziehung mit dem Ehepartner/der Ehepartnerin, mit dem die Entscheidung zu und das Leben in der Migration geteilt wurden, fungiert ebenfalls als wichtige emotionale Ressource. Er/Sie gaben Stabilität in den unsicheren Zeiten der Migration. Die Erwartung, dass diese Unterstützung auch bei den Herausforderungen, die das Alter mit sich bringt, gegeben sein wird, lässt optimistisch in die Zukunft blicken. Geschwister werden ebenfalls als wichtige soziale Stütze im Alter genannt. Diese sind teilweise im Herkunftsland verblieben und nehmen in Form von transnationalen Bezügen eine Brückenfunktion zu diesem ein. Heimweh- und Einsamkeitsgefühlen kann dadurch entgegengewirkt werden. Geschwister, die ebenfalls nach Österreich migriert sind, vermitteln ein Sicherheits- und Vertrautheitsempfinden. Der regelmäßige Kontakt zu und der Austausch mit den Brüdern und Schwestern sind Konstanten im Leben, die durch ihre Regelmäßigkeit gerade im Alter Stabilität vermitteln und somit eine bedeutende Ressource bilden. Auf die zentrale Bedeutung der ethnischen Community wurde bereits hingewiesen (siehe Kapitel 2.5 *Erfahrung der Migration – ein Potenzial im Alter(n)?* und Kapitel 3.6 *Ressourcen im Alter und in der Migration*). Das soziale Netzwerk, das diese bietet, wird als besonders beständig beschrieben. In Zeiten der Not (beispielsweise bei Krankheit oder Arbeitsverlust) hat sich das Netzwerk der ethnischen Community oft als verlässlich erwiesen. Die Annahme, dass dieses auch bei altersbedingten zukünftigen Problemen greifen wird, ist gegeben. Diese Kontakte werden sowohl informell in Form von gegenseitigen Besuchen und Treffen als auch in Vereinen gepflegt. Netzwerke mit der autochthonen Bevölkerung werden zudem in den Interviews beschrieben. Diese dienen als wichtige Ressource, da sie eine Brückenfunktion zu der Aufnahmegesellschaft haben. Durch Beziehungen mit der autochthonen Bevölkerung kann die Entscheidung, den Lebensabend im Aufnahmeland zu verbringen, erleichtert werden.

***Selbstverwirklichung leben können:*** Das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung wird als ein wichtiger innerer Antrieb beschrieben. Nicht vorhandene Strukturen für ein selbstbestimmtes Leben im Herkunftsland können ein Auslöser für eine Migration (Pull-Faktor) sein. Handlungsspielräume zu schaffen und leben zu können, ist für eine positive Lebensführung zentral. In dem *Capability-Ansatz* nach Sen und Nussbaum (1997) wird dem bedeutenden Stellenwert eines autonomen Lebens Rechnung getragen. Er besagt, dass für eine positive Lebensqualität Handlungsspielräume geschaffen und Selbstverwirklichungsansprüche befriedigt werden müssen. Reinprecht (2006) untermauert in seinen Studien zu älteren MigrantInnen diese Thesen:<sup>22</sup> Ältere Menschen in der Migration sprechen von einer positiven Lebensqualität, wenn sie ihre Potenziale aktiv und selbstbestimmt ausleben können. Ein aktives

---

<sup>22</sup> Dem Theorieteil dieser Dissertation ist eine detaillierte Zusammenfassung des Capability-Ansatzes sowie der Studien Reinprechts zu entnehmen (siehe Kapitel 3.4 *Lebensqualität* sowie 3.5 *Resilienz und Coping-Strategien*).

Leben von Handlungs- sowie Autonomieoptionen wird erst durch eine Migration möglich. Die strukturellen Gegebenheiten, mit denen Personen im Herkunftskontext konfrontiert waren, verhinderten ein Ausleben der Autonomiebedürfnisse. Eine autonome Lebensführung ist in einem repressiven, diktatorisch geführten Land, in dem keine Meinungsfreiheit erlaubt ist oder Handlungsfreiheiten aufgrund von Minderheitenzugehörigkeiten eingeschränkt sind, nicht möglich. Durch eine Migration nach Österreich kann dem Bedürfnis nach Autonomie und Handlungsfreiheit nachgegangen werden. Das Bedürfnis nach Autonomie kann ein Auslöser (Pull-Faktor) für eine Migration sein. Es kann aber auch durch die Erfahrung der Migration das Verlangen nach Autonomie erst geweckt werden. In dem Herkunftsland wurden mögliche Handlungspotenziale nicht erkannt. Das Wahrnehmen von Autonomiespielräumen stellt sich daher nicht im Herkunftskontext. Im Zuge der Migration in ein anderes Land entsteht das Bedürfnis, Autonomie zu entfalten und zu leben. Als Beispiele können sinnstiftende Tätigkeiten über soziales oder politisches Engagement und das Einer-Erwerbsarbeit-Nachgehen genannt werden. Diese strukturieren den Alltag, führen zu Kontakten mit der autochthonen Bevölkerung und ermöglichen eine gesellschaftliche Partizipation. Eine berufliche Weiterentwicklung und die Möglichkeit, beruflich Verantwortung zu übernehmen, führen zu Selbstverwirklichungsgefühlen. Zudem wird die Selbstzuversicht gestärkt. Die Möglichkeit, Bildungsangebote wahrnehmen zu können und den geistigen Horizont zu erweitern, wird ebenfalls als ein wichtiger Schritt zu Selbstverwirklichung gewertet. Eine Erweiterung der Handlungsspielräume wird durch das Erlernen der Sprache des Aufnahmelandes erlangt. Der Spracherwerb, der mitunter als sehr herausfordernd und schwierig klassifiziert wird, wird daher als eine besondere Errungenschaft gewertet. Dieser ermöglicht unter anderem einen Zugang zur autochthonen Bevölkerung, zu Bildungsangeboten und Literatur. Eine berufliche Weiterentwicklung korreliert zudem mit dem Beherrschen der Sprache des Aufnahmelandes. Eine Selbstverwirklichung wird aber nicht nur über Erwerbsarbeit erreicht. Gerade in der Pension werden Hobbys und das Verfolgen von intellektuellen Interessen genannt, die eine Suche nach Selbstverwirklichung befriedigen.

## IV. Zusammenfassende Reflexion, Diskussion der Ergebnisse und Ausblick

Ziel der Studie war es, Ressourcen und Coping-Strategien zu benennen, die im Zuge des Migrationsprozesses entwickelt wurden und im Alter lebensqualitätsfördernd sind.

Dabei wurde die vorliegende Arbeit in zweierlei Hinsicht von Aaron Antonovsky inspiriert: Zum einen durch Antonovskys Perspektivenwechsel, da er den Fokus von der Entstehung von Krankheiten auf die Aufrechterhaltung von Gesundheit lenkte, und zum anderen von der Idee, sich generell die andere Seite der Medaille anzusehen, statt im Fahrwasser bereits verfasster Theorien zu fahren. Hiermit ist Folgendes gemeint: Statt die belastenden und herausfordernden Bedingungen der Migration zu beleuchten und Migration als ein Stigma anzusehen, wird nach den positiven und Resilienz erzeugenden Ressourcen gesucht, die durch die Erfahrung einer Migration entstehen. Dabei will diese Arbeit nicht in Abrede stellen, dass es diese belastenden und sozial hemmenden Faktoren gibt, die mit einer Migrationserfahrung einhergehen. Diese sind bisher in vielen Studien behandelt und analysiert worden. Nun ist es an der Zeit, die positiven Aspekte, die mit einer Migration einhergehen, zu untersuchen.

Potenziale herauszuarbeiten, die durch die Erfahrung einer Migration entwickelt werden, war lange Zeit ein Desiderat der Migrationsforschung. Wie in Kapitel *1.1.1 Migrationstheorien, ein Abriss* erläutert, gingen die klassischen Migrationstheorien (vgl. beispielhaft Hoffmann-Nowotny 1970; Esser 1980; Schütz 2002) davon aus, dass sich Wanderungsprozesse von einem abgrenzbaren Nationalstaat in einen anderen vollziehen. Das gesellschaftliche Bedürfnis, nach nationalen Grenzen zu kategorisieren, verhinderte lange Zeit den Blick auf die Potenziale und die Unterschiedlichkeit von Migrationsprozessen (Reinprecht 2006). MigrantInnen wurden als passive Gruppe klassifiziert, die im Vergleich zur autochthonen Bevölkerung Defizite aufweist (Lutz 1999; Breckner 2009; Perchinig 2010). Erst langsam ist in der Migrationsforschung ein Paradigmenwechsel (vgl. Kapitel *1.1.3 Der phänomenologische Blick auf Migration*) in dieser Frage zu beobachten. Dieser kommt beispielsweise in Forschungen über transnationale Migrationsprozesse (vgl. Pries 2015; Apitzsch 2003; Laubenthal, Pries 2012; Kapitel *1.1.4 Transnationale Migration*) zum Ausdruck. Studien, die sich mit positiven Effekten von Wanderungsprozessen befassten (vgl. Kontos 1999; Rosenthal 1999; Brockmann 2002; Reinprecht 2006; Dietzel-Papakyriakou 2005, 2012; Baykara-Krumme et al. 2012: 11), betonen die enorme Wichtigkeit zukünftiger qualitativ-lebensweltlicher Forschung zu diesem Themenbereich. Die vorliegende Dissertation möchte hier einen Beitrag leisten.

Durch den demografischen Wandel – der eine stete Zunahme älterer Menschen, die aus dem Erwerbsleben ausgegliedert werden, mit sich bringt – hat das Thema Alter(n) in Form von gesellschaftlichen Kontroversen Eingang in Wissenschaft und Politik gefunden. Sorgen um den sogenannten Generationenvertrag in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht nehmen zu.

Ein Resultat sind Ressentiments zwischen den Generationen (Backes 2004: 88; Tesch-Römer et al. 2004). Dass das Alter, insbesondere das hohe Alter, mit gesundheitlichen Verlusten und Einbußen verbunden ist, die auf das soziale Sicherungssystem belastend wirken, kann nicht negiert werden. Ein Fokussieren darauf greift allerdings zu kurz. Vielmehr müssen auch die Potenziale, die das Alter mit sich bringt, gesellschaftlich diskutiert werden (Schmitt 2004: 145). In dieser Hinsicht will die vorliegende Arbeit ebenfalls einen Beitrag leisten.

Das Thema „Alter(n) in der Migration“ ist nicht zuletzt deshalb relevant, weil es eine Verknüpfung der beiden Disziplinfelder „Migrationsforschung“ und „Gerontologie“ in sich birgt. Baykara-Krumme et al. (2012) sprechen von der Entstehung eines neuen Forschungsfelds, das von großem gesellschaftlichem und politischem Interesse ist (Baykara-Krumme et al. 2012: 16). Dieser aus der Verknüpfung der beiden Disziplinfelder resultierende Forschungsschwerpunkt ist relativ jung (vgl. Reinprecht 2006; Dietzel-Papakyriakou 2012; Baykara-Krumme et al. 2012) und wurde von der Wissenschaft bisher wenig beachtet. Sowohl in der Migrationssoziologie als auch in gesellschaftspolitischen Diskussionen wurde dieses Thema – wenn überhaupt – nur am Rande diskutiert. Dietzel-Papakyriakou (1993) kann als Pionierin auf diesem Gebiet genannt werden. Sie erforschte als eine der Ersten die Lebenssituation älterer MigrantInnen in Deutschland (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2012). Wie sie betont, ist der interdisziplinäre Charakter von Studien zu älteren MigrantInnen maßgebend: „Fragen aus der Migrationsforschung und Antworten aus der Gerontologie“, diese Formel war eine anfängliche Umschreibung der Verflechtung zweier bis dahin noch nie miteinander in Berührung gekommener Forschungsfelder“ (ebd.: 440). In dieser Arbeit wurde der Appell Dietzel-Papakyriakous aufgegriffen, indem disziplinenübergreifend theoretische Modelle in den Forschungsansatz integriert wurden.

In ihrer Definition von „Gesundheit“ rückte die WHO (1986) von dem Paradigma ab, diese primär über die Abwesenheit von Krankheit zu definieren, und leitete somit einen öffentlichen Umdenkprozess ein. Antonovskys salutogenetischer Ansatz und seine Beschreibung von der Entstehung eines starken Kohärenzgefühls können als das theoretische Fundament der WHO-Definition von Gesundheit betrachtet werden (Kolip et al. 2000: 13). Das bedeutet, der subjektiven Komponente von Gesundheit, die durch objektivierbare Aspekte wie Arbeitsbedingungen, Umweltfaktoren, Wohn- und Lebensbedingungen beeinflusst ist (Reinprecht 2006), wird eine relevante Bedeutung zugesprochen.

Das Konzept des Kohärenzgefühls nach Antonovsky war in der Welt der Wissenschaft zwar wegweisend und leitete einen Umdenkprozess ein, es war und ist aber auch vielfacher Kritik ausgesetzt (vgl. beispielhaft Franke 1997; Faltermaier 2000; Wiesmann et al. 2004). So wird beispielweise die Messbarkeit des Kohärenzgefühls angezweifelt (Geyer 2000; Faltermaier 2000). Zudem wird ein Mangel an empirischen Studien zu diesem konstatiert (Bengel et al. 2001). Untersuchungen belegen die Pufferwirkung eines stabilen Kohärenzempfindens gegenüber Stressgefühlen im Alter (vgl. Wiesmann et al. 2004: 371; Kapitel 3.6

*Ressourcen im Alter und in der Migration*). Studien, die auf die Entwicklung des Kohärenzgefühls im Alter unter migrationsspezifischen Bedingungen fokussieren, sind allerdings selten (vgl. Reinprecht 2006), obwohl MigrantInnen vom demografischen Wandel nicht ausgenommen sind. Diese Dissertation möchte im Sinn Faltermaiers (2000) einen wichtigen Beitrag zu einer *kritischen Weiterentwicklung* des Konzepts des Kohärenzgefühls leisten. Indem altersspezifische Fragestellungen mit migrationsbedingten Handlungsstrukturen verknüpft wurden, konnten Ressourcen herausgearbeitet werden, die für eine Stabilisierung eines positiven Kohärenzgefühls im Alter bedeutsam sind. Es wurde daher ein wichtiger Beitrag zum Schließen der beschriebenen Forschungslücke geleistet.

Die in dieser Dissertation untersuchte Zielgruppe sind Menschen mit Migrationshintergrund, die sich in der Lebensphase „Alter“ befinden. In diesem Zusammenhang bedeutet dies, dass die GesprächspartnerInnen (i) in einem anderen Land als Österreich geboren wurden, (ii) bereits seit mindestens 30 Jahren außerhalb ihres Herkunftslandes leben und (iii) über 60 Jahre alt sind. In Anlehnung an Wiesmann et al. (2004) wurde die Altersgrenze auf 60 Jahre und höher gelegt, da davon ausgegangen wird, dass in diesem Alter nach wie vor ein autonomes Leben geführt werden kann, allerdings altersspezifische Fragen relevant werden. In diesem Lebensabschnitt findet zudem eine intensive Reflexion der eigenen Biografie statt, in der die Erfahrung der Migration ein zentraler Bestandteil ist (vgl. Reinprecht 2006; Matthäi 2004; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011). Es wurden auch hochaltrige Menschen befragt, da diese bereits mit altersbedingten Herausforderungen konfrontiert sind und untersucht werden kann, welche Rolle die Erfahrung der Migration auf ihre alltäglichen Bewältigungsstrategien hat.

Mittels biografischer Interviews wurde die Lebenswelt der MigrantInnen selbst in den Mittelpunkt gestellt. Es wurde der Versuch unternommen, die „Sicht der Sache aus dem Blick der Sache selbst“ (Hauptert 1991: 215) wiederzugeben. Hitzler und Horner (1988) definieren den Rahmen, in den diese Arbeit einzuordnen ist: „Lebensweltforschung ist explorative (erkundende) und investigative (nachspürende) Forschung – und zwar prinzipiell“ (Hitzler, Horner 1988: 499). Anhand der biografischen Erzählungen konnten die implizit vorhandenen Handlungsstrukturen und das durch die Migration erworbene Ressourcenpotenzial herausgearbeitet werden (Lutz 1999). Wie Rosenthal (2004) postuliert, bietet das Konzept der Biografie Möglichkeiten, Problematiken des Identitätskonzepts zu umschiffen, da das Prozesshafte von Identitätskonstruktionen sichtbar wird. Zudem werden in den einzelnen Biografien transnationale Lebensräume zugänglich, die gerade in der Lebensphase „Alter“ zu einer zentralen Ressource werden (Apitzsch 2003; siehe auch Kapitel 1.1.4 *Transnationale Migration*).

Migration wird in dieser Studie im Sinne Breckners als ein Erfahrungsphänomen verstanden, für das sowohl Prägungen aus der Herkunfts- als auch aus der Ankunftsgesellschaft maßgebend sind (Breckner 2009). Wichtig ist, die Facettenhaftigkeit von Personen mit Migrationshintergrund zu berücksichtigen. Die Migrationsbevölkerung ist – wie Dietzel-Papakyriakou

schreibt – ein komplexes Mosaik „von Menschen aus unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus, Nationalitäten und Ethnien“ (Dietzel-Papakyriakou 2005: 398). Um der großen Heterogenität der Untersuchungsgruppe gerecht zu werden und da das Phänomen Migration als Lebensereignis im Mittelpunkt der Forschung steht, fand keine Fokussierung auf eine bestimmte Migrationsform statt. Im Gegenteil, es wurde eine Kontrastierung der Fälle (vgl. beispielhaft Lamnek 1995: 149; Holloway, Wheeler 1998: 92; Flick et al. 2009) vorgenommen. Das bedeutet, es wurde nach Herkunftsland, ethnischer Zugehörigkeit, Geschlecht, Migrationsgrund, Bildungsstand und familiärer Situation gestreut.

Allerdings soll an dieser Stelle auf zwei Spezifika in dieser Arbeit verwiesen werden:

*Erstens* ist die Migrationsgeschichte Österreichs nach 1945 durch das sogenannte Gastarbeitermodell stark geprägt. In diesem wurden billige Arbeitskräfte aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie der Türkei importiert, mit der Intention, sie nach gegebener Zeit wieder zurückzuschicken (Ates, Reinprecht 2013: 36). Viele dieser – als nur vorübergehend wohnhaft konzipierten – „GastarbeiterInnen“ leben bereits seit über 30 Jahren in Österreich und verbringen die Lebensphase „Alter“ in diesem Land. Es wurde daher sowohl im Theorie- als auch im Empirieteil explizit auf diese MigrantInnengruppen und ihre subalternen Positionen in der österreichischen Gesellschaft hingewiesen. Der allgemeine Gesundheitszustand älterer ehemaliger ArbeitsmigrantInnen ist beispielsweise schlechter als jener der gleichaltrigen autochthonen Vergleichsgruppe (Razum, Spallek 2012; Reinprecht 2006, 2009, 2012; Sahyazici, Huxhold 2012; Hurrelmann 2010). Ihre Tätigkeiten vorwiegend in den untersten Segmenten des Arbeitsmarkts haben gesundheitliche Spuren hinterlassen; Schmerzen des Bewegungs- und Stützapparats, Hörschäden sowie Haut- und Lungenkrankheiten sind die Folge (siehe auch Kapitel 3.3 *Gesundheit im Alter und in der Migration*).

*Zweitens* wurde der Gender-Aspekt bei der Auswertung der Gespräche mitberücksichtigt. Das bedeutet, es wurde nach frauenspezifischen Hürden und Konflikten aber auch Potenzialen gesucht, die mit einer Migrationserfahrung einhergehen. Lange Zeit wurden Frauen, wenn überhaupt, nur marginal in migrationspezifischen Studien einbezogen. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass Frauen als passiv den Männern folgend klassifiziert wurden bzw. der informelle Sektor (Haushalt, Kinderbetreuung, Reinigung im privaten Bereich), in dem Frauen mit Migrationshintergrund primär tätig sind, in Studien nicht berücksichtigt wurde (vgl. Lutz 2010; Kapitel 1.1.2 *Neue Perspektiven in der Migrationssoziologie*). Rezentere Studien gehen auf frauenspezifische Thematiken ein. Diese Dissertation will auch hier einen Beitrag leisten, indem Frauen weder negiert noch nivelliert werden. Es wurde vielmehr permanent auf die speziellen Gegebenheiten hingewiesen, mit denen Frauen während ihrer Migrationserfahrung konfrontiert sind. So erzählen Gesprächspartnerinnen von doppelten Diskriminierungserfahrungen während ihrer Erwerbstätigkeit. Zum einen wegen der ihnen zugeschriebenen ethnischen Zugehörigkeit und zum anderen aufgrund ihres Geschlechts. Um mit diesen beruflichen Barrieren umgehen zu können, entwickelten sie eine starke Fähigkeit

der Flexibilität. Von dieser profitieren sie auch in der Lebensphase „Alter“, beispielsweise wenn sie mit dem zukünftigen Szenario eines Umzugs in eine altersgerechte Wohnung konfrontiert werden. Hervorzuheben ist auch die von den Frauen genannte Möglichkeit, durch eine Migration den patriarchalischen Strukturen ihres Herkunftslandes entkommen zu sein. Erst dadurch konnten sie Rechte nach einer Scheidung einfordern, sich beruflich selbst verwirklichen und ein autonomes und von einem Mann unabhängiges Leben führen. Ressourcen, die bei einem Verbleib im Herkunftsland nicht erschlossen worden wären.

Den Begriff *Alter* soziologisch zu definieren, erweist sich als herausfordernd. Im Theorieteil ist dieser Problematik ein eigenes Unterkapitel gewidmet (vgl. Kapitel 2.1 *Alter(n), ein undefinierbarer Begriff?*). In westlichen, industrialisierten Ländern wird diese Lebensphase durch gesetzliche Regelungen wie beispielsweise den Eintritt in die Pension markiert (vgl. Backes, Clemens 2000: 8). Allerdings werden Lebensläufe und Biografien immer differenzierter und heterogener; sie entziehen sich einer Prognostizierbarkeit (vgl. Hitzler, Honer 1988). Hinzu kommt, dass Menschen gleichen Alters unterschiedlich altern können (vgl. Kruse, Wahl 2010; Ding-Greiner, Lang 2004). Die Lebensphase „Alter“ unterliegt daher immer auch gesellschaftlichen Konstruktionsprozessen (Amann 2008: 56). Um diese sichtbar zu machen, wurden im Theorieteil dieser Dissertation Altersbilder beschrieben, die in der heutigen Gesellschaft vorherrschend sind (vgl. Kapitel 2.2 *Alter(n)sbilder und Alter(n)svorstellungen in der heutigen Gesellschaft*). Diese können je nach Herkunftskultur stark variieren (vgl. Kruse et al. 2004). In den biografischen Gesprächen wurden Selbst- und Fremdbilder ebenfalls untersucht. Dabei zeigte sich, dass die gesellschaftlich tradierten Altersstereotype des Aufnahmelandes von jenen des Herkunftslandes abweichen können (vgl. auch Reinprecht 2006; Zimmermann 2012). In der Kindheit sozialisierte Alterserwartungen (wie in diesem Fall die Betreuung der Enkelkinder) wurden durch das Leben in der Migration hinterfragt. Eine Gesprächspartnerin distanziert sich ganz bewusst von ihrer Peergroup im Herkunftsland, die gemäß den gesellschaftlichen Ansprüchen die Kinderbetreuung übernimmt. Sie empfindet durch ihre Emanzipation von den Alterserwartungen ihres Herkunftslandes einen Freiheits- und Autonomiegewinn in der Migration.

Wie in Kapitel 6.4 *Die Sichtweise auf die Lebensphase Alter und der Blick zurück auf die Biografie* beschrieben wird, übt die Erfahrung der Migration einen Einfluss auf das Altersselbstbild der GesprächspartnerInnen aus. Dabei zeigte sich, dass dieses Lebensereignis als eine wichtige innere Bereicherung wahrgenommen wird. Die Zugehörigkeit zu zwei Kultursystemen und das Wissen um den verschiedenen kulturellen Habitus wird als ein Vorteil gewertet, der in der Lebensphase Alter zum Tragen kommt. Von dem im Lauf des Lebens gesammelten Erfahrungsschatz kann im Alter profitiert werden, indem er zu einer inneren Stabilität und Zufriedenheit führt, wodurch ein in sich konsistentes und kohärentes Selbstbild im Alter entsteht.

Da Antonovsky in seinem Modell der Salutogenese eine Definition von subjektiver Gesundheit schuldig bleibt, erfolgt diese in der vorliegenden Dissertation über das Konzept von Lebensqualität gemäß dem Capability-Ansatz nach Sen und Nussbaum (1997). Im Capability-Ansatz werden in der Autonomie und Handlungsfreiheit von Menschen, ihr Leben aktiv und selbstbestimmt gestalten zu können, Ressourcen gesehen, die für eine positive Lebensqualität ausschlaggebend sind (vgl. Nussbaum 1997; Reinprecht 2006).

Bereits durchgeführte Vergleichsstudien zur Lebensqualität von Personen mit und ohne Migrationshintergrund zeigen, dass die Erfahrung der Migration einen Einfluss auf das Lebensqualitätsempfinden im Alter hat (Reinprecht 2009: 267). Dieses Lebensereignis wird auch im Prozess des Alterns als bedeutende beeinflussende Komponente beschrieben. Dietzel-Papakyriakou schreibt dazu: „Geht man von der Annahme aus, dass das Alter in einem Lebenskontinuum zu sehen ist, dann prägt die Migration als zentrale Lebenserfahrung den Alternsprozess mit“ (Dietzel-Papakyriakou 2005: 397). Reinprecht (2006), Sahyazici und Huxhold (2012) sowie Eichler (2008) weisen in ihren Arbeiten auf die Entwicklung von Widerstandsressourcen und ein starkes Resilienzempfinden hin, das durch die Lebenserfahrung der Migration gebildet wurde. Die vorliegende Dissertation ergänzt und fundiert die Ergebnisse der Studien zu diesem Forschungsfeld, da Ressourcen, die durch eine Migrationserfahrung entstehen und sich konkret auf das Lebensqualitätsempfinden im Alter auswirken, benannt und kategorisiert werden (siehe Kapitel 6. *Darstellung der Ergebnisse*).

Die Einteilung – der auch bei der Ergebnispräsentation gefolgt wurde – nach einem *Herkunfts- und Ankunfts-kontext*, einer *Reflexion der eigenen Biografie und Narrativen des Migrationsprozesses* wurde aus dem Forschungsmaterial entwickelt. Das bedeutet, es werden die von den GesprächspartnerInnen genannten zentralen Lebensereignisse aufgezeigt, die einer intensiven Reflexion unterzogen wurden. Den jeweiligen Kapiteln folgen Zwischenfazit, denen eine Zusammenfassung der Ergebnisse zu entnehmen ist. An dieser Stelle wird darauf hingewiesen, dass die – durch diese Vorgehensweise entwickelten – Kapitel stark in ihrer Länge variieren.

Der *Herkunfts-kontext*, also die Ausgangssituation vor der Migration nach Österreich, spielt im Alter bei einer Evaluierung der eigenen Biografie eine wichtige Rolle. Es konnten Ressourcen herausgearbeitet werden, die sich konkret auf das Herkunftsland und die Lebenssituation vor der eigentlichen Migration beziehen. Diese wurden unter den Ressourcen des *erfolgreichen Umgangs mit Armut, dem Umgang mit dem eigenen Minderheitenstatus und der Erkenntnis, dass Bildung und aktives Lernverhalten ein Exit aus der Armutsfalle sind*, subsumiert. Interessant ist, dass sich Ressourcen zwar auf einen Herkunfts-kontext beziehen, sich aber erst durch die Migrationserfahrung bzw. in der Lebensphase Alter entwickeln können. Bei einer empfundenen *Alternativlosigkeit zur Migration* (wie im Fall einer Flucht) sowie bei der Erfahrung einer *Binnenmigration* ist dies beispielsweise der Fall. Bei einer Fluchterfahrung findet durch die Migration eine psychische Entlastung statt, die sich positiv auf die Resilienz

auswirkt. Das Erlebnis der Flucht kann dennoch über viele Jahre eine traumatisierende Wirkung haben. Im Alter und mit einiger Distanz kann sie in eine Widerstandsressource umgewandelt werden, die lebensqualitätsfördernd ist. Das Wissen, in der Vergangenheit überlebt zu haben, wird als hilfreich beschrieben, um mit drohenden zukünftigen herausfordernden Szenarien umzugehen. Bei einer Binnenmigration, die einer Migration zwischen Nationalstaaten vorausgeht, wurden bereits Coping-Strategien entwickelt, die zu einem späteren Zeitpunkt (also in der Migration zwischen Nationalstaaten) nützlich sind.

Der *Ankunftskontext*, mit dem die ersten Jahre in der Migration gemeint sind, wurde bei einer Retrospektive auf das eigene Leben als stark prägend klassifiziert. Die ersten Eindrücke, Faszinationen, Erlebnisse und Enttäuschungen sind in den Erzählungen sehr präsent. Es konnten zwei Ressourcen herausgearbeitet werden, die einen starken Bezug zu der Ankunftszeit aufweisen: zum einen die *Fähigkeit zu Anpassungsleistungen und zu Flexibilität* und zum anderen *der Umgang mit Enttäuschungen und dem Lernen aus Fehlern*. Wie im theoretischen Teil dieser Dissertation erörtert, sieht Han (2010) in dem Akkulturationsstress, dem MigrantInnen im Einwanderungsland ausgesetzt sind, eine gesundheitliche Belastung (vgl. Kapitel 3.3 *Gesundheit im Alter und in der Migration*). In den durchgeführten narrativen biografischen Interviews beschreiben GesprächspartnerInnen diesen Akkulturationsstress sowie eine anfängliche Überforderung aufgrund von Umstellungs- und Anpassungsprozessen. Es ist allerdings wichtig hervorzuheben, dass rückblickend im Alter dieser oft mühsame Prozess für eine persönliche Weiterentwicklung sowie für eine Stärkung des Selbstvertrauens und des Resilienzempfindens als bedeutsam gewertet wird. Damit ist Folgendes gemeint: Durch eine Migration kann das „Denken-wie-üblich“ (vgl. Schütz 2002) aus den Fugen geraten, da die bisherigen Verhaltensmuster nicht greifen. Erfolgt eine erfolgreiche Adaptierung an die neue Lebensumgebung, dann entwickeln sich im Zuge dieses Adaptionsprozesses Ressourcen, die bis ins Alter eine wichtige Funktion haben. Eine gewonnene Fähigkeit zur Flexibilität kann hier als Beispiel genannt werden, und diese wird gerade in der Lebensphase „Alter“ als eine wichtige Eigenschaft bezeichnet. Diese ermöglicht erst ein Wahrnehmen und Erkennen von Gelegenheitsstrukturen, die in weiterer Folge in stärkende Ressourcen umgewandelt werden können. Der von Sen und Nussbaum (1997) beschriebene Capability-Ansatz rundet dieses Bild ab, denn Grundvoraussetzungen dafür sind Handlungsfreiheit und Autonomie. Durch die Erfahrung der Migration und die damit verbundenen erlebten Barrieren und Hürden kann bei einem guten Resilienzvermögen die Fähigkeit geschärft werden, Opportunitätsstrukturen wahrzunehmen. Das Vermögen, vergangene Entscheidungen als einen natürlichen Prozess in der Biografie zu reflektieren, also nicht mit Fehlentscheidungen zu hadern, sondern diese als notwendige Schritte, um zu einer besseren Erkenntnis zu gelangen, zu sehen, ist eine Ressource, die ebenfalls in einem Zusammenhang mit dem Ankunftskontext genannt wurde. Beispielhaft sei an dieser Stelle ein Mann erwähnt, der seine gesamten Ersparnisse in das Herkunftsland investierte und 30 Jahre lang an seine Rückkehr festhielt. Erst kurz vor der Pension gestand er sich ein, dass sein Lebensmittelpunkt bis zu seinem Ableben in Wien sein

wird. Er reflektiert über die getätigten Fehlinvestitionen im Herkunftsland ohne Frustrationsgefühle im Alter, da diese von ihm in der Vergangenheit als notwendig betrachtet wurden. Dieses Beispiel zeigt, dass durch die Erfahrung der Migration die Prozesshaftigkeit der Biografie als gegeben angesehen wird. Dieses Akzeptierenkönnen von ungeplanten und unvorhergesehenen Ereignissen im Leben wird von den GesprächspartnerInnen als ressourcenstärkend beschrieben.

Im Themenkomplex *Reflexion der eigenen Biografie* wurden in einem Zwischenfazit vier Ressourcen identifiziert: Mit *prägenden Erfahrungen und Begegnungen* werden zum einen Flucht- und Diskriminationserfahrungen zusammengefasst. Das Wissen, in der Vergangenheit aktiv traumatisierende Erlebnisse überwunden und gegen Benachteiligung angekämpft zu haben, stärkt das Vertrauen darauf, die eigene Zukunft aktiv mitgestalten zu können. Zum anderen sind damit positive Erfahrungen und Begegnungen mit prägenden Persönlichkeiten gemeint. Eine *Werteverschiebung von materiellen zu postmateriellen Werten* meint das Fokussieren auf funktionierende soziale Beziehungen und einen guten gesundheitlichen Zustand, der eine autonome Lebensführung ermöglicht. Das *Gefühl der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit im Alter* wurde in der Vergangenheit manchmal hart erkämpft bzw. erst durch eine Migration möglich. Im theoretischen und empirischen Teil dieser Arbeit wurde bereits dargestellt, dass eine autonome Lebensführung für eine positive Lebensqualität im Alter von zentraler Bedeutung ist (vgl. Kapitel 3.4 *Lebensqualität* und Kapitel 3.6.4 *Autonomie und Handlungsfreiheit*). Die *innere Bereicherung durch transnationale Migrationsbezüge* wird im Alter als eine Ressource bezeichnet, die für eine positive Lebensqualität ausschlaggebend ist. Sowohl das physische Pendeln durch Formen von *plurilokaler Sesshaftigkeit* (Laubenthal, Pries 2012: 385) als auch das emotionale Pendeln, welches beispielsweise durch ein Engagement in Kulturvereinen zum Ausdruck kommt, wird als eine wichtige Ressource genannt. Eine Doppelzugehörigkeit (vgl. Reinprecht 2006) wird demnach als ein Vorteil klassifiziert, der den eigenen Kindern sowie Enkelkindern weitergegeben werden soll. Dabei wurde das Leben von Transnationalität nicht bewusst gewählt, viel eher wachsen MigrantInnen durch ihre Biografie in transnationale Bezüge hinein (vgl. Krumme 2004: 151). Esser kritisiert das Konzept der Transnationalität (vgl. Esser 2003, 2004). Er sieht in diesem nur insofern eine ethnische Ressource, als es eine fehlgeschlagene strukturelle Assimilation (Erwerb von Bildungsqualifikationen und Fußfassen am Arbeitsmarkt) kompensieren soll; der Wunsch nach einer gesellschaftlichen Integration ist nach wie vor gegeben. Diese kann aber nicht nationalstaatenunabhängig vollzogen werden, da Bildungsqualifikationen und der Arbeitsmarkt mit dem jeweiligen Land zusammenhängen (Esser 2003: 19). In den Gesprächen wurden Hürden am Arbeitsmarkt, eine – dem Bildungsabschluss entsprechende – Stelle zu finden, eingehend beschrieben. Zwei Frauen, die beide einen akademischen Abschluss haben und wissenschaftlich tätig sein wollten, konnten keine Erwerbsarbeit in ihrem Interessens- und Qualifikationsbereich finden. Die von Esser beschriebenen Reaktionen auf Schließungsprozesse seitens der Aufnahmegesellschaft konnten anhand ihrer Lebensgeschichten gut

nachvollzogen werden. Dennoch ist es zu kurz gegriffen, die beiden Konzepte (Assimilation und Transnationalismus) einander antagonistisch gegenüberzustellen. Die Biografien zeigen, dass der Wunsch nach einer erfolgreichen strukturellen Assimilation bestehen kann, und Transnationalismus keine Alternative, sondern eine Ergänzung zu dieser ist. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn Kontakt zur Aufnahmegesellschaft besteht, eine Alternative zum ursprünglichen Berufswunsch gefunden wurde und dennoch transnationale Lebensräume bis ins Alter beibehalten werden. Das bedeutet, Transnationalismus ist nicht nur dann eine Ressource – wie Esser (2003) postuliert –, wenn die strukturelle Assimilation gescheitert ist, sondern auch bei einer erfolgreichen Integration in den Arbeitsmarkt und die Gesellschaft des Aufnahmelandes.

Der umfangreichste Teil der Ergebnisdarstellung ist das Kapitel 6.5 *Narrative des Migrationsprozesses*. Für eine bessere Nachvollziehbarkeit der Analysen erfolgte die Darstellung der Gesprächsanalysen durch Narrative der resilienzerzeugenden Verhaltens- und Einstellungsmuster. Diese wurden den vier Ressourcenkategorien (*strukturelle und ökonomische Ressourcen, soziale und personelle Ressourcen, kognitive und emotionale Ressourcen, Autonomie und Handlungsfreiheit*) zugeordnet. Bereits im Zuge der Literaturrecherche wurde offensichtlich, dass nur teilweise auf vorhandene soziologische Ressourcenkategorien rekurriert werden kann. Es wurde daher auf kein bereits bestehendes Ressourcenschema zurückgegriffen. Viel eher wurden Teile aus verschiedenen Ressourcenkategorien zu einem neuen Modell zusammengesetzt. Die vier in dieser Dissertation angewendeten Ressourcenkategorien entwickelten sich also sowohl aus der Literaturrecherche als auch aus dem eigenen Forschungsmaterial. Daraus folgend wurde diese Ressourceneinteilung sowohl im theoretischen als auch im empirischen Teil angewandt.

Insbesondere die beiden letztgenannten Kategorien kognitive und emotionale Ressourcen (vgl. Faltermaier et al. 1998) sowie Autonomie und Handlungsfreiheit (vgl. Sen 1997; Nussbaum 1997; Reinprecht 2006) wurden durch eine Beantwortung der salutogenetischen Fragestellung nach Antonovsky (1997) mit dem Capability-Ansatz nach Sen und Nussbaum (1997) manifest. Es zeigte sich bei der Zuweisung der Narrative zu den jeweiligen Ressourcenkategorien, dass eine klare Trennschärfe zwischen kognitiven und emotionalen Ressourcen sowie der darauffolgenden Kategorie Autonomie und Handlungsfreiheit nicht einhaltbar ist. Die Grenzen sind zu verschwommen, um klare Kategorisierungen vornehmen zu können. Es wurde dennoch an den jeweiligen Ressourcenkategorien festgehalten, da diese zwei unterschiedliche Aspekte einer positiven Lebensqualität abbilden. Durch eine positive Einstellung zum Leben und den damit verbundenen Schicksalsschlägen wird ein Mobilisieren von Ressourcen erst möglich. Es handelt sich also bei kognitiven und emotionalen Ressourcen um eine endogene Kategorie (vgl. Staudinger, Greve 2001). Die für eine positive Lebensqualität notwendigen Ressourcen Autonomie und Handlungsfreiheit können sich erst in einem passenden Umfeld entwickeln.

Das heißt, ohne ein ressourcenstärkendes Umfeld ist das Entwicklungspotenzial einer positiven Lebensqualität nicht möglich. Die Fähigkeit, die eigenen Autonomie- und Handlungspotenziale zu erkennen, lässt allerdings auf eine positive Lebenseinstellung und reflektierte Geisteshaltung schließen. Das zeigt, beide Ressourcenkategorien ergänzen und überschneiden einander, und daher ist eine klare Zuweisung der Narrative nicht möglich.

Studien, die sich mit Potenzialen älterer MigrantInnen auseinandersetzen bzw. subjektive Migrationserfolge messen, verweisen vorwiegend auf soziale und personelle Ressourcen (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2005; Reinprecht 2006; Sahyazici, Spallek 2012; Baykara-Krumme 2012; Brockmann 2002) sowie strukturelle und ökonomische Ressourcen (vgl. Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011), die durch Migrationsprozesse entstehen (siehe auch Kapitel 3.6 *Ressourcen im Alter und in der Migration*). Erst seit Kurzem beschreiben Forschungen kognitive und emotionale Ressourcen (vgl. Sahyazici, Spallek 2012) bzw. Autonomie und Handlungsfreiheit (vgl. Ates, Reinprecht 2013, 2015) als positive Migrationseffekte. Da die Forschungslage in diesem Bereich dünn ist und beide Ressourcenkategorien für eine Beantwortung der Forschungsfrage zentral sind, wurde im Zwischenfazit ein Fokus auf diese gelegt.

Empirische Studien zu Alter(n) im Migrationskontext zeigen, dass *soziale und personelle Ressourcen* in Form von familiären und ethnischen Netzwerken eine wichtige Funktion im Migrationskontext innehaben (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2005; Reinprecht 2006; Sahyazici et al. 2012; Baykara-Krumme 2012; Haug 2004; Brockmann 2002). In den biografischen Interviews ist dieser starke resilienzfördernde Bezug ebenfalls klar nachweisbar (*Narration: Familie ist sehr wichtig*). Nicht nur Familie und Verwandtschaft sowie erweiterte soziale Netzwerke sind soziale Ressourcen. Auch Menschen, die den Lebensweg nachhaltig prägten, fallen in diese Kategorie (*Narration: Ohne diese Menschen hätte ich es nicht geschafft*). Insbesondere bei einer Reflexion der eigenen Biografie werden Begegnungen mit beeindruckenden Persönlichkeiten beschrieben, die bis ins Alter einen positiven Einfluss auf die eigene Lebenseinstellung ausüben (*Narration: Dieser (eine) Mensch hat mich für meinen Lebensweg geprägt*).

In der Kategorie *strukturelle und ökonomische Ressourcen* wurden jene Bereiche abgedeckt, die auf eine Verbesserung des Lebensstandards durch die Migration zurückzuführen sind. Für das Aufrechterhalten von Gesundheit spielt der sozioökonomische Hintergrund eine bedeutende Rolle. Reinprecht (2009) verweist darauf, dass sich in keinem anderen Bereich die soziale Ungleichheit zwischen der autochthonen Bevölkerung und der Bevölkerung mit Migrationshintergrund stärker manifestiert als in der Fähigkeit, im Alter Gesundheit aufrechtzuerhalten (Reinprecht 2009: 271). Im Zuge der Auswertung der biografischen Interviews wurde der prozesshafte Charakter, der den ökonomischen Ressourcen innewohnt, offensichtlich. Die Verbesserung des Lebensstandards im Lauf der Zeit (*Narration: Ich habe in meinen Leben viel erreicht, wenn ich denke, wie wenig ich früher hatte, und wie gut es mir*

jetzt geht!) durch die Migrationsentscheidung stellt eine bedeutende Komponente dar. Dieser wird einerseits durch einen Vergleich mit der Peergroup, die im Herkunftsland geblieben ist, offensichtlich (*Narration: Im Vergleich zu meinen Leuten im Herkunftsland geht es mir gut, und ich bin gesund*) und andererseits durch eine Gegenüberstellung des eigenen Lebensstandards zum Zeitpunkt der Migration mit der momentanen Lebenssituation. Das berufliche Durchsetzungsvermögen in der Aufnahmegesellschaft spielt in dieser Ressourcenkategorie ebenfalls eine Rolle, ebenso wie eine berufliche Selbstverwirklichung (*Narration: Ich habe ein eigenes Unternehmen gegründet, war selbstständig und der Chef*). Die mit den ökonomischen Ressourcen in einem Zusammenhang stehenden strukturellen Ressourcen, die sich auf ein Weiterkommen im Arbeits- und Wohnungsmarkt beziehen, haben zudem eine Rückwirkung auf Identifikationsgefühle mit dem Aufnahmeland (Reinprecht 2006: 42). Daran ist zu erkennen, dass die Erwerbsbiografie einen starken Einfluss auf die Bilanzierung des Migrationsprojekts hat. Dies ist unter anderem an dem Verweis der GesprächspartnerInnen auf den in der Pension erreichten Lebensstandard zu erkennen (*Narration: Ich habe mir etwas für die Pension aufgebaut, von dem ich gut leben kann*). Das Vermögen, den eigenen Kindern und Enkelkindern durch die Migration bessere finanzielle und strukturelle Ausgangsbedingungen geben zu können, bestätigt ebenfalls einen Migrationserfolg (*Narration: Meine Kinder und Enkelkinder haben profitiert*).

*Kognitive und emotionale Ressourcen* stehen für innere Einstellungen, dass ein Bewältigen von Hürden und Hindernissen möglich ist (*Narrationen: Es ist vieles Einstellungssache, man muss das Positive sehen und darf sich nicht mit anderen vergleichen; Viel ist Schicksal, das man akzeptieren und dessen Herausforderungen man sich stellen muss*) und in diesen ein tieferer Sinn erkennbar wird. Antonovsky bezeichnet diese Komponente des Kohärenzgefühls als Bedeutsamkeit. Diese kommt beispielsweise in einem gelebten religiösen Glauben zum Ausdruck (*Narration: Der Glaube hat mich begleitet und gestärkt*). Positive Erfahrungen und Begegnungen mit der Aufnahmegesellschaft konterkarieren negative Erlebnisse und Entbehrungen in der Migration (*Narration: Ich habe viele positive Erfahrungen in Österreich gemacht*). Das Wissen, aktiv für den eigenen Wohlstand gearbeitet und zur Wirtschaftskraft des Aufnahmelandes etwas beigetragen zu haben (*Narrationen: Das Land Österreich hat von mir profitiert!; Die MigrantInnen von früher, die waren ehrlicher und fleißiger!*), verleiht Selbstsicherheit im Alter. Hinzu kommt der Blick zurück auf die eigene Biografie, der zeigt, zu welchen Leistungen die eigene Person fähig ist (*Narration: Wenn man so viel erlebt hat wie ich, dann wird einem bewusst, was man schaffen kann, das gibt mir Kraft*). Durch die Erfahrung der Migration den eigenen geistigen Horizont erweitert (*Narration: Ich habe mich immer für die österreichische Bevölkerung, das Land und Intellektuelles interessiert*) und Empathie für Menschen entwickelt zu haben (*Narration: Ich habe ein starkes Verständnis für andere Menschen und Kulturen entwickelt*), wird als bedeutende Ressource beschrieben.

In der Kategorie *Autonomie und Handlungsfreiheit* wurden jene Narrative subsumiert, die sich auf eine aktive Gestaltung des eigenen Lebens beziehen (*Narrationen: In meiner Geburtsstadt wurde ich als Minderheit diskriminiert, in Wien konnte ich mich endlich entwickeln; Ich war mutig und habe gelernt, mich durchzusetzen; Man darf das Ziel nicht aus den Augen verlieren; Es ist wichtig, den Willen zu haben, ein selbstbestimmtes Leben zu führen*). Dies kommt beispielsweise durch die bewusste Entscheidung, Wien als Heimatstadt zu wählen, zum Ausdruck (*Narration: Ich habe mich bewusst für Wien als meine (Heimat-)Stadt entschieden!*). Autonomie drückt sich auch in dem Wissen aus, mögliche Chancen im Leben genützt (*Narration: Ich habe meinen Fleiß und meine Intelligenz zur richtigen Zeit am richtigen Ort eingesetzt*) und aktiv an einem persönlichen und beruflichen Weiterkommen gearbeitet zu haben (*Narrationen: Ich habe mich mein Leben lang weitergebildet, Bildung ist wichtig!; Ich habe aus eigener Kraft die Sprache gelernt!; Es ist wichtig zu arbeiten und Verantwortung zu übernehmen*). Transnationale Migrationsbezüge (*Narration: Das Wissen von und die Zugehörigkeit zu verschiedenen Kultursystemen ist bereichernd und macht flexibler*) sowie das aktive Engagement für persönliche Anliegen (*Narrationen: Es ist wichtig, sich für etwas einzusetzen, und in Österreich habe ich die Möglichkeit dazu*) spiegeln das Leben von Autonomieansprüchen in der Migration wider.

Amann (2000) definiert Lebenslagen anhand der Ausgangs- und Entwicklungschancen eines Individuums. Die jeweilige Lebenslage konstituiert sich aus den vier Kategorien *Arbeit, Alter, Geschlecht* und *Staat/Recht* (vgl. Kapitel 2.3 *Lebenslagen im Alter(n)*). Innerhalb einer Lebenslage ist zwar ein gewisser „Spielraum“ (Amann 2000: 58) zu einer persönlichen Entwicklung und Gestaltung möglich, doch eine Emanzipation von der Lebenslagenzugehörigkeit gestaltet sich schwierig. Da in dieser Dissertation unter anderem nach Lebenslagen kontrastiert wurde, konnte in den Analysen der Frage nachgegangen werden, inwiefern die Entwicklung von Ressourcen zwar migrationsbedingt, aber lebenslagenunabhängig ist. Viele Ressourcen werden unabhängig von der jeweiligen Lebenslagenzugehörigkeit genannt und sind in allen vier Kategorien (*Strukturelle und ökonomische Ressourcen; soziale und personelle Ressourcen; kognitive und emotionale Ressourcen* sowie *Autonomie und Handlungsfreiheit*) zu finden. Es kristallisieren sich dennoch gewisse Tendenzen heraus. An dieser Stelle muss nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass es sich hierbei um eine qualitative Studie handelt, und diese somit keinerlei Anspruch auf Repräsentativität erhebt. Dennoch wurden Ressourcen, die unter der Kategorie *Strukturelle und ökonomische Ressourcen* subsumiert werden, häufig von MigrantInnen genannt, die als ArbeitsmigrantInnen (damals geplante „GastarbeiterInnen“) nach Wien kamen. Für sie stellt die Verbesserung des Lebensstandards einen wichtigen Indikator für einen Migrationserfolg dar (vgl. beispielhaft Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Matthäi 2004). Die Vermutung liegt nahe, dass für jene MigrantInnen, die bereits aus gut situierten Verhältnissen stammen und einen hohen Lebensstandard zum Zeitpunkt der Migration aufwiesen, das Erreichen von ökonomischen Zielen bei einer Evaluation der Biografie eine marginalere Rolle spielte. Das

Ressourcenpotenzial dieser Gruppe könnte demgegenüber stärker im kognitiven und emotionalen Bereich zu finden sein. Eine empirische Überprüfung dieser Annahme bietet sich für eine Folgestudie an.

Die Stadt Wien als Lebensmittelpunkt ist bei den befragten InterviewpartnerInnen für einen Zeitraum von 30 bis 69 Jahren festzustellen, wobei das Gros in den 1970er-Jahren nach Österreich migrierte. Es wäre daher viel zu weit gegriffen, innerhalb der Zielgruppe eine gemeinsame Generationenlagerung (vgl. Kapitel 2.1 *Alter(n), ein undefinierbarer Begriff?*) im Sinne Mannheims (1928) zu sehen. Dennoch wird der Gedanke Mannheims für jene GesprächspartnerInnen aufgegriffen, die in den 1970er-Jahren nach Wien migrierten, denn die Situation in Österreich zum Zeitpunkt ihrer Einwanderung war vergleichbar. Mannheim definiert eine Generation anhand von gemeinsam geteilten Prägeerlebnissen innerhalb eines historischen Kontexts (vgl. Mannheim 1928; Bude 2009). Dieser Gedanke könnte auf jene GesprächspartnerInnen übertragen werden, die bei ihrer Migration nach Österreich die gleiche gesellschaftliche und geschichtliche Situation vorfanden. Das heißt, die Erfahrung, bei der Ankunft in Wien nicht der *In-group* (Schütz 2002) anzugehören und nicht das „Denken-wie-üblich“ mit der Mehrheitsbevölkerung zu teilen, fand in einem ähnlich gelagerten Zeitraum statt. Die Situation in Wien wird zwar differenziert beschrieben, der historische Kontext bleibt jedoch gleich. Mannheims Idee aufgreifend, könnte von einem gemeinsam geteilten *Migrationszusammenhang* gesprochen werden. Zukünftige biografische Analysen, die speziell auf die Ankunftszeit in Österreich fokussieren, könnten einen wichtigen wissenschaftlichen Beitrag leisten, um die Entwicklung eines Konzepts des Migrationszusammenhangs zu verfolgen.

Reinprecht (2006) weist darauf hin, dass MigrantInnen in vielerlei Hinsicht mit den gleichen altersspezifischen Problematiken konfrontiert sind wie die autochthone Bevölkerung. Sie sollten daher nicht als ein Randphänomen wahrgenommen werden, sondern als Ausdruck des allgemeinen gesellschaftlichen Wandels. So ist die Facettenhaftigkeit und Unberechenbarkeit von Lebensläufen ein allgemeiner gesellschaftlicher Trend, der auf der einen Seite eine zunehmende Ungleichheit produziert, auf der anderen Seite eine Optionenvielfalt eröffnet (Reinprecht 2006). Dennoch sind einige Spezifika von älteren MigrantInnen auszumachen, die sich aus der Migrationserfahrung ergeben. So wurde bereits empirisch belegt, dass im Alter ein Rückzug – insbesondere in einem feindlichen und diskriminierenden Umfeld – in die eigene ethnische Gruppe psychisch stabilisierend wirken kann (vgl. ebd.; Esser 2003, 2004; Schenk 2007; Dietzel-Papakyriakou 2005). Bei der Bilanzierung des eigenen Lebens, die häufig mit einem Pensionseintritt korreliert (Rosenmayr 2004), übt das Lebensprojekt Migration einen erheblichen Einfluss aus (vgl. Reinprecht 2006; Latcheva, Herzog-Punzenberger 2011; Matthäi 2004), wobei das Erreichen von ökonomischen und sozialen Zielen ausschlaggebend ist. Das Vor-Augen-Halten einer möglichen Remigration und das Leben von transnationalen Migrationsbezügen durch ein Pendeln zwischen Aufnahme- und Herkunftsland sind ebenfalls migrationsspezifische Ressourcen im Alter (vgl. Fassmann 2012;

Brockmann 2002; Kruse et al. 2004; Reinprecht 2006). Eine Folgestudie könnte, aufbauend auf Ergebnissen dieser Studie, Vergleiche zwischen Personen mit und ohne Migrationshintergrund ziehen. Eine interessante Frage hierbei wäre, ob es spezifische Ressourcen im Alter gibt, die durch eine permanente Sesshaftigkeit – also das Gegenteil einer Migration – entstehen, und wenn ja, welche diese sind.

Im Kapitel 6.5 *Narrative des Migrationsprozesses* wurden den jeweiligen Ressourcenkategorien Narrative zugeteilt. Diese Narrative könnten in einer quantitativen Folgestudie auf ihre Validität überprüft werden. Es könnten in weiterer Folge Differenzen zwischen den Geschlechtern, der Migrationsmotivation, den Ethnien, dem Migrationszeitpunkt usw. herausgearbeitet werden.

## V. Literatur

*Abel, Thomas; Kolip, Petra; Wydler, Hans* (2000): Sense of Coherence und Salutogenese. Ein Essay zur Kritik und Weiterentwicklung einer aktuellen Perspektive in der Gesundheitsforschung. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag, 197-201

*Allardt, Erik* (1997): Having, Loving, Being: An Alternative to the Swedish Model of Welfare Research. In: Nussbaum, Marta C. Sen, Amartya (Hg.): The Quality of Life. Oxford: Clarendon Press, 88-94

*Amann, Anton* (2000): Sozialpolitik und Lebenslagen älterer Menschen. In: Backes, Gertrud; Clemens, Wolfgang (Hg.): Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen. Opladen: Leske + Budrich, 53-74

*Amann, Anton* (2004): Die großen Alterslügen: Generationenkrieg, Pflegechaos, Fortschrittsbremse? Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag

*Amann, Anton* (2008): Sozialgerontologie: ein multiparadigmatisches Forschungsprogramm? In: Amann, Anton; Kolland, Franz (Hg.): Das erzwungene Paradies des Alterns? Fragen an eine kritische Gerontologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 45-63

*Amann, Anton* (2009): Oberste Zielsetzung des Planes. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 31-50

*Amann, Anton* (2009): 2. Ökonomische Lage, soziale Differenzierung und Generationengerechtigkeit. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 71-87

*Amann, Anton* (2009): 3. Ältere Arbeitskräfte und „Arbeit“ im Alter. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 88-105

*Amann, Anton* (2009): 4. Gesundheitsförderung und Gesundheitssituation. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 106-123

*Amann, Anton* (2009): 14. Sicherung der Infrastruktur. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 280-288

*Amann, Anton* (2010): Lebensqualität im Alter – Zwischen Privathaushalt und Pflegeheim. In: Breinbauer, Ines M.; Ferring, Dieter; Haller, Miriam; Meyer-Wolters, Hartmut: Transdisziplinäre Alter(n)sstudien – Gegenstände und Methoden: Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann GmbH, 137-151

*Amann, Anton; Kolland, Franz* (2008): Kritische Sozialgerontologie – Konzeptionen und Aufgaben. In: Amann, Anton; Kolland, Franz (Hg.): Das erzwungene Paradies des Alterns? Fragen an eine kritische Gerontologie, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 13-45

*Angermeyer, Matthias; Kilian, Reinhold; Matschinger, Herbert* (2000): WHOQOL-100 und WHOQOL\_BREF. Handbuch für die deutschsprachige Version der WHO-Instrumente zur Erfassung von Lebensqualität. Göttingen: Hogrefe

*Antonovsky, Aaron* (1979): Health, stress, and coping: New perspectives on mental and physical well-being. San Francisco: Jossey-Bass

*Antonovsky, Aaron* (1995): The moral and the healthy: Identical, overlapping or orthogonal? In: *Israel Journal of Psychiatry & Related Sciences* 32, 5-13

*Antonovsky, Aaron* (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit.* (Deutsche erweiterte Herausgabe von Alexa Franke), Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie

*Apitzsch, Ursula* (Hg.) (1999): *Migration und Traditionsbildung.* Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

*Apitzsch, Ursula* (1999): Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchsprozesse. In: *Apitzsch, Ursula* (Hg.): *Migration und Traditionsbildung.* Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 7-20

*Apitzsch, Ursula* (2003): Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume. In: *Apitzsch, Ursula; Jansen, Mechthild M.* (Hg.): *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse.* Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 65-80

*Apitzsch, Ursula; Jansen, Mechthild M.* (Hg.) (2003): *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse.* Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

*Apitzsch, Ursula; Kontos, Maria* (2003): Self-employment, Gender and Migration. In: *International Review of Sociology* 13 (1), 67-76

*Apitzsch, Ursula; Gündüz, Eran* (2012): Ethnicity and Belonging as Experienced Dimensions in Mixed Marriages. *Johann Wolfgang Goethe Universität: Papers* 2012, 97/1, 79-92 (online abgerufen: 07.11.2014)

*Ates, Gülay; Reinprecht, Christoph* (2013): Migration als Bildungsprozess. In: *Kolland, Franz; Müller, Karl H.* (Hg.): *Alter und Gesellschaft im Umbruch.* Festschrift für Anton Amann. Wien: edition echoraum, 31-34

*Ates, Gülay; Reinprecht, Christoph* (2015): Migration als Bildungsprozess. In: *Faschingeder, Gerald; Kolland, Franz* (Hg.): *Bildung und ungleiche Entwicklung. Globale Konvergenzen und Divergenzen in der Bildungswelt.* Wien: new academic press, 175-187

*Backes, Gertrud M.* (2004): Alter und Altern im Kontext der Entwicklung von Gesellschaft. In: *Kruse, Andreas; Martin, Mike* (Hg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht.* Bern: Verlag Hans Huber, 82-96

*Backes, Gertrud M; Clemens, Wolfgang* (2000): Lebenslagen im Alter – Erscheinungsformen und Entwicklungstendenzen. In: *Backes, Gertrud; Clemens, Wolfgang* (Hg.): *Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen.* Opladen: Leske + Budrich, 7-27

*Backes, Gertrud M; Clemens, Wolfgang* (2003): *Lebensphase Alter: eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung.* 2. überarbeitete Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Backes, Gertrud M; Clemens, Wolfgang* (2013): *Lebensphase Alter: eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung.* 4. überarbeitete Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Baldaszi, Erika* (2006): Stand der Forschung zur Migration in Österreich. Eine kurze Übersicht. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* (online publiziert: 25.08.2006)

*Baltes, Paul; Baltes, Margret* (1990): *Successful aging: Perspectives from the behavioral science.* New York: Cambridge University Press

*Bauman, Zygmunt* (2001): *Community: Seeking Safety in an Insecure World*. Cambridge: Polity Press

*Baykara-Krumme, Helen* (2012): Die Bedeutung der Migrationserfahrung für die soziale Einbindung im Alter. Konzeptionelle Überlegungen und empirische Befunde. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 255-287

*Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter* (Hg.) (2012): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS

*Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter* (2012): Viele Welten des Alterns? Ältere Migrantinnen und Migranten in der Alter(n)s- und Migrationsforschung. Eine Einführung. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 11-42

*Beauvoir, Simone de* (2012): *Das Alter*. 5. Auflage. Deutsch von Anjuta Aigner-Dünnwald und Ruth Henry. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag

*Bengel, Jürgen; Strittmatter, Regine; Willmann, Hildegard* (2001): Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussionsstand und Stellenwert. Erweiterte Neuauflage. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzGA) (Online-Ausgabe)

*Bengel, Jürgen; Lyssenko, Lisa* (2012): Resilienz und psychologische Schutzfaktoren im Erwachsenenalter. Stand der Forschung zu psychologischen Schutzfaktoren von Gesundheit im Erwachsenenalter. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzGA) (Online-Ausgabe). [http://www.npg-rsp.ch/fileadmin/npg-rsp/Themen/Bengel\\_2012\\_Resilienz\\_und\\_Gesundheitsfoerderung.pdf](http://www.npg-rsp.ch/fileadmin/npg-rsp/Themen/Bengel_2012_Resilienz_und_Gesundheitsfoerderung.pdf)

*Berger, Peter; Luckmann, Thomas* (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag

*Berry, John; Kim, Uicho* (1988): Acculturation and mental health. In: Dasen, Pierre; Berry, John; Sartorius, Norman (Hg.): *Health and cross-cultural psychology*. London: Sage, 207-236

*Blakemore, Ken; Boneham, Margaret* (1994): *Age, Race and Ethnicity*. Buckingham: Open University Press

*BMFSFJ* (2005): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potentiale des Alterns in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin.  
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/fuenfter-altenbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (22.09.2015)

*BMFSFJ* (2010): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft. Berlin.  
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/bt-drucksache-sechster-altenbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (22.09.2015)

*Bourdieu, Pierre* (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Welt. Sonderband 2. Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co. 183-198

*Bowman, Barbara J.* (1996): Cross-Cultural Validation of Antonovsky's sense of coherence scale. In: *Journal of Clinical Psychology* 52 (5), 547-549

- Bowman, Barbara J.* (1997): Cultural Pathways toward Antonovsky's Sense of Coherence. In: *Journal of Clinical Psychology* 53 (2), 139-142
- Breckner, Roswitha* (2009): *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Breinbauer, Ines M.; Ferring, Dieter; Haller, Miriam; Meyer-Wolters, Hartmut* (2010): *Transdisziplinäre Alter(n)sstudien – Gegenstände und Methoden*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann GmbH
- Brockmann, Michaela* (2002): Towards a Model of Quality of Life for Older Ethnic Minority Migrants in Germany, Austria and the UK, *European Societies*, 4:3, 285-306. <http://dx.doi.org/10.1080/1461669022000013577>
- Bude, Heinz* (2009): 3.7 Qualitative Generationsforschung. In: *Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines* (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 187-193
- Bude, Heinz* (2009): 5.21 Die Kunst der Interpretation. In: *Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines* (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 569-578
- Burkert, Carola; Hochfellner, Daniela; Wurdack, Anja* (2012): Ältere Migrantinnen und Migranten am Arbeitsmarkt. In: *Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter* (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 77-100
- Butler, Robert Neil* (1969): Age-ism: Another form of bigotry. In: *Gerontologist* 9, 243-246
- Clemens, Wolfgang* (2012): Zwischen ‚Jungem Alter‘ und dem Ende des Lebens – Neuere alter(n)ssoziologische und gerontologische Beiträge. In: *Soziologische Revue* 35 (4), 437-445
- Clemens, Wolfgang; Naegele, Gerhard* (2004): Lebenslagen im Alter. In: *Kruse, Andreas; Martin, Mike* (Hg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber, 182-206
- Cumming, Elaine; Henry, William* (1961): *Growing Old: The Process of Disengagement*. New York: Basic Book.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria* (1993): *Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: Zurückkehren oder bleiben?* Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag
- Dietzel-Papakyriakou, Maria* (2004): Heimweh bei alten Migranten: Die Sehnsucht nach der Heimat ist auch eine Sehnsucht nach dem Raum. In: *Karakasoglu, Yasemin; Lüddecke, Julian* (Hg.): *Migrationsforschung und Interkulturelle Pädagogik. Aktuelle Entwicklungen in Theorie, Empirie und Praxis*. Münster: Waxmann Verlag, 29-44
- Dietzel-Papakyriakou, Maria* (2005): Potenziale älterer Migranten und Migrantinnen. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 38 (6), 369-406
- Dietzel-Papakyriakou, Maria* (2012): Ein Blick zurück nach vorn: Zwei Jahrzehnte Forschung zu älteren Migrantinnen und Migranten. In: *Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter* (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 437-447
- Dietzel-Papakyriakou, Maria; Olbermann, Elke* (1996): Soziale Netzwerke älterer Migranten: Zur Relevanz familiärer und interethischer Unterstützung. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 29 (1), 34-41

*Ding-Greiner, Christina; Lang, Erich* (2004): Altersprozesse und Krankheitsprozesse – Grundlagen. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Altersprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 182-206

*Duetz, Margreet; Abel, Thomas; Siegenthaler, Franziska; Niemann, Steffen* (2000): Zur Operationalisierung des Gesundheitsbegriffs in empirischen Studien zum Kohärenzgefühl. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag, 85-98

*Eichler, Katja Johanna* (2008): Migration, transnationale Lebenswelten und Gesundheit. Eine qualitative Studie über das Gesundheitshandeln von Migrantinnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

*Eisenstadt, Shmuel N.* (1954): The Absorption of Immigrants. A comparative study based mainly on the Jewish community in Palestine and the State of Israel. London

*Endreß, Martin; Rampp, Benjamin* (2015): Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie. In: Endreß, Martin; Maurer Andrea (Hg.): Resilienz im Sozialen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 33-55

*Esser, Hartmut* (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse (Soziologische Texte 119, N. F.). Darmstadt, Neuwied

*Esser, Hartmut* (2003): Ist das Konzept der Assimilation überholt? In: Geographische Revue 2003 (5), 5-22.

[http://scholar.google.at/scholar?lookup=0&q=Esser,+Hartmut+\(2003\):+Ist+das+Konzept+der+Assimilation+überholt%3F&hl=de&as\\_sdt=0,5&as\\_vis=1](http://scholar.google.at/scholar?lookup=0&q=Esser,+Hartmut+(2003):+Ist+das+Konzept+der+Assimilation+überholt%3F&hl=de&as_sdt=0,5&as_vis=1) (online abgerufen: 02.12.2016)

*Esser, Hartmut* (2004): Does the „New“ Immigration Require a „New“ Theory of Intergenerational Integration? In: The International Migration Review 38 (3), 1126-1159

*Esser, Hartmut* (2006): Migration, Sprache und Integration. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoa-113493> (online abgerufen: 10.10.2016)

*Fassmann, Heinz* (Hg.) (2007): 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Klagenfurt: Drava Verlag

*Fassmann, Heinz* (2012): Ruhestandswanderung und stationäres Altern. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 365-384

*Faltermaier, Toni* (2000): Die Salutogenese als Forschungsprogramm und Praxisperspektive. Anmerkungen zu Stand, Problemen und Entwicklungschancen. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag, 185-196

*Faltermaier, Toni; Kühnlein, Irene; Burda-Viering, Martina* (1998): Gesundheit im Alltag. Laienkompetenz in Gesundheitshandeln und Gesundheitsförderung. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Fischer-Rosenthal, Wolfram* (1999): Der zugeschnürte Arm und die abgewürgte Lebenswelt. Zur Biographik eines Falles von Arbeitsunfähigkeit, Migration nach Deutschland und psychiatrischer Karriere. In: Apitzsch, Ursula (Hg.): Migration und Traditionsbildung. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 206-231

*Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele* (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske und Budrich, 133-164

*Flick, Uwe* (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. überarbeitete Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

*Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines* (Hg.) (2009): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag

*Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines* (2009): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag

*Flusser Vilèm* (1992): Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit. In: Flusser, Vilèm (Hg.): Bodenlos. Eine Philosophische Autobiographie. Köln: Bollmann Verlag, 247-264

*Franke, Alexa* (1997): Vorwort zur deutschen Ausgabe. In: Antonovsky, Aaron: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit (deutsche erweiterte Herausgabe von Alexa Franke). Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, 11-12

*Franke, Alexa* (1997): Zum Stand der konzeptionellen und empirischen Entwicklung des Salutogenesekonzepts. In: Antonovsky, Aaron: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit (deutsche erweiterte Herausgabe von Alexa Franke), Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, 171-192

*Frankl, Viktor* (2002): Logotherapie und Existenzanalyse. Texte aus sechs Jahrzehnten. Weinheim, Basel: Beltz Verlag

*Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred* (2003): Das qualitative Interview. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG

*Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred* (2009): Interpretative Sozialforschung: Der Prozess. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG

*Geyer, Siegfried* (2000): Antonovsky's sense of coherence – ein gut geprüftes und empirisch bestätigtes Konzept? In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag, 71-83

*Glaser, Barney; Strauss, Anselm* (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Hans Huber Verlag

*Han, Petrus* (2010): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. 3. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart: Lucius & Lucius

*Hartung, Susanne* (2012): Was hält uns gesund? Gesundheitsressourcen: Von der Salutogenese zum Sozialkapital. In: Schott, Thomas; Hornberg, Claudia (Hg.): Die Gesellschaft und ihre Gesundheit. 20 Jahre Public Health in Deutschland: Bilanz und Ausblick einer Wissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 235-255

*Haug, Sonja* (2000): Klassische und neuere Theorien der Migration. Arbeitspapiere. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.  
[http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2014/5124/pdf/wp\\_30.pdf](http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2014/5124/pdf/wp_30.pdf) (online abgerufen 19.10.2016)

*Haug, Sonja* (2004): Soziale Integration durch soziale Einbettung in Familie, Verwandtschafts- und Freundesnetzwerke. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 29 (2), 163-192

*Hauptert, Bernhard* (1991): Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung. Ein Auswertungsverfahren, dargestellt am Beispiel eines Projektes zur Jugendarbeitslosigkeit. In: Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 213-254

*Havighurst, Robert* (1961): Successful aging. In: Gerontologist 1, 8-13

*Hitzler, Ronald; Eberle, Thomas S.* (2009): 3.1 Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 109-117

*Hitzler, Ronald; Honer, Anne* (1988): Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis 18 (6), 496-501. <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/5550>

*Hitzler, Ronald; Honer, Anne* (1994): Zeitbasteln: ein Aspekt alltäglicher Sinnkonstruktion. In: Sozialwissenschaftliche Informationen 23, 214-221. <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/5391>

*Hitzler, Ronald; Honer, Anne* (1997): Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske und Budrich, 7-27

*Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim* (1970): Migration. Ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart: Enke

*Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim* (1973): Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz. Stuttgart: Enke

*Holloway, Immy; Wheeler, Stephanie* (1998): Qualitative Pflegeforschung. Grundlagen qualitativer Ansätze in der Pflege. Wiesbaden: Ullstein Medical

*Honer, Anne* (2009): 3.8 Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 194-204

*Höfer, Renate* (2000): Kohärenzgefühl und Identitätsentwicklung. Überlegungen zur Verknüpfung salutogenetischer und identitätstheoretischer Konzepte. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag, 57-69

*Hurrelmann, Klaus* (1994): Sozialisation und Gesundheit. Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf. 3. Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Hurrelmann, Klaus* (2010): Gesundheitssoziologie. Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Theorien von Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung. 7. Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Huxhold, Oliver; Mahne, Katharina; Naumann, Dörte* (2010): Soziale Integration. In: Motel-Klingebiel Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 215-233

*Huxhold, Oliver; Wurm, Susanne* (2010): Altersdiskriminierung. In: Motel-Klingebiel Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 234-245

*Keck, Markus; Sakdapolrak, Patrick* (2013): What ist social resilience? Lessons learned and ways forward. In: *Erdkunde* 67 (1), 5-19

*Kirkcaldy, Bruce; Wittig, Ulla; Furnham, Adrian; Merbach, Martin; Siefen, Rainer Georg* (2006): Migration und Gesundheit. Psychosoziale Determinanten. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* 49 (9), 873-883

*Kneer, Georg* (1996): Migration und Konstruktion. Das push-pull-Modell aus der Sicht einer konstruktivistischen Migrationstheorie. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 19 (1), 32-42

*Kohlbacher, Josef; Reeger, Ursula* (2007): Wohnverhältnisse und Segregation. In: *Fassmann, Heinz* (Hg.), 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Klagenfurt: Drava Verlag, 305-327

*Kohls, Martin* (2012): Leben ältere Migranten länger? Eine Analyse von Sterberisiken älterer Migrantinnen und Migranten in Deutschland. In: *Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter* (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 201-222

*Kolb, Bettina* (2009): 6. Alter und Genderfragen: Die besondere Lage älterer Frauen. In: *Bundesplan für Seniorinnen und Senioren*. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 137-150

*Kolland, Franz* (2009): 5. Bildung und Lebensbegleitendes Lernen. In: *Bundesplan für Seniorinnen und Senioren*. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 124-136

*Kolland, Franz; Meyer Schweizer, Ruth* (2012): Altern und Wertewandel. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 45, 587-592

*Kolip, Petra; Wydler, Hans; Abel, Thomas* (2000): Gesundheit: Salutogenese und Kohärenzgefühl. Einleitung und Überblick. In: *Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas* (Hg.): *Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts*. Weinheim, München: Juventa Verlag, 11-21

*Kontos, Maria* (1999): Migration – Zwischen Autonomie und Tradition. In: *Apitzsch, Ursula* (Hg.): *Migration und Traditionsbildung*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 232-241

*Kreckel, Reinhard* (1983): Theorien sozialer Ungleichheit im Übergang. In: *Kreckel, Reinhard* (Hg.): *Soziale Welt. Sonderband 2. Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., 3-12

*Krumme, Helen* (2004): Fortwährende Remigration: Das transnationale Pendeln türkischer Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten im Ruhestand. In: *Zeitschrift für Soziologie* 33 (2), 138-153

*Kruse, Andreas; Martin, Mike* (Hg.) (2004): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber

*Kruse, Andreas; Schmitt, Eric; Dietzel-Papakyriakou, Maria; Kampanaros, Dimitros* (2004): Migration. In: *Kruse, Andreas; Martin, Mike* (Hg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber, 576-592

*Kruse, Andreas; Wahl, Hans-Werner* (2010): *Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag

*Kvale, Steinar* (1996): Interviews. An Introduction to Qualitative Research Interviewing. Thousand Oaks, London, New Delhi: SAGE Publications

*Lamnek, Siegfried* (1995): Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie. 3. korrigierte Auflage. Weinheim: BELTZ, Psychologie Verlag Union

*Lang, Frieder R.* (2004): Soziale Einbindung und Generativität im Alter. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 362-372

*Latcheva, Rossalina; Herzog-Punzenberger, Barbara* (2011): Integration revisited. Zur Dynamik und Kontextabhängigkeit individueller Integrationsverläufe am Beispiel von MigrantInnen der ersten Generation in Wien. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS) 36 (1), 3-27

*Laubenthal, Barbara; Pries, Ludger* (2012): Alter und Migration – eine transnationale Perspektive. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 201-222

*Lazarus, Richard; Folkman, Susan* (1987): Transactional theory and research of emotions and coping. In: Special Issue. European Journal of Personality 1, 141-170

*Lebhart, Gustav; Marik-Lebeck, Stephan* (2007): Zuwanderung nach Österreich: aktuelle Trends. In: Fassmann, Heinz (Hg.): 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Klagenfurt: Drava Verlag, 145-163

*Lebhart, Gustav; Marik-Lebeck, Stephan* (2007): Bevölkerung mit Migrationshintergrund. In: Fassmann, Heinz (Hg.): 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Klagenfurt: Drava Verlag, 165-182

*Lee, Everett* (1972): Eine Theorie der Wanderung. In: György, Széll (Hg.): Regionale Mobilität. München: Nymphenburger Verlagshaus, 115-129

*Leppert, Karena; Strauß, Bernhard* (2011): Die Rolle von Resilienz für die Bewältigung von Belastungen im Kontext von Altersübergängen. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 44, 313-317

*Luckmann, Thomas* (2008): Konstitution, Konstruktion: Phänomenologie, Sozialwissenschaft. In: Raab, Jürgen; Pfadenhauer, Michaela; Stegmaier, Peter; Dreher, Jochen; Schnettler, Bernt (Hg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 33-40

*Lueger, Manfred* (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie – Organisation – Materialanalyse. Wien: WUV Universitätsverlag

*Lutz, Helma* (1999): „Meine Töchter werden es schon schaffen“. Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden. In: Apitzsch, Ursula (Hg.): Migration und Traditionsbildung. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 165-185

*Lutz, Helma* (2010): Unsichtbar und unproduktiv? Hausarbeit und Care Work – die Rückseite der Arbeitsgesellschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS) 35 (2), 23-37

*Lutz, Helma* (2010): Gender in the Migratory Process. In: Journal of Ethnic and Migration Studies 36 (10), 1647-1663

*Mahne, Katharina; Motel-Klingebiel, Andreas* (2010): Familiäre Generationenbeziehungen. In: Motel-Klingebiel Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im

Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 188-214

*Majce, Gerhard* (2009): 1. Gesellschaftliche und politische Partizipation. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 51-70

*Mannheim, Karl* (1928): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (2), 157-185 und 309-330

*Marotzki, Winfried* (2009): 3.6 Qualitative Biographieforschung. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 175-186

*Matt, Eduard* (2009): 5.22 Darstellung qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 578-587

*Matthäi, Ingrid* (2004): Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.  
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/aeltere-migrantinnen-lang.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (27.09.2015)

*Mayring, Philipp* (2009): 5.12 Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 468-474

*Mergenthaler, Andreas* (2012): Gesundheitliche Resilienz. Konzept und Empirie zur Reduzierung gesundheitlicher Ungleichheit im Alter. Wiesbaden: Springer Verlag für Sozialwissenschaften

*Merleau-Ponty, Maurice* (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: de Gruyter

*Mollenkopf, Heidrun; Oswald, Frank; Wahl, Hans-Werner; Andreas, Zimber* (2004): Räumlich-soziale Umwelten älterer Menschen: Die ökogerontologische Perspektive. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 343-361

*Motel-Klingebiel, Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens* (Hg.) (2010): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

*Motel-Klingebiel, Andreas; Wurm, Susanne; Huxhold, Oliver; Tesch-Römer, Clemens* (2010): Wandel von Lebensqualität und Ungleichheit in der zweiten Lebenshälfte. In: Motel-Klingebiel, Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 15-31

*Nussbaum, Martha* (1997): Non-Relative Virtues: an Aristotelian Approach. In: Nussbaum, Martha; Sen, Amartya (Hg.): The Quality of Life. Oxford: Clarendon Press, 242-269

*Nussbaum, Martha* (2006): Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership. Cambridge, London: Belknap

*Nussbaum, Martha; Sen, Amartya* (Hg.) (1997): The Quality of Life. Oxford: Clarendon Press

*Park, Robert E.* (1925): The City. Chicago

*Perchinig, Bernhard* (2010): Migration, Integration und Staatsbürgerschaft – was taugen die Begriffe noch? In: Langthaler, Herbert (Hg.): Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde. Innsbruck: Studien Verlag, 13-33

*Pries, Ludger* (2015): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. 3. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

*Razum, Oliver; Spallek, Jacob* (2012): Erklärungsmodelle zum Zusammenhang zwischen Migration und Gesundheit im Alter. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 161-180

*Reichert, Jo* (2009): Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 514-524

*Reinprecht, Christoph* (2006): Nach der Gastarbeit. Prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft. Bern: Verlag Hans Huber

*Reinprecht, Christoph* (2006): La solidarité des semblables. In: *Les rives de l'iriv* 7, 7-8

*Reinprecht, Christoph* (2007): Alt nach der Gastarbeit. In: Fassmann, Heinz (Hg.): 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Klagenfurt: Drava Verlag, 211-224

*Reinprecht, Christoph* (2009): 13. Ältere Migrantinnen und Migranten. In: Bundesplan für Seniorinnen und Senioren. St. Pölten: Zentrum für Alternswissenschaften, Gesundheits- und Sozialpolitikforschung (Zentas), 263-279

*Reinprecht, Christoph* (2010): Empirisch gestützte Reflexionen zur Bestimmung des Integrationserfolgs im Migrationskontext. In: Langthaler, Herbert (Hg.): Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde. Innsbruck: Studien Verlag, 42-48

*Reinprecht, Christoph* (2012): Migration als Determinante von Lebensqualität: Strukturelle, kulturelle und biografische Aspekte. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 161-180

*Reinprecht, Christoph; Weiss, Hilde* (2012): Migration und Integration: Soziologische Perspektiven und Erklärungsansätze. In: Fassmann, Heinz; Dahlvik, Julia (Hg.): Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven. Ein Reader. 2. erweiterte und überarbeitete Auflage. Göttingen, Wien: V&R Unipress/Vienna University Press, 13-34

*Rentsch, Thomas; Birkenstock, Eva* (2004): Ethische Herausforderungen. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 613-626

*Rosenmayr, Leopold* (2004): Zur Philosophie des Alterns. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 13-28

*Rosenmayr, Leopold; Kolland, Franz* (2002): Altern in der Großstadt. Eine empirische Untersuchung über Einsamkeit, Bewegungsarmut und ungenutzte Kulturchancen in Wien. In: Backes, Gertrud; Clemens, Wolfgang (Hg.): Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen: Leske und Budrich, 251-278

*Rosenthal, Gabriele* (1999): Migrationen und Leben in multikulturellen Milieus: Nationale Zugehörigkeit zur Herstellung von familien- und lebensgeschichtlicher Kontinuität. In: Apatzsch, Ursula (Hg.): Migration und biographische Traditionsbildung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 22-34

*Rosenthal, Gabriele* (2004): Biographical research. In: Clive, Seale; Gobo, Giampietro; Gubrium, Jaber; Silverman, David (Hg.): *Qualitative Research Practice*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage Publications, 48-64

*Rosenthal, Gabriele; Fischer-Rosenthal, Wolfram* (2009): 5.11 Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 456-467

*Sahyazici, Fidan; Huxhold, Oliver* (2012): Depressive Symptome bei älteren türkischen Migrantinnen und Migranten. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 181-200

*Schaufler, Claudia* (2010): Horror senii – eine Angst vor Fremden. Versuch einer phänomenologischen Irritation. In: Breinbauer, Ines M.; Ferring, Dieter; Haller, Miriam; Meyer-Wolters, Hartmut (Hg.): *Transdisziplinäre Alter(n)sstudien – Gegenstände und Methoden*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann GmbH, 331-350

*Scheibelhofer, Elisabeth* (2011): Raumsensible Migrationsforschung. Methodologische Überlegungen und ihre empirische Relevanz für die Migrationssoziologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

*Schenk, Liane* (2007): Migration und Gesundheit – Entwicklung eines Erklärungs- und Analysemodells für epidemiologische Studien. In: *International Journal of Public Health* 52 (2), 87-96

*Schenk, Liane* (2008): Gesundheit und Krankheit älterer und alter Migranten In: Kuhlmei, Adelheid; Schaeffer, Doris (Hg.): *Alter, Gesundheit und Krankheit*. Bern: Verlag Hans Huber, 156-173

*Schiffer, Eckhard* (2001): *Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfahndung*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag

*Schimany, Peter; Baykara-Krumme* (2012): Zur Geschichte und demografischen Bedeutung älterer Migrantinnen und Migranten in Deutschland. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, 43-73

*Schmitt, Eric* (2004): Altersbild – Begriff, Befunde und politische Implikationen. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber, 153-147

*Schneider, Christa M.* (2000): Philosophische Überlegungen zu Aaron Antonovskys Konzept der Salutogenese. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): *Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts*. Weinheim und München: Juventa Verlag, 21-41

*Schröder-Butterfill, Elisabeth; Marianti, Ruly* (2006): A framework for understanding old-age vulnerabilities. In: *Aging and Society* 22, 9-35

*Schütz, Alfred* (1971): *Gesammelte Aufsätze. Band 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff Verlag

*Schütz, Alfred* (1972): *Gesammelte Aufsätze. Band 2. Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag: Nijhoff Verlag

- Schütz, Alfred* (2002): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Merz-Benz, Peter Ulrich; Wagner, Gerhard (Hg.): Der Fremde als sozialer Typus: klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 73-92
- Schütz, Alfred* (2002): Der Heimkehrer. In: Merz-Benz, Peter Ulrich; Wagner, Gerhard (Hg.): Der Fremde als sozialer Typus: klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 93-110
- Schütze, Fritz* (1976): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Dux, Günther (Hg.): Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie, Band 10. Köln: Westdeutscher Verlag, 7-41
- Schütze, Fritz* (1978): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. 2. Auflage. Bielefeld: Universität Bielefeld
- Schütze, Fritz* (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13 (3), 183-293. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147>
- Sen, Amartya* (1997): Capability an Well-Being. In: Nussbaum, Martha; Sen, Amartya (Hg.): The Quality of Life. Oxford: Clarendon Press, 30-53
- Sen, Amartya* (1999): Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München, Wien: Verlag Carl Hanser
- Simmel, Georg* (1908): Exkurs über den Fremden. In: Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig, 509-512
- Statistik Austria; Kommission für Migrations- und Integrationsforschung der ÖAW* (2014): Migration und Integration: Zahlen. Daten. Indikatoren 2014. Wien: Statistik Austria
- Stauber, Barbara; Walther, Andreas* (2001): Institutionelle Risiken sozialer Ausgrenzung im deutschen Übergangssystem. Tübingen: IRIS
- Staudinger, Ursula* (2000): Viele Gründe sprechen dagegen, und trotzdem geht es vielen Menschen gut: Das Paradox des subjektiven Wohlbefindens. In: Psychologische Rundschau 51 (4), 185-197
- Staudinger, Ursula; Greve, Werner* (2001): Resilienz im Alter. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.): Personale gesundheitliche und Umweltressourcen im Alter. Expertisen zum Dritten Altenbericht der Bundesregierung. Opladen: Leske und Budrich, 95-144
- Tesch-Römer, Clemens* (2010): Soziale Beziehungen alter Menschen. Grundriss Gerontologie. Band 8. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer
- Tesch-Römer, Clemens; Motel-Klingebiel, Andreas* (2004): Gesellschaftliche Herausforderungen des demografischen Wandels. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 561-575
- Tesch-Römer, Clemens; Wiest, Maja; Wurm, Susanne* (2010): Subjektives Wohlbefinden. In: Motel-Klingebiel, Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 263-283
- Thomas, William I.; Znaniecki, Florian* (1974): The Polish Peasant in Europe and America. New York (Originalausgabe 1918–1921)

*Treibel, Annette* (1999): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. 2. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Tucci, Ingrid; Yildiz, Safiye* (2012): Das Alterseinkommen von Migrantinnen und Migranten: zur Erklärungskraft von Bildungs- und Erwerbsbiografien. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 101-126

*Udris, Ivars; Rimann, Martin* (2000): Das Kohärenzgefühl: Gesundheitsressource oder Gesundheit selbst? Strukturelle und funktionale Aspekte und ein Validierungsversuch. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag, 129-147

*Wahl, Hans Werner* (2004): Entwicklung gerontologischer Forschung. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber, 29-48

*Werner, Emmy E.* (1993): Risk, resilience, and recovery: Perspectives from the Kauai longitudinal study. In: *Development and Psychopathology* 5, 503-515.

*Werner, Emmy E.* (2012): Children and war: Risk, resilience, and recovery. In: *Development and Psychopathology* 24, 553-558

*WHO* (1986): Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung.  
[http://whqlibdoc.who.int/hq/1995/WHO\\_HPR\\_HEP\\_95.1.pdf](http://whqlibdoc.who.int/hq/1995/WHO_HPR_HEP_95.1.pdf) (07.01.2011)

*Wiesmann, Ulrich; Rölker, Simone; Hannich, Hans-Joachim* (2004): Salutogenese im Alter. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 37, 336-376

*Wiesmann, Ulrich; Wendlandt, Stefanie; Hannich, Hans-Joachim* (2004): Salutogenese im Alter. Kohärenzgefühl und psycho-soziale Widerstandsressourcen älterer aktiver Menschen. In: *Zeitschrift für Gerontopsychologie & -psychiatrie* 17 (3), 179-193

*Wurm, Susanne; Huxhold, Oliver* (2010): Individuelle Altersbilder. In: Motel-Klingebiel Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 246-262

*Wurm, Susanne; Schöllgen, Ina; Tesch-Römer, Clemens* (2010): Gesundheit. In: Motel-Klingebiel Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS) Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 90-117

*Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas* (Hg.) (2000): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim, München: Juventa Verlag

*Zeeb, H; Razum, Oliver* (2006): Epidemiologische Studien in der Migrationsforschung. Ein einleitender Überblick. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* 9 (49), 845-852 (online publiziert: 30.08.2006)

*Zeman, Peter* (2012): Ältere Migrantinnen und Migranten in der Altenhilfe und kommunalen Alterspolitik. In: Baykara-Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 449-465

*Zimmermann, Harm-Peer* (2012): Altersbilder von türkischen Migrantinnen und Migranten in Deutschland im Vergleich. Islamische Grundsätze – alltägliche Sichtweisen. In: Baykara-

Krumme, Helen; Motel-Klingebiel, Andreas; Schimany, Peter (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 101-126

## Abstract

Die vorliegende Dissertation geht der Frage nach, wie Migrantinnen und Migranten, die seit mehreren Jahrzehnten in Österreich leben und die Lebensphase Alter in diesem Land verbringen, eine positive subjektive Lebensqualität erzeugen. Der Studie liegt die Annahme zugrunde, dass durch die Erfahrung der Migration Ressourcen entstehen oder begünstigt werden, die im Alter positiv auf das subjektive Wohlbefinden wirken. Ziel der Dissertation ist es, diese Ressourcen zu benennen.

Theoretischer Ausgangspunkt ist eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Salutogenese und des Kohärenzgefühls (SOC) nach Aaron Antonovsky (1997), also der Suche nach positiven und Resilienz erzeugenden Ressourcen, die Gesundheit fördern bzw. aufrechterhalten. Da Antonovsky in seinen Abhandlungen eine Definition von Gesundheit schuldig bleibt (vgl. Franke 1997: 182), wird subjektive Gesundheit über das Konzept von Lebensqualität nach Amartya Sen (1997/1999) und Martha Nussbaum (1997/2006) definiert.

Die in dieser Dissertation untersuchte Zielgruppe sind Menschen mit Migrationshintergrund, die sich in der Lebensphase „Alter“ befinden. Für unseren Zusammenhang bedeutet das, dass die GesprächspartnerInnen (i) in einem anderen Land als Österreich geboren wurden, (ii) seit bereits mindestens 30 Jahren außerhalb ihres Herkunftslandes leben und (iii) über 60 Jahre alt sind. Die Erfahrung der Migration wird aus einer phänomenologischen Perspektive betrachtet. Gemäß diesem Ansatz wird die Sichtweise der migrierenden Person in Form ihrer biografischen Selbstdarstellung sowie ihrer subjektiven Konstruktionsprozesse in den Mittelpunkt gestellt (vgl. Apitzsch 1999/2003; Apitzsch, Kontos 2003; Apitzsch, Gündüz 2012; Breckner 2009; Rosenthal 1999/2004; Rosenthal, Fischer-Rosenthal 2009). Bei den durchgeführten 15 biografisch-narrativen Interviews wurde eine Kontrastierung der Fälle vorgenommen, da eine möglichst große Streuung nach Herkunft, Bildungsstand, Migrationsgrund, Alter und Geschlecht die starke Heterogenität der Zielgruppe widerspiegelt.

In Form von Zwischenfazits werden Ressourcen benannt, die sich auf einen Herkunfts- sowie Ankunftskontext, eine Reflexion der eigenen Biografie und Narrationen des Migrationsprozesses beziehen. Die Ergebnisse zeigen, dass Migration als ein Erfahrungsphänomen einen vielseitig positiven Einfluss auf das Lebensqualitätsempfinden im Alter hat. Anhand der vier Ressourcenkategorien (*strukturelle und ökonomische Ressourcen, soziale und personelle Ressourcen, kognitive und emotionale Ressourcen, Autonomie und Handlungsfreiheit*) wurden diese Bereiche identifiziert und analysiert.

Diese Dissertation kann als ein Beitrag zum Themenfeld *Alter(n) in der Migration* betrachtet werden, das lange Zeit wenig beachtet wurde, durch den demografischen Wandel jedoch zusehends an Bedeutung gewinnt.

**Schlagwörter in Deutsch:** Alter(n), Migration, Salutogenese, Lebensqualität, Resilienz, Biografie, demografischer Wandel

### **Abstract**

The thesis of this dissertation is how migrants who have lived in Austria for several decades and who stay in Austria for old age, generate positive subjective quality of life. The study is based on the assumption that through the experience of migration, additional resources are developed or facilitated, which contribute positively to subjective well-being during old age. It is the aim of this dissertation to identify these resources.

The theoretical starting point is the reflection on the concept of salutogenesis and the sense of coherence (SOC) by Aaron Antonovsky (1997), that is the search for positive and resilience-creating resources which foster or maintain health. As Antonovsky does not define the term health in his studies (cf. Franke 1997: 182), subjective health will be defined as the concept of quality of life by Amartya Sen (1997/1999) and Martha Nussbaum (1997/2006).

The target group consists of persons with a migration background finding themselves in the phase of life of old age. In the present context this means that the interview partners (i) were born in a country other than Austria, (ii) have lived outside their home country for at least 30 years and (iii) are over 60 years of age. The migration experience is looked at from a phenomenological perspective. Pursuant to this perspective, the view of the migrating person is placed in the centre in autobiographical form and in a subjective constructive process. (cf. Apitzsch 1999/2003; Apitzsch, Kontos 2003; Apitzsch, Gündüz 2012; Breckner 2009; Rosenthal 1999/2004; Rosenthal, Fischer-Rosenthal 2009). The interview partners of the fifteen biographical, narrative interviews were deliberately heterogeneous in order to contrast them in terms of origin, education, reason of migration, age and sex.

Resources have been identified in interim results, which refer to an origin and an arrival context, a reflection of the own biography and narratives of the migration process. The results show that migration as an experience phenomenon has a wide-ranging positive influence on the sense of quality of life in old age. By means of the four resource categories (*structural and economic resources, social and personal resources, cognitive und emotional resources, autonomy and freedom to act*) these areas were identified and analysed.

This dissertation can be seen as a contribution to the general theme of *aging and migration*, which has not been in focus for a long time and is gaining in importance because of the demographic change.

**Keywords in English:** age, migration, salutogenesis, quality of life, resilience, biography, demographic change